

SCHRIFTEN DER BAAR

Band 61 · 2018



Donaueschingen als Residenz
**Kulturelles Leben
im 19. Jahrhundert**

Wintergast auf der Baar
Die Kornweihe



Verein für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar

**Schriften
des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar**

61. Band 2018

**Schriften
des
Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar**

61. Band 2018



**Verein für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar
gegründet 1805**

Impressum

- Schriftleitung Dr. rer. nat. Helmut Gehring und Michael Tocha
- Die Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (kurz „Schriften der Baar“) erscheinen jährlich im April. Redaktionsschluss ist der 15. September des Vorjahres.
- Der Schriftenband kostet 20 Euro und kann über die Geschäftsstelle bezogen werden. Für Mitglieder des Vereins ist der Band im Jahresbeitrag von 25 Euro enthalten.
- Geschäftsstelle des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar
78159 Donaueschingen, Postfach 1954, Schulstraße 6
Telefon/Fax: (0771) 92 94 205
- Öffnungszeiten: Mo 18–20 Uhr (Änderungen vorbehalten)
www.baarverein.de, info@baarverein.de, Facebook: Baarverein
- Bankverbindung:
Sparkasse Schwarzwald-Baar
IBAN: DE43 6945 0065 0242 2060 10
- Titelfotos Museum Art.Plus, Donaueschingen. Im Vordergrund: Paul Schwer, GULFE, 2014, Außenskulptur in der Brigach. © VG BildKunst, Bonn 2018 & Museum Art.Plus.
- Weibchen der Kornweihe. Foto: Helmut Gehring.
- Lektorat Rolf Baiker (Projektkoordination)
Grafik/Satz Holger von Briel
Druck Druckerei Herrmann, Donaueschingen
- ISSN 0340-4765

Dieses Jahrbuch wird gefördert durch das Regierungspräsidium Freiburg, das Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis, die Stadt Donaueschingen, die Sparkasse Schwarzwald-Baar und die Firma Karl Storz (Tuttlingen).



Regierungs-
präsidium
Freiburg



Inhaltsverzeichnis

Vorwort	Seite 7
---------------	---------

Historische Abhandlungen und Beiträge

KAROLIN BRÄG

„*Museum wurde es immer schon genannt ...*“

Ein Kunstprojekt an der Brigach.	9
---------------------------------------	---

ANDREAS WILTS

Zwischen höfischer Tradition und Biedermeier –

Das kulturelle Leben der Residenzstadt Donaueschingen

im 19. Jahrhundert unter Fürst Karl Egon II. (1817 bis 1854)	19
--	----

PETER GRAßMANN

Als Schwenningen seinen Boden entdeckte –

Eine archäologische Forschungsgeschichte	51
--	----

ULF WIELANDT

Schülerkarten aus Triberg	67
---------------------------------	----

WOLFGANG HEITNER

Villingen in der Nachkriegszeit –

Besatzung, Entnazifizierung, Neuanfang	81
--	----

HUGO SIEFERT

Im Zeichen eines mutigen Aufbruchsgeistes –

<i>Donaueschingens Musik</i> Mitte des 20. Jahrhunderts	105
---	-----

Naturkundliche Abhandlungen und Beiträge

LOTHAR ÜLSAMER

Prüf- und Technologiezentrum der Daimler AG in Immendingen –

Natur und Kultur in der Region mit zukunftsweisender

Technik verbinden	115
-------------------------	-----

Inhaltsverzeichnis

WOLF HOCKENJOS

Vom Zankapfel zum Vorzeigeobjekt –
eine forstgeschichtliche Fährtenlese (Teil 3) 137

HARTMUT und GABI EBENHÖH und HELMUT GEHRING

Die Kornweihe als Durchzügler und Wintergast auf der Baar –
Beobachtungen an einem langjährigen Schlafplatz 165

Buchbesprechungen 181

Ausblick auf 2019 202

Der Baarverein – Rückblick und Ausblick 203

Vereinschronik 204

Nachrufe 213

Mitgliederverzeichnis (Stand 1. Januar 2018) 215

Verzeichnis der Partner im Schriftentausch 222

HANS KEUSEN

Durch das Siebenmühlental zum Schloss Waldenbuch
(Bericht von der Jahresexkursion 2017) 225

CLEMENS JOOS und MICHAEL TOCHA

Von der Reformation zur Ökumene (Tagungsbericht) 231

Jahresprogramm 2018 233

Ausblick – Die Baar neu entdecken 239

Hinweise für Autoren 240

Vorwort

Das erste Thema, sogar das erste Wort in diesem Jahresband lautet „Museum“ und ist damit als Leitmotiv gesetzt.

Die Künstlerin KAROLIN BRÄG stellt ein Projekt vor, das die Erinnerungen von Donaueschinger Bürgern an das „MUSEUM“ im fürstlichen Park aufgearbeitet hat – das heutige „Museum Art.Plus“, das den Ruhm der Donaueschinger Museumslandschaft lebendig erhält.

Das Gebäude wurde 1841 als Tagungsstätte der Museumsgesellschaft mit großzügiger Unterstützung durch das Fürstenhaus errichtet, wie ANDREAS WILTS in seinem Beitrag zur Donaueschinger Kultur im 19. Jahrhundert ausführt. Es sollte damals kein Museum sein, wie wir es heute verstehen, nämlich ein Haus für Ausstellungen, sondern ein Ort, an dem die bürgerliche Elite zusammenkam, um kulturelle Aktivitäten von der Literatur bis zur Kunst und Musik zu pflegen – ein „Museion“ oder „Musäum“ nach antikem Vorbild, ein Musentempel.

Die Idee des Museums als Musenort, an dem ein kulturtragendes Bürgertum sich seiner selbst versichert, lässt sich auf viele Bereiche übertragen. Auch ein Verein wie der unsere hat diese Aufgabe, und die „*Schriften der Baar*“ sind Teil des Programms, gilt doch die Geschichte (Klio) seit alters her als eine der Musen. Das mag bildungsbürgerlich klingen, heißt aber nicht, dass nur erbauliche Stoffe und schöne Ideale erwünscht sind – Geschichtsschreibung bleibt der Vielfalt und in allem der Aufklärung verpflichtet.

Diesem Anspruch versucht auch der vorliegende Band wie immer zu genügen. Die Bandbreite der Themen reicht von PETER GRARMANN'S Aufsatz über die Schwenninger Altertumsforschung und passend zum Kriegsende 1918 die Geschichte auf Schülerpostkarten in Triberg (ULF WIELANDT) bis zum Donaueschinger Kultur- und Musikleben im 19. und 20. Jahrhundert (KAROLIN BRÄG, ANDREAS WILTS, HUGO SIEFERT) – und wir finden wichtig, dass wir auch wieder einen Beitrag von WOLFGANG HEITNER zu der immer noch notwendigen Aufarbeitung des Nationalsozialismus in Villingen anbieten können.

Die Betrachtung der Natur, zwar keine Muse, war schon immer eine Tätigkeit des menschlichen Geistes und hatte im Baarverein und seinen Schriften von Anfang an ihren festen Ort.

In diesem Band stellen HARTMUT und GABI EBENHÖH und HELMUT GEHRING die Kornweihe als Wintergast auf der Baar vor, WOLF HOCKENJOS erläutert die Entwicklung des Röhlinwaldes bei Sankt Georgen zum hochprofitablen Musterwald.

Die Beschreibung des neuen Prüf- und Technologiezentrums bei Immen-
dingen durch LOTHAR ULSAMER dürfte Verständnis wie Widerspruch auslösen
und kann gerade dadurch ein Beitrag zur Meinungsbildung in einem komplexen
Sachverhalt sein.

Die besprochenen Neuerscheinungen decken den Zeitraum von der Kelten-
zeit bis zur Gegenwart ab und belegen damit die lebhafteste Beschäftigung mit der
Geschichte unserer Region. Besonders hingewiesen sei in diesem Zusammenhang
auf die große, neue Stadtgeschichte von Villingen-Schwenningen.

Wir danken Rolf Baiker für das Lektorat und die Organisation des Jahr-
buchs und für viele sorgfältig recherchierte Abbildungen und freuen uns, mit
diesem Band Michael Raub als Verantwortlichen für die Buchbesprechungen im
Redaktionsteam begrüßen zu können.

Allen Lesern wünschen wir wegweisende Einblicke im gedruckten „Musäum“
des Baarvereins.

Michael Tocha und Helmut Gehring

150 Jahre „Schriften der Baar“

Im Jahr 2020 begehen wir ein Jubiläum. Der Baarverein hat 1870 – vor
150 Jahren – eine lange brachliegende Tätigkeit wieder aufgenommen und
mit den „Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der
Baar und der angrenzenden Landestheile“ eine Zeitschrift begründet, die
als Jahrbuch bis heute erscheint.

Dieses Jubiläum kann Anlass sein, um die im Jahr 2020 vorliegenden
62 Bände gründlich unter die Lupe zu nehmen: Wie spiegelt sich die
regionale, aber auch die überregionale Entwicklung dieser langen Zeit in
unseren Jahrbüchern?

An den Schriftenbänden entlang könnte der historische Weg von 1870 bis
heute nachvollzogen werden – in der großen Linie oder in einzelnen Etap-
pen, mit heimatkundlichem Blick oder aus wissenschaftlichem Interesse.

Wir hoffen für dieses Projekt auf Ideen und Mitarbeiter. Möchten Sie dazu
beitragen? Und: Welche Anregungen haben Sie als Leserin und Leser sonst
für die Schriftenbände 2019 und 2020 – Themen, Ideen, eigene Vorhaben,
Hinweise?

Wir sind gespannt auf Ihre Nachricht.

Siehe dazu auch Seite 239 in diesem Band.

Rolf Baiker

„Museum wurde es immer schon genannt ...“

Ein Kunstprojekt an der Brigach

von KAROLIN BRÄG

Jedes Mal, wenn ich in Donaueschingen in den Museumsweg einbiege, fühle ich mich umfassen von Naturschönheit und Ruhe. Das Wasser der Brigach, die alte Baumallee und die schützenden Mauern führen einen, wie Begleiter, bis zum *Museum Art.Plus*. Schließlich öffnet sich die Allee und gibt den Blick frei auf das schöne klassizistische Gebäude. Über dem Eingang steht in großen Lettern: MUSEUM.



Das *Museum Art.Plus* in Donaueschingen (nach seinem Umbau 2009).

Foto: © Museum Art.Plus / Art.Plus Foundation, Donaueschingen (auch Foto auf Seite 18).

Richte dich nicht zu sehr ein.
Irgendwann veränderst du dich.

Das Gebäude des heutigen *Museum Art.Plus* hat seit seiner Erbauung 1841 eine wechselvolle Geschichte erlebt. Gegründet als kultureller Ort der Begegnung für eine gehobene bürgerliche Gesellschaft in fürstlicher Umgebung, wandelten sich die Besitzverhältnisse und die Nutzung mehrfach, stets verflochten mit den gesellschaftlichen Verhältnissen der Zeit. Dennoch bezeichnet die Donaueschinger Bevölkerung das Haus seit jeher als ihr „Museum“; von der Donaueschinger Museumsgesellschaft über die Museum-Lichtspiele bis zum heutigen *Museum Art.Plus*. Aus privater Initiative wurde das baufällige Gebäude umsichtig und im Bewusstsein seiner Geschichte saniert und im Herbst 2009 als ein Museum für zeitgenössische Kunst neu eröffnet.

Dieser traditionsreiche Ort war der Ausgangspunkt für das Kunstprojekt „Museum wurde es immer schon genannt“, das im März 2016 seinen Abschluss in einer Ausstellung im 2-Raum des Hauses fand. Schon zwei Jahre zuvor – im April 2014 – wurde ich von der Museumsleitung gefragt, ob ich mir vorstellen könnte, eine Arbeit zu realisieren, die sich der Geschichte des Hauses auf andere Weise nähert.



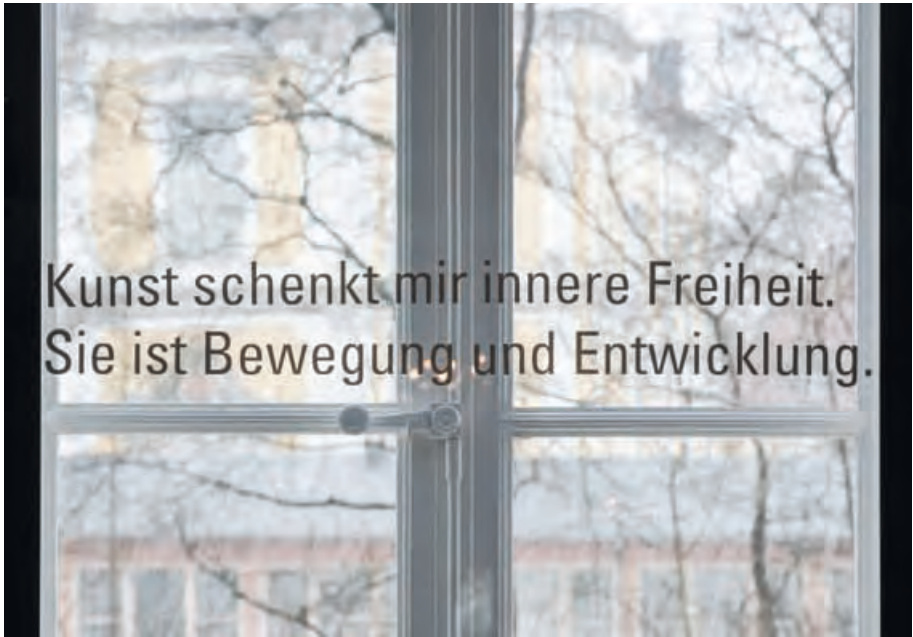
Das Gebäude diente in einer anderen Zeit als Soldatenheim. Historische Postkarte.

Leihgabe von Herrn Willi Hönle (†), Donaueschingen.

Die Villa Dolly grenzte direkt mit dem Garten ans Kurhaus. Der Fürst machte jeden Morgen seinen Spaziergang und trug dabei ein Haarnetz. Als Kind fand ich das ganz fürchterlich. Er klopfte immer an mein Fenster und rief: „Fräulein, Aufstehzeit!“

Mich interessierten die Menschen, die Zeitzeugen dieses Wandels wurden – ihr persönlicher Blick auf den Ort. Was hat sich unter der Hülle verändert? Was verbindet die Menschen mit dem Haus? Diesem inneren Bild wollte ich in Gesprächen vor Ort nachspüren. Die Kontakte wurden von dem Museumsteam vor Ort organisiert. Mit unglaublichem Engagement suchten sie nach Gesprächspartnerinnen und -partnern, die in besonderer Beziehung zum Museum stehen, arrangierten die Treffen und bauten akribische Zeitpläne.

Was klein begann, wuchs zu einem großen Projekt heran. Jeder kannte wieder jemand anderen, der Interessantes zu erzählen hatte. Viele Menschen erklärten sich zu einem Gespräch bereit, manchmal auch ganz spontan, ohne genau zu wissen, worum es eigentlich ging.



Eines der Zitate am Fenster im Foyer des Obergeschosses. Im Hintergrund die Stadtpfarrkirche Sankt Johann. Foto: Frank Kleinbach, Stuttgart.

Wozu überhaupt ein Gespräch? Gespräche sind Kern und Ausgangspunkt meiner künstlerischen Arbeit. Erst durch die Teilhabe der Mitmenschen kann ein Projekt gelingen. Im Gespräch finde ich die gemeinsame Sprache, das Verbindende wie auch das Unverständliche und das Trennende. Dabei orientieren sich die Gespräche alle an einer Frage, die ich vor Ort suche. Ein Moment des Vertrauens und des Mitteilens ist notwendig. Im Schneeballsystem lasse ich mich von einer Person zur nächsten leiten. Im Laufe der Zeit gewinne ich immer tiefere Einblicke in die Zusammenhänge zwischen individuellen und gesellschaftlichen Ansichten und Befindlichkeiten. Die Antworten sind so verschieden wie die Herkunft, der gesellschaftliche Status oder das Alter der Menschen. Es bedarf der Vielfalt. Aus jedem Gespräch entnehme ich ein Zitat oder mehrere, ohne sie der jeweiligen Person sichtbar zuzuordnen. In einem längeren Prozess des Selektierens und Sortierens fügen sich die Gesprächsfragmente zu einem Gesamtbild. Dabei suche ich für den jeweiligen Ort eine angemessene künstlerische Form, um das Gehörte und Gesammelte sichtbar zu machen.

Mein Wunsch ist eine offene Auseinandersetzung mit den Menschen, ihren Bildern und Vorstellungen, frei von Wertungen und Zwängen. Auf der einen Seite das persönliche Gespräch mit wenigen Gesprächspartnern, auf der anderen Seite der lesende Betrachter. Meine Arbeit will eine Geste zur Mitteilung von Gedanken sein – auf der Suche nach Bereichen des freien Denkens und des offenen Gesprächs.



Während der Ausstellung im 2-Raum waren die Zitate gleichsam in die Wände eingeschrieben. Blick in den Spiegelsaal. Foto: Frank Kleinbach, Stuttgart.

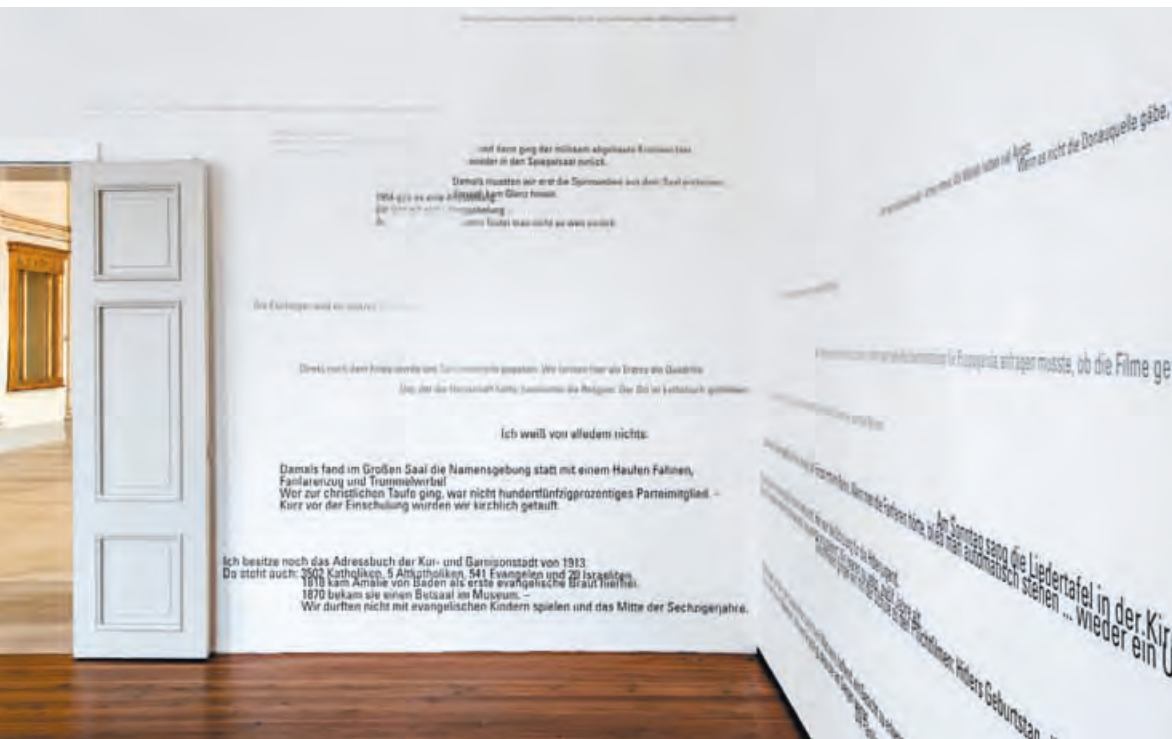
Damals fand im Großen Saal die Namensgebung statt, mit einem Haufen Fahnen, Fanfarenzug und Trommelwirbel. Wer zur christlichen Taufe ging, war nicht hundertfünfzigprozentiges Parteimitglied. – Kurz vor der Einschulung wurden wir kirchlich getauft.

Ein Kunstprojekt an der Brigach

Die Gespräche orientierten sich alle an den Fragen: „Was bedeutet mir das Museum?“ und „Was hat sein Wandel mit mir zu tun?“ Die intensiven und sehr persönlichen Begegnungen fanden im Juni und September 2014 im Spiegelsaal des Museums, in Cafés, Privathäusern, Büros und im Altenheim Sankt Michael statt.

Die Gespräche waren geprägt von herzlicher Offenheit.

49 Zeitzeugen verschiedener Generationen nahmen teil, wobei vor allem die älteren Menschen noch besonders viel über die frühere Zeit zu berichten wussten.



Das Schriftbild in drei Schriftgrößen und seinen drei Grautönen. Foto: Frank Kleinbach, Stuttgart.

Eines Tages war der Weg vor dem Kino
voller aufgerissener Filmrollen. Wir Kinder
rollten das Celluloid wie Zigaretten
zusammen und bauten daraus Stinkbomben.

Viele brachten Erinnerungsstücke mit, von denen einige später in der Ausstellung in einer Vitrine gezeigt wurden. Darunter waren neben Fotos und Postkarten, die belegen, dass das Gebäude ehemals auch ein Soldatenheim und später ein städtisches Kurhaus gewesen war, auch ein Adressbuch von 1913 und ein Taufschein von der NS-Wohlfahrt mit der Erläuterung, die Taufe habe 1944 im Spiegelsaal des Museums stattgefunden. Ebenso wurden Kinopлакate aus den 1950er und 1960er Jahren gezeigt sowie ein Büchlein von 1925 mit dem wortspielerischen Titel: *Die Schlapperklänge* (siehe dazu *Schriften der Baar* 2012).



„Adressbuch der Kur- und Garnisonstadt Donaueschingen und der Gemeinde Allmendshofen“ aus dem Jahr 1913.

Stadtgemeinde Donaueschingen.

Statistisches.

Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1910 betrug die

Einwohnerzahl	.....	4077
Männliche	.....	1953
Weibliche	.....	2124

Nach der Konfession waren es:

Katholiken	.....	3502
Altkatholiken	.....	5
Evangelische	.....	541
Israeliten	.....	20
Sonstige	.....	9

Haushaltungen

942

Innenseite des Adressbuchs, in dem die Einwohner der Stadtgemeinde Donaueschingen nach der Volkszählung 1910 unter anderem auch nach ihrer Konfession aufgelistet sind. Leihgaben von Brigitte Metzger und Waltraud König.



„Die Schlapperklänge – Ein Buch rund um die Donauquelle“ aus dem Jahr 1925. Leihgabe von Susi und Jörg Seidel.



Taufschein von Gerlinde Götz aus dem Jahr 1940. Leihgabe von Sieglinde Schlauteck.

Ein Kunstprojekt an der Brigach

Die wechselvolle Geschichte des Museums wird durch die Erzählungen persönlicher Erlebnisse und Erinnerungen gegenwärtig. Jede Begegnung ist einzigartig, dem Alltag enthoben. Es ermöglicht ein gegenseitiges Kennenlernen auf Augenhöhe und schafft einen Raum, der weder durch Vorgaben eingeengt noch auf Objektivität reduziert wird. Das Gesagte bleibt faktisch ungeprüft. Generell ist für meine Arbeiten ein Moment des Vertrauens, des Zuhörens und des Verstehens notwendig.



In den Räumen beginnt man auf besondere Weise zu lesen. Foto: Frank Kleinbach, Stuttgart.

Die Gespräche werden nicht aufgezeichnet. Ich mache mir lediglich Notizen. In einem späteren Arbeitsprozess werden einzelne Gedanken, kurze Sätze oder einfache Aussagen unter stetiger Überarbeitung in Zitate überführt, in denen sich in einer konzentrierten Form das Wesentliche des Gesprochenen wiederfindet.

In diesem Fall bestimmte die Erinnerungsfähigkeit der Zeitzeugen die Zeitspanne. Die Gespräche umfassten die Zeit der Gesellschaft der Musikfreunde, den Ersten Weltkrieg, die Musikabende nach 1918, das Verhältnis zu den früheren Fürsten zu Fürstenberg, die Villa Dolly, das ehemalige Kurhaus, den Zweiten Weltkrieg, die Konzerte und Kunstausstellungen nach 1945, die Kino-Ära von 1937 bis 2007, die verschiedene Nutzung des Spiegelsaals, die zunehmende Verwahrlosung des Gebäudes und schließlich der Wandel 2009 in ein Museum für zeitgenössische Kunst.

Einzelne Gedanken gingen aus ihrer Flüchtigkeit in die Dauerhaftigkeit eines Zitates über. „*Richte dich nicht zu sehr ein. Irgendwann veränderst du dich.*“ – das klingt wie das Leitmotiv des Gebäudes. 111 Zitate bilden letztlich die Essenz der jeweiligen Gedanken und Erfahrungen der Gesprächspartner. Sie zeichnen ein inneres Bild des Museums, ein facettenreiches Mosaik aus Befindlichkeiten und Vorstellungen der Menschen zu diesem Gebäude und seiner Umgebung, das den Wandel der Zeit spüren lässt.

Für die Ausstellung im 2-Raum wurden die Zitate direkt an die Wände über- und nebeneinander angebracht. Sie bildeten Zeitschichten – die unteren in ihrer Wirkung eher schwer und dunkel, die oberen leicht und hell. Im zweiten Raum waren nur noch wenige Sätze zu lesen. Das Bild blieb fragmentarisch. Die Vereinzelung und Fragmentierung der Zitate ermöglichte dem Betrachter, das Gelesene mit seinen eigenen Gedanken und Vorstellungen zu verbinden. Die persönliche Erfahrung vervollständigte das Bild. Den letzten Satz aus der Sammlung konnten die Besucher der Ausstellung in einem großen, dunklen Spiegel lesen: „*Es ist viel, wenn man den Blickwinkel verändert.*“ Dieses Zitat bezieht sich auf die Fähigkeit des Menschen, sich immer wieder neu zu erfinden. Durch die Spiegelung kann sich der Betrachter als Teil der Geschichte sehen.



Dunkelgrauer Spiegel
mit der Inschrift:
„*Es ist viel, wenn man den
Blickwinkel verändert.*“

Sammlung
Art.Plus Foundation,
Donaueschingen.

Foto: Frank Kleinbach, Stuttgart.

Ein Kunstprojekt an der Brigach

Alle Zitate wurden darüber hinaus in einer geordneten Blattsammlung in einem Künstlerbuch zusammengefasst, das in der Ausstellung auslag. Anders als in der öffentlichen Präsentation konnte sich der Leser hier ganz privat in die Fülle der Geschichten vertiefen. Das Medium schickte ihn somit auf eine eigene innere Reise. Alle 49 Gesprächsteilnehmer fanden in diesem Buch namentlich Erwähnung, wobei ich vor allem nochmals die bemerkenswerte geistige Fitness der über 90-jährigen Damen hervorheben möchte, die so viel zu erzählen hatten. Beeindruckt hat mich auch, dass sich die Menschen in jeder Epoche immer wieder neu verpflichtet fühlten, sich um den Erhalt und die Schönheit dieses imposanten Gebäudes zu kümmern.



Künstlerbuch, welches
alle 111 Zitate enthält.
Es befindet sich
in der Sammlung
Art.Plus Foundation,
Donaueschingen.
Foto: Karolin Bräg.

Sehr viele Menschen haben dieses Gesprächsprojekt ermöglicht, begleitet und in jeglicher Hinsicht unterstützt. Die Gespräche fanden in der unten abgedruckten Reihenfolge statt. Ich bedanke mich bei allen für ihr Engagement, die gute Zusammenarbeit und die wunderbare Unterstützung.

HORST FISCHER	MARIANNE GLYCKHERR	ISOLDE ZIMMERLIN	ROLF GLYCKHERR
HEIKO BRUNNER	CHRISTINA SCHIELE	MARGARETE DECKER	GRETEL LANG
CHRISTEL LANG	ERICH LOKS	RUDOLF BRUDER	DIETER MÜNZER
RITA BINDER	ELSA GANTERT	OLGA WETZEL	ANNI DOTTER
HEINZ BUNSE	MARGIT BIEDERMANN	DIETER MARX	EDGAR HAHN
ELSE HAHN	MARTINA WIEMER	HARRY LUDSZUWEIT	PETRA OVCHAROVICH
SIMONE JUNG	SUSI SEIDEL	JÖRG SEIDEL	TANJA RAUFER
WOLFGANG RIEDMAIER	LUKAS GÄBELE	ANDREAS WILTS	WALTRAUD KÖNIG
BARBARA LEIBER	SABINE HOFMANN	BERNHARD MEDER	BERNHARD EVERKE
SIEGLINDE SCHLAUTEK	HELMUT SCHLAUTEK	ELISABETH GUTJAHR	HENRY PROBST
WILLI HÖNLE	WALTRAUD ISELE	WOLFGANG HILPERT	HELGA MILBRADT
ELISABETH KRONSNABL	AGNES FREY	ANNELIESE FRICKER	STEFAN ISELE

Autorin

KAROLIN BRÄG

Freischaffende Künstlerin in München. Nach dem Studium der Bildhauerei an der Akademie der Bildenden Künste München folgte ein Studienaufenthalt in Tokio. Von 2005 bis 2008 Mitglied der Kommission für Kunst am Bau und im öffentlichen Raum der Landeshauptstadt München und von 2007 bis 2010 Künstlerische Assistentin am Lehrstuhl für Bildende Kunst der Fakultät für Architektur an der Technischen Universität München.

Karolin Bräg
Häberlstraße 13
80337 München
info@karolin-braeg.de

Ich finde,
wie es jetzt ist,
ist es gut.

Historische Lampe am Museum Art.Plus.

Foto: Sabine Hofmann, © Museum Art.Plus/
Art.Plus Foundation, Donaueschingen.



Quellen

Das Projekt bezieht sich auf die persönlichen Erinnerungen der Menschen. Zudem wurden folgende Quellen benutzt:

WILLI HÖNLE: Donaueschingen 1875 bis 1935. Sutton Verlag. Erfurt 2009.

GESELLSCHAFT DER MUSIKFREUNDE (Hg.): Bilder aus der bewegten Geschichte eines Donaueschinger Vereins 1913 bis 2013. Donaueschingen 2013.

GEORG GOERLIPP: Das Museum in Donaueschingen – 150 Jahre. In: Fürstenberger Waldbote, Jahreszeitschrift der Fürstlich Fürstenbergischen Forstbetriebe 34 (1988), Seite 18–22.

MUSEUM BIEDERMANN

MARGIT BIEDERMANN FOUNDATION / GÄBELE & RAUFER ARCHITEKTEN (Hg.): Museum Biedermann. Der Umbau 2008–2009. Modo Verlag, Freiburg 2009.

Aufsätze von WOLFGANG HILPERT über den Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (Baarverein) sind abgedruckt in den Schriften der Baar, Band 48. Donaueschingen 2005.

Zwischen höfischer Tradition und Biedermeier

Das kulturelle Leben der Residenzstadt Donaueschingen
im 19. Jahrhundert unter Fürst Karl Egon II. (1817 bis 1854)

von ANDREAS WILTS

Der Titel dieses Aufsatzes fordert zum Widerspruch auf.¹ Man denkt sogleich an JOSEPH VICTOR VON SCHEFFEL, den Donaueschinger Hofbibliothekar der Jahre 1857 bis 1859, der mit seinen Gedichten „Biedermanns Abendgemütlichkeit“ und „Bummelmeiers Klage“ zum Geburtshelfer des Begriffs Biedermeier wurde.² Je länger er in Donaueschingen lebte, umso spöttischer wurden die Töne, die er für die Stadt und ihre Bürger übrig hatte. Er fühlte sich von den Beamten der fürstlichen Verwaltung eingeengt, bei der ungewohnten Arbeit als Bibliothekar mit Regeln und Kontrollen malträtiert. Im Ort selbst, so urteilte er, nähme die Kleinstädterei „kolossale Dimensionen“³ an. Damit meinte er die unsäglich vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen, Höflichkeitsbesuche, ständiges Händeschütteln und Grüßen, aber auch Klatsch und Tratsch.

Nicht anders ging es etwa zur gleichen Zeit JOHANN WENZEL KALLIWODA, dem Donaueschinger Hofkapellmeister der Jahre 1822 bis 1866. 1859 klagte er seinem Verleger: „*Meine jüngste Tochter nebst Mama und meine Wenigkeit langweilen uns hier wie die Möpse.*“⁴

Dieses Bild einer sehr kleinen, engen, wahrlich biedermeierlichen Stadt ist jedoch höchst ungerecht. Es spiegelt allenfalls eine kurze Zwischenphase, den bleiernen Zustand, in dem Donaueschingen zwischen 1850 und 1865 verharrete, nachdem die 1848er Revolution über die Stadt hinweggegangen war. Die fürstliche Familie war ins Exil nach Karlsruhe gezogen, die nicht mehr benötigte Hofkapelle ins Wachkoma versetzt worden, das Hoftheater in Flammen aufgegangen. Das kulturelle Leben verödete, Wirtschaft und Bevölkerung schrumpften.

Diese Nachwirkungen der Revolution spürte man noch um 1860, als sich Scheffel und Kalliwoda so bitter über Donaueschingen beklagten. Die neuen kulturellen Akzente, die Fürst Karl Egon III. setzte – sie gipfelten in der Gründung der fürstlichen Institute für Kunst und Wissenschaft –, waren damals erst in Ansätzen sichtbar. Und auch die wirtschaftliche Erholung ließ auf sich warten. Sie begann so richtig erst nach dem Anschluss der Stadt an das Eisenbahnnetz 1868 und im Gefolge der Reichsgründung von 1871.⁵

Betrachten wir daher das kulturelle Leben in Donaueschingen zwischen 1817 und 1854, in der Regierungszeit des Fürsten Karl Egons II., mit dem Stichjahr 1845. Das Angebot war beträchtlich und alles andere als eng und biedermeierlich.

Es gab damals die Museumsgesellschaft mit einem breiten Angebot an kulturellen Veranstaltungen und den Singverein. Beide standen für den einen Pol des kulturellen Lebens, das bürgerliche Kulturrengagement. Vor allem aber gab es die Angebote des Fürstenhauses, an erster Stelle die fürstliche Hofkapelle und das Hoftheater. Im Jahre 1845 waren hier geboten: Sieben Orchester- und Kammerkonzerte, fünf Opernaufführungen, ein Ballett und 13 Theaterstücke. In der damals relativ kurzen Saison von Oktober bis März konnte der kulturell interessierte Bürger also fast jede Woche ein musikalisches oder theatralisches Angebot wahrnehmen.

Fürst Karl Egon II. plante in dieser Zeit ein eigenes Gebäude für seine Kunst-, Kultur- und Naturschätze. Dies war auch dringend nötig. Denn seit geraumer Zeit wurde mit dem Freiherren von Laßberg über den Erwerb einer weiteren bedeutenden Sammlung verhandelt, die das Fass endgültig zum Überlaufen bringen sollte. Er unterstützte und beschäftigte bildende Künstler und Dichter. Und er förderte in großem Stil wissenschaftliche Forschungen, vor allem auf dem Gebiet der Archäologie und der Geschichte.

Manche Aktivität stand noch ganz in der höfischen Tradition des 18. Jahrhunderts, das Hoftheater und die Hofkapelle etwa. Andere bildeten zukunftsweisende Neuansätze. Hier sind vor allen das Sammeln von vaterländischen Altertümern und die Erforschung der Geschichte zu nennen. Auch die Zusammenarbeit mit der bereits genannten bürgerlichen Kulturgesellschaft gehörte dazu.

All dies wird im Folgenden näher erläutert werden, zuvor jedoch ein kurzer Blick auf die Stadt, in der all dies stattfindet.⁶

Donaueschingen um 1820

Beim „Regierungsantritt“ des Fürsten Karl Egon II. im Jahr 1817 war Donaueschingen ein kleiner Ort. Er hatte erst 1810 die Stadtrechte verliehen bekommen und zählte kaum mehr als 2.000 Einwohner. Wären da nicht das Schloss und einige fürstliche Verwaltungsbauten gewesen, er hätte noch völlig ländlich gewirkt, kein Vergleich also mit den beiden Residenzstädten Karlsruhe und Stuttgart, die schon damals 15.000 Einwohner (Karlsruhe) und mehr als 20.000 Einwohner (Stuttgart) hatten und schon im Stadtbild eindeutig städtische Strukturen aufwiesen. Daran änderte sich auch in den folgenden drei Jahrzehnten wenig. Die Bevölkerungszahl stieg weiter, um annähernd 50 Prozent, auf etwa 3.000 Einwohner, und der Ort wuchs über seine alten Grenzen hinaus. Dennoch, eine Stadt im klassischen Sinne des Wortes mit einem vornehmlich im Handel und Gewerbe tätigen Bürgertum war Donaueschingen auch jetzt nicht.

Es blieb die Landwirtschaft, die das Leben der meisten Einwohner in der ersten Jahrhunderthälfte prägte. Handwerk, Handel und Gewerbe waren demgegenüber schwach entwickelt. Es gab keine größeren Manufakturen oder gar Industriebetriebe. Noch um 1870 hatte die Fürstlich Fürstenbergische Brauerei in Donaueschingen gerade einmal 40 Arbeiter. Kleine Handwerker bestimmten das Bild. Nicht anders das Handelsleben. Nur wenige aufstrebende Kaufleute,



Donaueschingen um 1840, Sepiazeichnung von Konrad Corradi (1813–1878).
Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Grafiksammlung.



Rathausplatz, Zeichnung von Friedrich Jäckle für ein Tableau mit Ansichten der Stadt
Donaueschingen (um 1850). Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Grafiksammlung.



Schloss Donaueschingen, Aquarell von Louis Hoffmeister (1814–1869).

Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Grafiksammlung.



Haldenstraße mit Archiv und Regierungsgebäude, Zeichnung von Friedrich Jäckle für ein Tableau mit Ansichten der Stadt Donaueschingen (um 1850). Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Grafiksammlung.

zumeist aus dem Kreis der schon im 18. Jahrhundert eingewanderten Savoyarden, setzten sich von der Mehrheit kleiner Krämer ab, die wie die Handwerker noch ganz und gar in der Vorstellungswelt der vorindustriellen Zeit mit Zünften, Markt- und Handelsbeschränkungen befangen waren.

Neben diesem Donaueschingen der Ackerbürger, kleinen Handwerker und Krämer existierte, recht deutlich getrennt, ein zweites Donaueschingen, das Donaueschingen des Hofes und der fürstlich fürstenbergischen Beamten.



Postplatz Beamtenwohnhaus (Neubau), Zeichnung von Friedrich Jäckle für ein Tableau mit Ansichten der Stadt Donaueschingen (um 1850). Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Grafiksammlung.

Obwohl das Haus Fürstenberg infolge der Mediatisierung des Jahres 1806 viele angestammte Rechte eingebüßt hatte, konnte es seine dominierende Stellung in der Stadt bewahren. Es war nach wie vor weitaus größter Grundbesitzer und Arbeitgeber. Es übte die Zivil- und Strafgerichtsbarkeit in erster Instanz, die Aufsicht über Kirchen und Schulen und Stiftungen aus, hatte die Polizeigewalt und ernannte den Ortsvorstand. Das zuständige Bezirksamt in Hüfingen hieß *Großherzoglich Badisches Fürstlich Fürstenbergisches Bezirksamt*. Donaueschingen durfte sich Residenzstadt nennen. Die Mitarbeiter des Fürstenhauses stellten zusammen mit wenigen aufstrebenden Händlern und Bildungsbürgern unangefochten die gesellschaftliche Elite der Stadt. All dies änderte sich erst allmählich nach der 1848er Revolution, als Fürstenberg nochmals Federn lassen musste und die meisten noch verbliebenen Privilegien verlor, der Ort zum Sitz eines jetzt nur noch badischen Bezirksamtes avancierte und mehr und mehr Behörden mit Beamten aus Karlsruhe anzog.

Die Museumsgesellschaft

Im kulturellen Leben der Stadt fand dies zwangsläufig seinen Niederschlag. Das Fürstenhaus gab den Ton an. Neben ihm entstand jedoch, nur zögerlich und mit fürstlicher Unterstützung, eine erste Institution bürgerlicher Kulturpflege, die bereits erwähnte Museumsgesellschaft.

Auch wenn die heutige Nutzung des Gebäudes durch das *Kunstmuseum Art.plus* diese Annahme nahelegen könnte, mit einem Museum in heutigen Sinne hatten die Museen, die sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur in Donaueschingen, sondern in nahezu allen bedeutenderen Städten bildeten, nur wenig gemein. Es waren keine Ausstellungshäuser, sondern Musentempel, Orte,

an denen die bürgerliche Elite zusammenkam, um kulturelle Aktivitäten zu pflegen, von der Literatur bis hin zu Musik und Kunst. Man las, unterhielt sich und politisierte. Die Museen des 19. Jahrhunderts waren denn auch im allgemeinen Marksteine der bürgerlichen Emanzipation. Sie bildeten das Gegengewicht zum herkömmlichen Mäzenatentum der Fürstenhäuser.⁷

Wie sah es damit in Donaueschingen aus? Fürstenhaus und Bürgertum arbeiteten im Museum eng zusammen. Überall hatten Fürst Karl Egon und seine Beamten die Hand im Spiel, finanziell wie personell. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Gesellschaft keinerlei Eigengewicht gehabt hätte. Sie verfolgte durchaus eigene Interessen, und gegen Ende des 19. Jahrhunderts schwand der fürstliche Einfluss mehr und mehr.

Nicht zufällig bildete sich die Donaueschinger Museumsgesellschaft im Jahre 1818. Es war das Jahr der Hochzeit von Fürst Karl Egon II. mit Prinzessin Amalie von Baden und für Donaueschingen der Beginn einer neuen Zeitrechnung. Nicht nur der Fürst, auch die Bürger richteten jetzt den Blick nach Karlsruhe. Die dortige, schon 1808 gegründete Museumsgesellschaft wurde zum Vorbild. Von ihr bezog man die Statuten.

Auch die weitere Geschichte der Gesellschaft war eng mit dem Fürstenhaus verbunden. Nachdem zunächst gemietete Räume im Gasthaus zur Falkenpost als Gesellschaftslokal gedient hatten, ermöglichte Fürst Karl Egon 1838 den Bau eines eigenen Hauses an einer besonders repräsentativen Stelle gegenüber dem Schloss, in den sogenannten Kändrichgärten am Brigachufer.⁸ Einen ersten Vorschlag, das in die Jahre gekommene Hofzahlamt neben dem Archivgebäude umzubauen, hatte die Gesellschaft entschieden zurückgewiesen. Sie war eben nicht nur Befehlsempfänger und ausführendes Organ. Fürst Karl Egon ließ sich überzeugen. Er stiftete nicht nur das Grundstück, sondern stellte auch einen namhaften Zuschuss zu den Baukosten zur Verfügung und übernahm die Bürgschaft für alle darüber hinaus benötigten Kredite. Den Bauplan zeichnete sein Bauinspektor Martin. Feierlich eingeweiht wurde das Gebäude bezeichnenderweise am 28. Januar 1841, am Geburtstag von Fürstin Amalie.

Kern des Gebäudes war ein Festsaal, in dem der Architekt einen speziellen Sitz für den Fürsten und seine Familie vorgesehen hatte, fast schon eine Herrschaftsloge. Dies verstand sich fast von selbst, war doch Fürst Karl Egon gemäß den Statuten Protektor der Gesellschaft. Im Vergleich zum strengen klassizistischen Äußeren des Gebäudes spiegelt die Decke mit ihren aus der Antike entlehnten Motiven Lyra, Mäander, Palmetten, Rosetten schon auf den ersten Blick den kulturellen Anspruch der Gesellschaft.

Kaum eingeweiht, wurde das Gebäude am 26. Oktober 1845 durch einen Brand zerstört. An einen Neubau aus eigener Kraft war nicht zu denken. Die Gesellschaft schleppte noch aus der Bauzeit große Schulden mit sich. Wieder sprang Fürst Karl Egon II. in die Bresche. Er kaufte die Brandruine, löste die noch vorhandenen Schulden der Gesellschaft ab, richtete das Museum auf eigene Kosten wieder auf und vermietete es danach an die Gesellschaft. Der Mietpreis



Fassade und Decke des Museumsgebäudes von 1841.
Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Karten und Pläne (I/III/157).



Das Museumsgebäude an der Brigach (heute Museum Art.Plus).

Foto: Andreas Wilts, Hüfingen.



Spiegelsaal des Museumsgebäudes. Foto: Museum Art.Plus.

wurde dabei stets den klammen finanziellen Möglichkeiten angepasst. Drängte die rechnerische fürstliche Verwaltung auf eine Erhöhung, genehmigte der Fürst sie, erhöhte aber kurzerhand aus seiner Privatschatulle den ohnehin schon erklecklichen Förderbeitrag an die Gesellschaft. Ihm war daran gelegen, dass sie nicht in den Ruin getrieben wurde und sich auflöste.⁹

Durch den Umbau entstand das Gebäude, das bis heute nahezu unverändert erhalten ist. Gegenüber dem Vorgängerbau war das Dach deutlich erhöht worden. Dadurch konnte auch der darunter liegende Festsaal um ein Stockwerk erhöht werden. Er wirkte jetzt weitaus repräsentativer. Vor allem war er akustisch wesentlich besser für musikalische Veranstaltungen geeignet. Hierzu trug auch die hölzerne Kassettendecke bei, die an die Stelle der bemalten Gipsdecke getreten war. Denn vor allem der Musik sollte der Saal nach dem Willen des Bauherrn und seines Mieters, der Museumsgesellschaft, dienen.

Wer waren die Mitglieder der Gesellschaft? In den Statuten heißt es in § 11: *„Dem Zwecke der Gesellschaft gemäß wird unter den Mitgliedern keine Rücksicht auf Stand, Amt, Rang und Beschäftigung genommen. Jeder unbescholtene Mann, welcher den gehörigen Grad geistiger Bildung und feiner Sitten besitzt, kann Mitglied der Gesellschaft sein.“*¹⁰ Es war nach den Statuten also ein bürgerlicher Verein, der sich um der Sache willen in freiwilliger Übereinkunft zusammenfand und der sich deutlich von den Vereinigungen der ständischen Gesellschaft unterschied, in die der Einzelne durch Geburt und Beruf hineingestellt wurde.¹¹

Ganz so egalitär und offen, wie die Statuten es nahelegen, war die Gesellschaft allerdings nicht. Eine Lithographie aus der Zeit um 1830 öffnet den Blick für die Realität.¹² Zu sehen ist der harte Kern der Gesellschaft, insgesamt 24 Personen. 18 davon sind Beamte und Angestellte des Hauses Fürstenberg, also genau zwei Drittel. Sie sind hier nur leicht überrepräsentiert. Auch die gleichzeitige Liste sämtlicher Mitglieder nennt 60 „Fürstenberger“ unter 104 Mitgliedern, also etwa 62%.¹³ Annähernd komplett vertreten ist dabei die fürstliche Verwaltungsspitze, teils noch adeliger Herkunft, fast immer akademisch gebildet. Es sind dies die Hof- und Domänenräte Carl Merleth und Johann Baptist Zepf, der Archivar August Frey und Anton Dilger, Franz Joseph Brummel und Matthias Sulger sowie Rentmeister Feederle. Ebenso finden sich die beiden Leibärzte des Fürsten, Franz Albert Kapferer und Wilhelm August Rehmann.

Und schließlich sieht man die im weitesten Sinne kulturell tätigen Mitarbeiter des Hauses: Hofkavalier Franz Simon von Pfaffenhofen als Leiter der fürstlichen Sammlungen und Hofmaler Heinrich Frank, dann die Mitglieder der fürstlichen Hofkapelle und des fürstlichen Hoftheaters, Kapellmeister Johann Wenzel Kalliwoda, Violinist Nikolaus Gall, Cellist Leopold Böhm und Hof Sänger Eduard Vollmar, schließlich die Erzieher der fürstlichen Kinder, der aus Genf stammende Hofmeister John Ruegger und Kaplan Johann Leopold Adam. Wer genau hinsieht, erkennt, dass der Grafiker die Hierarchie innerhalb der fürstlichen Verwaltung peinlich genau beachtet hat, links oben sind die Ärzte und



Die Mitglieder der Museumgesellschaft um 1830, Zeichnung von Heinrich Frank.

Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Grafiksammlung.

Verwaltungsbeamten, unten rechts die schlechter gestellten Kulturschaffenden positioniert.

Gegenüber der vorherrschenden Fraktion der fürstlichen Beamten und Angestellten sind die Mitglieder des klassischen Bürgertums in der Museumgesellschaft marginal. Man identifiziert auf der Lithographie nur zwei Kaufleute: Hirsch Samuel Rothschild, seines Zeichens Hoffaktor, nicht aus der großen Frankfurter Familie, sondern aus Mühlingen am Neckar stammend, aber auch er mit Obligationen und Krediten sowie mit Tuchen handelnd, und Kaufmann Provence aus einer zugewanderten savoyardischen Kaufmannsfamilie. In der Gesamtliste der Mitglieder finden sich einige weitere Kaufleute, so etwa Herrmann Maggi, der zusammen mit seinem Kompagnon Grasseli sieben Handelsfilialen in Südwestdeutschland unterhält.

Zum Bildungsbürgertum rechnen Hofapotheker Ludwig Kirsner, der spätere Präsident des badischen Landtages, sowie Direktor Carl Borromäus Fickler, ein erstrangiger Historiker, und Professor Karl Seitz, beide am Donaueschinger Gymnasium tätig. Kein Handwerker und kein Gastwirt sind auf dem Bild. Und

auch in der Gesamtliste gibt es nur einige wenige, diese allesamt aus der kultur-nahen oder hofnahen Gruppe des Handwerkerstandes, zum Beispiel Hofbuchbinder Joseph Hinterskirch, Lithograph Keller und Hofbuchdrucker Albert Willibald. Einen einzigen großherzoglichen Beamten sieht man, Forstmeister Carl von Kleiser. Die Liste nennt noch den Großherzoglich Badischen Fürstlich Fürstenbergischen Bezirksamtman J. Schwab aus Hüfingen, also einen halben Fürstenberger. Und auch der Donaueschinger Bürgermeister Johann Georg Seyfried fehlt nicht.

In der Museumsgesellschaft ist demnach die gesellschaftliche Elite der Stadt Donaueschingen unter sich und diese rekrutiert sich zu einem erheblichen Teil aus der fürstlichen Beamtschaft. Soweit zum Thema bürgerliche Emanzipation und Gleichheit in der Museumsgesellschaft.

Welches sind die Aktivitäten des Vereins? In den Statuten heißt es dazu in § 1 und 2:

Der Zweck der Gesellschaft ist: sich in der Bekanntschaft mit den wichtigsten Erscheinungen der politischen und literarischen Welt sowohl, als auch mit jenen aus dem Gebiete der Kunst zu erhalten, dadurch die Bildung des Geistes und Geschmacks zu befördern, und ihre Früchte auch im veredelten Genusse geselliger Vergnügungen reifen zu sehen. Die Mittel sind: Zeitschriften, Tagesblätter und andere Werke der Literatur, welche allgemein Nutzen gewähren. Dann: Concerte, Bälle, Declamationen, Spiele, und überhaupt gesellige Unterhaltungen.¹⁴

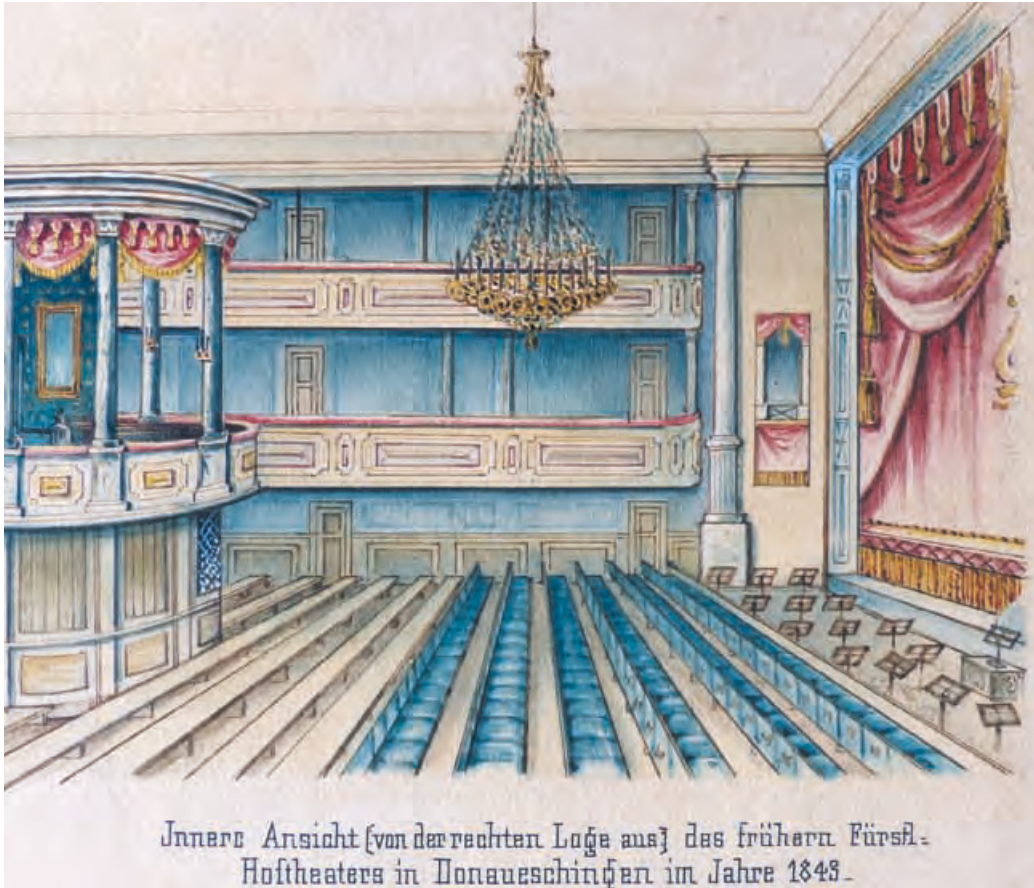
Besser könnte man es nicht formulieren und dem entsprach auch genau die Aufteilung der Räume im Museum. Im Erdgeschoss befanden sich die Wohnung des Museumswirtes und mehrere kleinere Räume für gesellige Vergnügungen, für das gemeinsame Essen, Kartenspielen, Diskutieren und Tabakrauchen. An die Rückseite des Gebäudes war eine Kegelbahn angebaut. Ebenfalls hier im Erdgeschoss lagen ein Bibliothekszimmer und ein Lesezimmer. Lektüre und Diskussion des Gelesenen bildeten schließlich zentrale Bestandteile des Vereinslebens. Die Statuten regeln hier alles bis ins Detail. Fortlaufend wurde das Bücherverzeichnis der Gesellschaft aktualisiert und gedruckt.¹⁵ Es belegt ein großes Interesse an der deutschen Literatur. Neben den gesammelten Werken aller deutschen Klassiker finden sich zahlreiche zeitgenössische Romane. Der Schwerpunkt bei den Sachbüchern lag auf Geschichte und Politik, darunter zahllose Biographien, daneben auch Geographie und Landeskunde im weitesten Sinne. Schließlich wurden politische Zeitschriften und Zeitungen gehalten.

Wer aus den Sachbüchern und Zeitschriften folgern wollte, in der Gesellschaft sei vor allem politisiert und womöglich der bürgerliche Umsturz gegen den nach wie vor privilegierten Fürsten vorbereitet worden, sieht sich getäuscht. 1861 wehrte der damalige Präsident Kapferer den Versuch, den Mietzins zu erhöhen, unter anderem mit dem Hinweis auf die zurückliegende 1848er Revolution ab. Die Museumsgesellschaft sei ein Hort der Besonnenheit:

Wir wissen nicht, welche Prüfungen uns in den folgenden Jahren auferlegt werden. [...] Aber das wissen wir bestimmt, daß, wo eine geschlossene Gesellschaft gebildeter Männer besteht, der Sinn für gesetzliche Ordnung bewahrt und durch sie ein mächtiger schützender Damm gegen jede Überfluthung, die das staatliche und gesellschaftliche Leben bedroht, gebildet wird.¹⁶

CONCERT IM MUSEUM.
Freitag den 5^{ten} Dezember 1858.
Zur Feier
des höchsten Geburtsfestes
Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin
Luise.
I^{te} Abtheilung.
1. Overture zur Oper „Der schwarze Domino“
von Auber.
2. Quartett für Männerstimmen.
3. Concertstück für die Oboe von Hallwachs. *neu!*
II^{te} Abtheilung.
4. Fantasie für die Violine, über Motive aus der
Oper „Die Zigeunerin“ von Balfe.
5. Die Entführung. Lied für Tenor.
6. Concert-Quartett N^o 2. von Hallwachs!

Museumskonzert zur Feier des Geburtstages von Großherzogin Luise von Baden am 5. Dezember 1858. Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Theaterzettel und Konzertprogramme.



Innere Ansicht (von der rechten Loge aus) des frühern Fürstl. Hoftheaters in Donaueschingen im Jahre 1843.

Rekonstruktion des Hoftheaters in Donaueschingen. Emil Wagner (1903).

Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Karten und Pläne (I/IV/2-3).

Auf der Beletage befanden sich ein großer Speisesaal, links das Spielzimmer mit einem Billardtisch, rechts und genau in der Mitte das Herzstück der Vereinskultur, der prächtige Fest- und Konzertsaal. Die Gesellschaft veranstaltete hier Feste und Bälle, zum Regierungsjubiläum des Großherzogs, zur Silberhochzeit des Fürstenpaares, zum Schillerjubiläum, auch zur Fastnacht, Gelegenheiten gab es viele.

Im Mittelpunkt aber stand ein umfangreiches Konzertprogramm. Und gerade hier zeigt sich besonders deutlich die Zusammenarbeit mit dem Fürstenhaus. Es bestand eine klar definierte Arbeitsteilung. Sie lässt sich exemplarisch für das Jahr 1845 zeigen.¹⁷ Im Jahre 1845 waren, wie bereits oben skizziert, sieben Orchesterkonzerte und Kammerkonzerte, fünf Opern, ein Ballett und 13 Theaterstücke geboten. Die Konzerte fanden mit einer einzigen Ausnahme im Schloss statt und hießen Hofkonzerte. Die Theateraufführungen hatten im fürstlichen Hoftheater ihren Platz. 1845 war freilich kein normales Jahr, nicht wegen der

Hoftheater zu Donaueschingen.

Sonntags den 18^{ten} Februar 1827
wird aufgeführt:

Don Juan,
oder
Der steinerne Gast.
Große Oper in zwey Aufzügen.
Nach dem Italienischen des Abt da Ponte frey bearbeitet von F. Kochly.
Die Musik ist von W. A. Mozart.

P e r s o n e n :

Don Juan	Herr Keller.
Donna Anna, Verlobte von	Frau Kalliwoda.
Don Ottavio.	Herr Sulzer.
Der Gouverneur, Vater der Donna Anna.	Herr Hasenfrag.
Donna Elvira, Don Juans ehemalige Geliebte.	Fürstin zu Fürstenberg.
Levopello, Don Juans Bedienter.	Herr Volmar.
Masetto, Bräutigam von	Herr Kalliwoda.
Zerline, Bäuerin.	Frau Rehmann.
Mertens, Juwelier.	Freiherr v. Hornstein.
Chor von Bauern und Bäuerinnen.	
Chor von Hellengeiern.	
Musikanten und Bediente.	

Die Handlung geht in Spanien vor.

Veränderung der Scene.

Im ersten Aufzuge: Park an dem Hause des Gouverneurs; Nacht. — Straße mit Neben-
gassen; Tag. — Ländliche Gegend; — Straße wie vorhin. — Garten an Don Juans
Hause. — Tanzsaal.

Im zweiten Aufzuge: Straße mit Donna Elviras Wohnung; Abend. — Saal in voriger
Wohnung; Nacht. — Kirchhof; Grabmäler; unter diesen das Monument des Gouver-
neurs; Nacht vom Monde erleuchtet. — Zimmer der Donna Anna. — Saal in Don
Juans Hause. — Höllenschlund; Feuerregen.

N a c h r i c h t.

Das Aufbehalten der Plätze einer ganzen Bank durch eine Person, wird nicht gestattet.
Eine Person kann nur für einen Zuschauer, höchstens für zwey, den Platz bewahren,
und hat eine Eintrittskarte mit 24 kr. zu lösen, die sie nach vollbrachter Bestimmung wieder
zurück erhält, und sich entfernt. Zuüberhandelnde haben sich die Folgen selbst zu zuschreiben.

P r e i s e d e r P l ä t z e :

Auf der ersten Gallerie und ersten Parterre	24 kr.
Auf der zweyten Gallerie und zweyten Parterre	12 kr.

Die Einnahme ist, wie gewöhnlich, zu wohltätigen Zwecken bestimmt.

Anfang 6 Uhr. Bis 5 Uhr bleibt das Schauspielhaus geschlossen.

Theaterzettel zu Mozarts Oper „Don Juan“ (Don Giovanni), Hoftheater Donaueschingen (18. Februar 1827). Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Theaterzettel und Konzertprogramme.

Anzahl der Veranstaltungen. Diese hält sich durchaus im Rahmen. Eine Ausnahme waren vielmehr die vielen Hofkonzerte. In normalen Jahren kam man bestenfalls auf ein bis zwei. Denn Hofkonzerte gab es gewöhnlich nur an Festtagen, wie zum Beispiel am Hochzeitstag des Fürstenpaares oder wenn ein herausragender Solist dem Fürstenhof einen Besuch abstattete, wie Franz Liszt im Jahre 1843.

Im Jahre 1845 fanden so ungewöhnlich viele Konzerte im Schloss statt, weil der normale Veranstaltungsort für Konzerte mit klassischer Musik, der Festsaal der Museumsgesellschaft, wegen der erwähnten Brandkatastrophe nicht zur Verfügung stand. Seit dem Jahre 1825 veranstaltete die Museumsgesellschaft zwischen November und März Jahr für Jahr 16 bis 18 sogenannte Abendunterhaltungen mit klassischer Musik. Der zweite Teil des Abends endete mitunter mit einer Tanzveranstaltung. Ob Schloss oder Museumssaal, überall spielte dasselbe Ensemble. Es war die fürstliche Hofkapelle unter Johann Wenzel Kalliwoda, die der Fürst kostenlos zur Verfügung stellte. Sie wurde verstärkt durch den von Kalliwoda gegründeten und geleiteten Singverein. Und das Publikum war auch stets das gleiche. Die Konzerte waren weder im Schloss noch im Museum wirklich öffentlich. Es war die gesellschaftliche Elite, die in Donaueschingen der klassischen Musik lauschte. Ins Schloss wurde sie geladen, im Museum musste dazugehören, wer dabei sein wollte. Eintritt wurde nicht verlangt.

Ganz anders sah es bei den Theater-, Opern- und Ballettaufführungen aus. Sie fanden stets im fürstlichen Hoftheater an der heutigen Fürstenbergstraße statt.¹⁸ Jedermann konnte bei diesen Aufführungen zuschauen. Die Eintrittspreise waren sehr niedrig. Und das Theater konnte mit seinen 550 Plätzen nahezu jeden Interessenten fassen, es sei denn, Fürstin Amalie spielte in einer Aufführung der fürstlichen Liebhaber-Schauspielgesellschaft mit und stand neben Frau Therese Kalliwoda als Donna Elvira in Mozarts „Don Giovanni“ auf der Bühne. Dann musste die Polizei den Zugang der Massen regeln und es mussten gewisse Unsitten verboten werden, wie zum Beispiel das Reservieren einer ganzen Reihe durch eine einzelne Person. Der Erlös dieser Liebhaber-Theateraufführungen kam stets karitativen Zwecken zugute. Häufiger traten allerdings zu Fürst Karl Egons Zeiten auswärtige Theatergesellschaften, zum Beispiel aus Freiburg, auf. Sie gaben bis zu 24 Schauspiele und Opern pro Saison im Abonnement. Fürst Karl Egon engagierte und sponserte sie, damit in seinem Theater stets etwas geboten war. Gegeben wurden dann bevorzugt Lustspiele, ein Drama wie Goethes „Faust“ war die Ausnahme.

Fassen wir an dieser Stelle kurz zusammen: Das 19. Jahrhundert gilt gemeinhin als das Zeitalter der bürgerlichen Kultur. In Donaueschingen war dies nur bedingt der Fall. Hier, in der kleinen Residenzstadt, war das höfische Mäzenatentum nach wie vor ungebrochen. Eine bürgerliche Kultur entwickelte sich erst allmählich. Es war eine Zeit des Umbruchs. Was aber bedingte das nach wie vor hohe kulturelle Engagement des Fürstenhauses?



Richard Lauchert (1823–1869): Karl Egon II. Fürst zu Fürstenberg (1796–1854).
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen, Donaueschingen.

Fürst Karl Egon II. zu Fürstenberg prägt eine Epoche

Fürst Karl Egons kulturelles Engagement hatte einen konkreten Hintergrund: Die Mediatisierung des Hauses Fürstenberg 1806. Sie hatte ihm den angestammten Rang eines reichsunmittelbaren Fürsten genommen, ihn zum Untertanen seiner früheren Standesgenossen, der Markgrafen von Baden, der Herzöge von Württemberg und der Fürsten von Hohenzollern, gemacht und ihn in bedrohliche Nähe zu seinen ehemaligen Untertanen gestellt. Sein ganzes Leben hatte seither ein geheimes Zentrum. Es ging darum, die aristokratische Identität neu zu definieren. Es ging darum, oben zu bleiben.¹⁹

Den Königsweg dabei hatte ihm seine Mutter, die kluge Fürstin Elisabeth aus dem Hauses Thurn und Taxis, bei der Mündigkeitserklärung am 4. Mai 1817 gewiesen:

Mein geliebter Sohn [...] nun daß Du das Haupt zweier Linien Deines Hauses geworden bist, fordere ich Dich auf, Dich des Namens Fürstenberg doppelt würdig zu zeigen. Die alles zerstörende Hand der Zeit hat manchen Nimbus zerstreut, der Deine Voreltern umgab. Ausgelöscht aus der Zahl der immediaten Reichsfürsten, bist Du nunmehr nur ein Gutsbesitzer, wie so viele andre.²⁰

Sie empfiehlt ihm in dieser Situation zweierlei: Er solle die Achtung seiner Mitmenschen gewinnen, indem er den Verlust der angestammten Stellung akzeptiere und sich in seine neue Rolle als Untertan füge, vor allem aber solle er auch als mediatisierter Fürst und mit den jetzt deutlich beschränkteren Möglichkeiten das Wohl seiner ehemaligen Untertanen fördern und die ihm noch verbliebenen Mittel zu ihrem Nutzen einsetzen.

Selbst jetzt in Deiner beschränkten Lage noch kömmt Du mit Ihnen in Tausenderley Berührungen, wo ihr Wohl und Weh in Deiner Hand liegt, laß es Deine heiligste Sorge sein, ihnen durch Güte und Liebe zu beweisen, daß das Herz der gütigen Herrn, denen sie ehemals mit voller Seele anhängen, auch in Deinem Busen schlägt und laß in jeder Gelegenheit, die Dir die Umstände gestatten, sie einen zärtlichen Vater an Dir finden! [...] Präge Dir tief ein, daß Du nunmehr nur durch Dein eigenes Selbst Achtung und Liebe erwerben kannst.

Fürst Karl Egon hat diese Empfehlungen seiner Mutter mehr als nur pflichtschuldig erfüllt. Sogleich nach seiner Volljährigkeitserklärung leitete er ein äußerst ambitioniertes Programm ein.²¹ Die bereits beschriebene Unterstützung der Museumsgesellschaft und das kulturelle Engagement insgesamt waren dabei nur ein Element unter vielen.

Am 19. April 1818 heiratete Fürst Karl Egon in Karlsruhe Prinzessin Amalie von Baden, die Tochter Großherzog Karl Friedrichs von Baden und Schwester des späteren Landesherrn Leopold von Baden. Diese Ehe ermöglichte den nach der Mediatisierung längst überfälligen Ausgleich mit dem neuen Landesherrn. Vor



Johann Wenzel Kalliwoda (1801–1866),
Fürstlich Fürstenbergischer Hofkapellmeister
(1822–1866). Lithographie von Gustav Schlick
(1804–1869), Leipzig um 1850.

Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Grafiksammlung.



Conradin Kreutzer (1780–1849), Fürstlich Fürs-
tenbergischer Hofkapellmeister (1818–1821).
Stahlstich von Carl Mayer nach einer Zeichnung
von Johann Schubert, Nürnberg um 1820.

Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Grafiksammlung.

allem aber stellte sie schlagend seine Ebenbürtigkeit mit dem Landesherrn und den nach wie vor bestehenden Abstand zu den ehemaligen Untertanen unter Beweis. Fürst Karl Egon saß mit der großherzoglichen Familie an einem Tisch.

Neben der ständigen Residenz in Donaueschingen bezog er ein eigenes Palais in Karlsruhe. Er nutzte es, um als einer der wenigen mediatisierten Adligen intensiv am politischen Leben des Großherzogtums teilzunehmen. Von 1819 bis 1852 war er Vizepräsident des badischen Herrenhauses und vertrat hier für einen Standesherrn vergleichsweise fortschrittliche Positionen. Er widmete sich in einer Weise karitativen Aufgaben, wie es eigentlich nur von einem Landesherrn erwartet werden konnte. Das komplette System der Sozialfürsorge in Donaueschingen wäre ohne seine ständige Förderung undenkbar gewesen.

1821 erhielt die Stadt ein modernes Krankenhaus, wie es zu dem Zeitpunkt in keinem anderen badischen Ort vergleichbarer Größe zu finden war, zeitgleich mit viel größeren Städten wie Hamburg oder Stuttgart. Fürst Karl Egon II. schuf dafür weitgehend die finanzielle Basis. Das Krankenhaus trug deshalb zu Recht den Namen „Karlskrankenhaus“.²² Auch für ein zu errichtendes städtisches Armenhauses stellte er 1841 das Gebäude zur Verfügung. Im aufgehobenen fürstlichen Stammkloster Neudingen nahmen zwei für ganz Baden bedeutende Bildungseinrichtungen ihren Anfang, 1826 die Badische Blindenanstalt, später nach Bruchsal verlegt, und 1843 eine Erziehungsanstalt für schwer erziehbare Jugendliche, das heutige Heim Maria Hof in Hüfingen. 1839 ermöglichte Karl Egon die Gründung der Donaueschinger Sparkasse durch Übernahme der Kapitalgarantie.

Vor allem aber engagierte sich Fürst Karl Egon auf kulturellem Gebiet und dies in einer Art und Weise, die einem Landesherrn gut zu Gesicht gestanden hätte.

Als die meisten Hofkapellen und klösterlichen Ensembles im Gefolge der napoleonischen Kriege und der Umwälzung der deutschen Staatenwelt auf den Aussterbeetat gesetzt wurden, führte er mit der Verpflichtung von CONRADIN KREUTZER und JOHANN WENZEL KALLIWODA das Donaueschinger Musikleben zu einer neuen Blüte.²³ Sie stellten alles Frühere in den Schatten, auch die vor allem mit dem Namen Mozarts verbundenen Aktivitäten der Fürsten Josef Wenzel und Josef Maria Benedikt. Selbst Beethoven in Wien hörte in dieser Zeit eines deutlich schrumpfenden musikalischen Marktes für große Musik von den fürstlichen Ambitionen. 1823 schlug ihm sein Adlatus Anton Schindler vor, doch Fürst Karl Egon als Subskribent der „Missa solemnis“ vorzusehen: *„Der Fürst von Fürstenberg ist einer derjenigen, der jetzt noch eine prächtige Kapelle hat, ein schönes Theater, und thut sehr viel für die Kunst.“*²⁴



Marie Ellenrieder (1791–1863): Fürst Karl Egon und Fürstin Amalie zu Fürstenberg, Prinzessin von Baden (1819). Schloss Donaueschingen.

Karl Egon erwies sich dabei als ein Mann, der über seinen höfischen Tellerand hinausdachte, seine ehemaligen Untertanen nicht nur zu Zuhörern, sondern zu Teilhabern machte, die Museumsgesellschaft mit ins Boot holte und damit das musikalische Leben stärker noch, als es bereits seine Vorgänger mit dem Hoftheater gemacht hatten, aus der exklusiven Sphäre des Schlosses herausführte.

So wie in der Musik führte Karl Egon auch in der bildenden Kunst das adelige Mäzenatentum ungebrochen fort. Im Unterschied zum Gros seiner Standesgenossen beschäftigte er einen eigenen Hofmaler. HEINRICH FRANKS (1805–1890) Hauptaufgaben bestanden in Unterrichtsstunden für die Prinzen und Prinzessinnen sowie in Auftragsarbeiten mit Motiven der fürstlichen Herrschaften. All seine Gemälde und Grafiken tragen, hier ist der Ausdruck berechtigt, die Signatur der Biedermeierzeit.²⁵

Von ganz anderem Format war die badische Hofmalerin MARIE ELLENRIEDER (1791–1863).²⁶ Ohne feste Anstellung war sie dem Hause seit der Ver-



Albrecht Adam (1786–1862): Fürst Karl Egon II. und Fürstin Amalie mit Gefolge, darunter ganz links der Maler selbst (1831). Fürstlich Fürstenbergisches Schloss Heiligenberg.

mählung Fürst Karl Egons mit Prinzessin Amalie eng verbunden. Sie malte 1819 die Porträts des Brautpaares und weilte seither Jahr für Jahr zum Teil mehrere Wochen in Donaueschingen und auf Schloss Heiligenberg, um das fürstliche Familienleben zu dokumentieren. Die fürstlichen Sammlungen besitzen daher heute die größte private Sammlung mit Werken von Marie Ellenrieder. Mehrere Aufträge erhielt auch der Münchner ALBRECHT ADAM (1786–1862). Er wurde vor allem als versierter Pferdemaler geschätzt.

Nur beiläufig sei die Förderung von Dichtern und Schriftstellern erwähnt. Sie ist vor allem durch zahlreiche Widmungsschriften dokumentiert. Unter anderem gehörte auch Luzian Reich aus Hüfingen zum Kreis der Begünstigten. Auch Hofmann von Fallersleben, der Verfasser des Deutschlandliedes, weilte am Donaueschinger Hof und verfasste bei dieser Gelegenheit einen Trinkspruch auf Johann Wenzel Kalliwoda.²⁷ Zusammen mit dem Fürstlichen Hofbibliothekar Professor Josef Eiselin gründete Karl Egon II. einen Klassikerverlag und brachte Winkelmanns und Lessings Werke heraus.²⁸

Der Fürst fördert die naturwissenschaftliche Forschung

Während die bisher genannten Aktivitäten an das fürstenbergische Kulturrengagement des 18. Jahrhunderts anknüpften, betrat Fürst Karl Egon auf einem anderen Gebiet weitgehend Neuland. Er widmete sich der wissenschaftlichen Erforschung und systematischen Sammlung der kunst-, kultur- und naturgeschichtlichen Altertümer des ehemaligen Fürstentums und der angrenzenden Regionen. Langfristiges Ziel war die Eröffnung eines Museums für die fürstenbergischen Lande.

Die Fürstenberger selbst hatten bis zu diesem Zeitpunkt keinerlei systematische Sammlungen angelegt.²⁹ Es gab noch nicht einmal eine Kunstkammer und ein Raritätenkabinett. Ansätze zu einer systematischen Sammlung wies allenfalls die Bibliothek mit ihrem wertvollen Bestand an fürstenbergischen Handschriften und dem ererbten Rest der ehemals wesentlich größeren Zimmer'schen Büchersammlung auf. Aber auch im allgemeinen Vergleich befand sich Karl Egon mit seinem Projekt auf der Höhe der Zeit.³⁰

Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstanden in Deutschland die ersten Geschichts- und Altertumsvereine und wurden die ersten öffentlichen Museen gegründet. So stellten in Frankfurt naturwissenschaftlich interessierte Bürger das Naturalienkabinett der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft der Öffentlichkeit zur Verfügung. Mit der Glyptothek in München und dem Alten Museum in Berlin folgten 1830 zwei frühe Kunstmuseen. In Stuttgart und Karlsruhe musste man darauf bis 1843 und 1846 warten. Die beiden wichtigsten sich gegenseitig ergänzenden kulturgeschichtlichen Museen, das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg und das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz, eröffneten gar erst im Jahre 1852. Das zunehmende Interesse an der eigenen Geschichte, an Kunst und Kultur verdankte sich dabei nicht zuletzt der Niederlage gegen Napoleon (1806) und den Freiheitskriegen von 1813 bis 1815.

Zwischen höfischer Tradition und Biedermeier



Unbekannter Meister: Brustbild von Wilhelm August Rehmann (um 1835).
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen, Donaueschingen.



Johann Baptist Edler von Lampi der Ältere (1751–1831): Brustbild von Franz Simon Freiherr von Pfaffenhofen.
Fürstlich Fürstenbergisches Schloss Donaueschingen.



Geologische, mineralogische und paläontologische Sammlung.
Foto: Roland Sigwart, Hüfingen.

Fürst Karl Egon schöpfte mit seiner Initiative allerdings keineswegs aus dem Nichts. Er griff vielmehr Bestrebungen auf, die vor ihm bereits ein kleiner Kreis von Gelehrten initiiert hatte. Zu ihnen gehörten vor allem die Mitglieder der „*Gesellschaft der Freunde der Geschichte und Naturgeschichte an den Quellen der Donau*“.³¹ Sie hatten sich 1805 unter Federführung des Freiherrn Friedrich Roth von Schreckenstein zusammengefunden, allerdings bereits 1819, zumindest vorläufig, wieder aufgelöst. Nach dem Tode Schreckensteins im Jahre 1808 fehlte es schlichtweg an einem führenden Kopf und an der personellen Substanz.

Fürst Karl Egon knüpfte hier mit seinen weitaus größeren Mitteln an. Er versammelte gelehrte Mitarbeiter um sich und beauftragte sie mit dem Sammeln von Schätzen der Natur, Kunst und Kultur.

Zu ihnen gehörte zum Beispiel Dr. WILHELM AUGUST REHMANN.³² Als Sohn des fürstenbergischen Leibarztes Josef Rehmann stand er bereits 1817 auf der fürstenbergischen Gehaltsliste und wurde 1824 auch offiziell dessen Nachfolger. Er war jedoch weit mehr als nur ein fürstlicher Leibarzt. 1829 erhielt er die Aufsicht über die fürstlichen Sammlungen und die Gartenanlagen. Er war zudem Direktor des Landspitals in Geisingen, dirigierender Arzt des Karlskrankenhauses zu Donaueschingen, Rat, Vorstand und großherzoglicher Kommissär für Mildenstiftungssachen und Mitglied mehrerer gelehrter Vereine. 1831 würdigte Fürst Karl Egon öffentlich „*seine durch nichts aufzuwiegenden Verdienste*“. Im fürstlichen Schlosspark zu Donaueschingen erinnert ein Denkmal an ihn.

Als Naturwissenschaftler hat Rehmann zusammen mit Gleichgesinnten vor allem Zeugnisse der Flora, Fauna, Mineralien und Fossilien aus dem Schwarzwald und der Baar für die im Entstehen begriffenen fürstlichen Sammlungen gesammelt.³³ Er interessierte sich jedoch auch für die Geschichte der Region. 1820/21 leitete er die Ausgrabung des Hüfinger Römerbades. Fürst Karl Egon ließ darüber noch im selben Jahr einen Schutzbau im Stil einer Baaremer Scheune errichten, eine wegweisende Tat. Die heute noch vorhandene Anlage ist wenn nicht der älteste so doch auf jeden Fall einer der frühesten musealen Schutzbauten in Deutschland.

Der Fürst bringt Kunst und Kultur zur Blüte

Dieselbe Rolle, die Wilhelm August Rehmann auf dem Sektor der Naturwissenschaften in Donaueschingen spielte, kam dem Freiherrn FRANZ SIMON VON PFAFFENHOFEN auf dem Gebiet der Kunst und Kultur zu. Schon das ausgesprochen qualitätsvolle Porträt im Donaueschinger Schloss belegt sein Format, das ihn weit aus dem Kreis der gewöhnlichen Verwaltungsbeamten heraushob. An ihm lässt sich vielleicht noch eindrücklicher als an Wilhelm August Rehmann zeigen, was das Spezifikum all jener Personen war, die zu dieser Zeit die Kultur am Fürstenhof und in der Stadt Donaueschingen bestimmten.

Es waren noch nicht die auf eine bestimmte Laufbahn vorbereiteten Fachleute, die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den damals schon bestehenden Fürstlich Fürstenbergischen Instituten den Ton angeben sollten.³⁴

Solche Leute gab es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts überhaupt noch nicht. Die Geisteswissenschaften waren erst im Entstehen begriffen. Schon gar nicht existierten feste Ausbildungsgänge für Museumsleute, Archivare oder Bibliothekare. Es waren zumeist in anderen Berufen ausgebildete, äußerst vielseitig interessierte Personen, Juristen, Ärzte, Forstmänner, Pfarrer und Lehrer, die die Einrichtungen im Nebenberuf aufbauten. Es waren Dilettanten im besten Sinne des Wortes.

Pfaffenhofen wurde am 27. Oktober 1797 in Saint-Cyr-du-Vaudreuil in der Normandie geboren.³⁵ Die Familie musste im Gefolge der Französischen Revolution das Land verlassen und floh nach Wien. Pfaffenhofen besuchte hier das beste Gymnasium der Stadt, das K. K. Theresianum, und nahm anschließend ein Jurastudium auf, unterbrochen nur von einem einjährigen Aufenthalt im mittlerweile restaurativen Frankreich am Collège Royal de Bourbon in Paris. Seit 1829 ist er in Donaueschingen am fürstlichen Hof tätig, zunächst ohne genau definierte Aufgaben und ohne bestimmte Bezüge, seit 1832 dann als fest angestellter Hofkavalier. Das Anstellungsdekret des Fürsten Karl Egon vom 31. Dezember 1832 spricht Bände. Es endet mit dem wunderbaren Satz:

Indem wir zu dem Freiherren Franz Simon von Pfaffenhofen das Zutrauen haben, dass Wir in seiner vielseitigen Bildung stets jene angenehmen Ressourcen finden werden, die uns zu seiner Anstellung bewogen haben, bekräftigen wir gegenwärtige Urkunde durch Beifügung unserer eigenhändigen Unterschrift und unseres fürstlichen Insiegels.³⁶

Dieser Satz ist die sehr genaue Beschreibung all jener universal gelehrten und vielseitig interessierten Leute, die Fürst Karl Egon um sich versammelte, um die fürstlichen Sammlungen anzulegen und ganz allgemein dem Donaueschinger Kulturleben auf die Sprünge zu verhelfen. Man konnte diese Leute überall einsetzen. Sie arbeiteten sich schnell ein, verrichteten ihr Werk mit vollem Engagement und vollbrachten großartige Leistungen.

1836 erhielt Pfaffenhofen die Leitung der numismatischen und sonstigen Kunstsammlungen, 1840 kam die Leitung der Antiquitätensammlung hinzu, 1842 die Gartendirektion, 1844 die Hofintendanz und damit die Zuständigkeit für die bauliche Unterhaltung und innere Einrichtung aller fürstenbergischen Schlösser. Das waren nicht gerade wenige. Er war Großherzoglich Badischer Kammerherr, Ritter des Zähringer Löwenordens, Ehrenmitglied des wiederbegründeten „Vereins für vaterländische Geschichte und Naturgeschichte in Donaueschingen“ und Ehrenbürger der Gemeinde Heiligenberg.

Nach dem Tode Fürst Karl Egons 1854 verpflichtete ihn Fürstin Amalie kurzerhand als Hofmarschall, das heißt als Leiter ihres gesamten Hauswesens. Auch sie mochte ihn nicht missen. In Donaueschingen heißt noch heute eine Straße nach ihm.

Obwohl von Hause aus Jurist, war Pfaffenhofens eigentliches Spezialgebiet die Münzkunde. Er verfasste ein epochales Werk über die keltischen Münzen in



Joseph Freiherr von Laßberg (1770–1855).

Lithographie von J. Bauer, Wien (1870).

Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Grafiksammlung.

Frankreich und mehrere kürzere wissenschaftliche Arbeiten in der „*Revue numismatique*“³⁷. Seine Bedeutung für die Entstehung der fürstlichen Münzsammlung und der verschiedenen Kunstsammlungen ist kaum hoch genug einzuschätzen.³⁸ Er verlieh ihnen den Rang, den sie bis weit ins 20. Jahrhundert hatten. So erwarb er etwa 60.000 Münzen und 70.000 Grafiken und stellte damit zwei der bedeutendsten Sammlungen im deutschen Sprachgebiet zusammen. Vor allem aber

wandte er sich der Malerei zu. Hier hatte das Haus Fürstenberg bereits einiges zu bieten, darunter Werke des Meisters von Meßkirch aus dem Erbe der Grafen von Zimmern. Von Johann Baptist Seele, der 1774 als Sohn eines fürstenbergischen Soldaten in Meßkirch geboren worden war und sich vor allem als Schlachtenmaler auszeichnete, besaß Fürstenberg die bedeutendste Sammlung in Privatbesitz. Pfaffenhofen baute diesen Bestand systematisch aus. Dabei muss man bedenken, dass es zu dieser Zeit noch keinen professionellen Kunstmarkt gab. Pfaffenhofen war auf persönliche Kontakte und sein eigenes Gespür für Qualität angewiesen. Er konnte sich bei keinem Kunsthistoriker Rat holen. Er kaufte nur, was zum Bestand passte, das heißt Werke des 15. und 16. Jahrhunderts und, wie die Geschichte zeigen sollte, nur solche von allerhöchster Qualität, im Jahre 1850 zum Beispiel Cranachs „Faunenfamilie“, 1853 Hans Holbeins „Graue Passion“.

Als größter Coup gelang Pfaffenhofen der Erwerb der hoch bedeutenden Laßberg-Sammlung.³⁹ JOSEPH FREIHERR VON LAßBERG, ehemaliger fürstenbergischer Landesforstmeister und engster Vertrauter der Fürstin Elisabeth, Karl Egons II. Mutter also, hatte sich seit seiner Pensionierung mit voller Kraft auf das Sammeln von Hinterlassenschaften des Mittelalters gestürzt. Fürstin Elisabeth unterstützte ihn dabei finanziell, wo sie nur konnte.

Im vorgerückten Alter stand Laßberg vor der Schwierigkeit, einerseits seine Frau und seine Töchter zu versorgen, andererseits seine umfangreiche Sammlung ungeteilt und möglichst noch in Schwaben zu erhalten. Nur das Haus Fürstenberg erfüllte alle Voraussetzungen und Bedingungen. Der Weg zum Vertrag war dennoch langwierig. Seit 1841 wurde verhandelt. Erst 1853 gelang der Durchbruch, nachdem andere Interessenten, darunter der preußische Staat, längst aufgegeben hatten. Für die enorme Summe von 27.000 Gulden wechselte die Sammlung den Besitzer. Sie umfasste unter anderem die Seitenflügel vom Hoch-

altar der Pfarrkirche Sankt Martin in Meßkirch vom Meister von Meßkirch und ergänzte damit vorzüglich den ererbten Bestand dieses Meisters im fürstenbergischen Besitz. Des Weiteren gehörten zu Laßbergs Sammlung 1.000 Urkunden, 200 bis 300 Handschriften, darunter das berühmte Nibelungenlied und das Donaueschinger Wappenbuch, und schließlich 11.000 gedruckte Bücher.

Ein Zentralmuseum für die fürstenbergischen Lande kommt nicht zustande

Durch all diese Erwerbungen waren die fürstlichen Sammlungen in einem Zeitraum von 30 bis 40 Jahren quasi aus dem Nichts geschaffen und auf einen hohen Stand gebracht worden. Es fehlte jetzt für all diese Stücke nur noch die geeignete Unterbringung, das projektierte Universalmuseum der fürstenbergischen Lande.⁴⁰ Noch war alles über verschiedene Gebäude verstreut. Überall standen Kisten und Kästen herum. Kaum etwas war systematisch geordnet und registriert, kaum etwas für die Öffentlichkeit gut zugänglich.

Im Archiv war neben den Archivalien zunächst der komplette Bibliotheksbestand untergebracht. All dies verstopfte die Räume, die dringend für die Neu-einlieferungen benötigt wurden. Seit 1817 klagte der Archivar in regelmäßigen Abständen. Ein Teil der Bibliothek stand seit 1828 auch im Domänenkanzleigebäude im sogenannten Weißen Saal. Auch dieser Saal quoll jedoch innerhalb kürzester Zeit über. Die Klagen von Bibliothekar und Archivar wollten nicht aufhören.

Noch schlimmer sah es um die naturkundliche Sammlung aus. Sie war zum Teil im Archiv, zum Teil im Domänenkanzleigebäude, zum Teil im Hüfinger Schloss aufgestellt, überall jedoch nur provisorisch.



Bibliothekssaal im F. F. Archiv Donaueschingen. Foto: Ralf Brunner, Hamburg.

Im Karlshof, dem Palais des Erbprinzen, hatte Pfaffenhofen eine kleine Gemäldegalerie eingerichtet. Die meisten Kunstschatze hingen und standen jedoch nach wie vor in den fürstlichen Schlössern und Amtsgebäuden. Sogar auf der Meersburg, dem Sitz des Freiherrn von Laßberg, gab es seit 1853 eine Dependance mit fürstenbergischen Kunst- und Bibliotheksschätzen. Obwohl Laßberg in seinen letzten Lebensjahren kaum noch lesen und schreiben konnte, hatte man ihm die erworbenen Stücke auf Lebenszeit belassen. Man wusste ja auch gar nicht, wohin damit in Donaueschingen. Nach seinem Tode wurden sie in Kisten im Archiv gestapelt. Scheffel war der erste, der die Kisten 1857 öffnete und bereits erste Schäden an den Handschriften feststellen musste.

Die ersten konkreten Pläne für ein Vielzweckmuseum hatte sich Fürst Karl Egon dabei schon 1843 vorlegen lassen.⁴¹ Sie stammten von dem Karlsruher Architekten Joseph Berckmüller (1800–1879), einem Schüler Friedrich Weinbrenners. Vorgesehen war der Umbau des „Fruchtkastens“, eines Getreidespeichers am heutigen Karlsplatz. Diese Planung sah neben den naturwissenschaftlichen Sammlungen vor allem Säle für die Bibliothek und die Kupferstiche vor. Das projektierte Gebäude war jedoch viel zu klein und nicht auf Zuwachs ausgerichtet. Für die Gemälde und Antiquitäten war gar kein Platz vorgesehen. Neben dem Umbau wurde deshalb vom fürstlichen Hofbaumeister Theodor ein kompletter Neubau ins Spiel gebracht. Drei mögliche Orte schlug er dafür vor, neben dem Archiv, neben dem Schloss und neben dem Gebäude der Museumsgesellschaft.

Fürst Karl Egon gelang es trotz aller Anläufe nicht mehr, den umfangreichen Sammlungen eine feste organisatorische Form zu verleihen und sie der interessierten Öffentlichkeit gut zugänglich zu machen. Dabei kamen viele Gründe zusammen. Für ein Museum dieser Art gab es bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wenige Vorbilder, an denen man sich hätte orientieren können. So kam es in der Museumskommission, die Karl Egon unglücklicherweise gebildet hatte, zu endlosen Diskussionen und dem unerquicklichen Gerangel zwischen den beteiligten Institutionen und Personen um das richtige Konzept. Für den wirklich großen Wurf, einen Neubau, der alle Wünsche befriedigt hätte, fehlte das Geld. Jedes leerstehende und umzubauende Gebäude war zu klein oder hatte spezifische Nachteile.

Die fürstlichen Institute für Kunst und Wissenschaft entstehen

Die Entscheidung wurde so lange vertagt, bis endlich die 1848er Revolution darüber hinwegging. Die Position des Hauses wurde damals von den ehemaligen Untertanen des Hauses hart attackiert. Fürst Karl Egon fühlte sich um sein Lebenswerk geprellt. Er zog sich gedemütigt und beleidigt im Jahr 1848 nach Karlsruhe zurück. Alle bereits angedachten Pläne für die Errichtung eines Universalmuseums wurden zu den Akten gelegt.

So blieb es seinem Sohn Karl Egon III. (1820–1892) überlassen, die vorhandenen Ansätze fortzuführen und in den festen Rahmen der Fürstlich Fürstenbergischen Institute für Kunst und Wissenschaft zu leiten.⁴²

Zwischen höfischer Tradition und Biedermeier



Karl Egon III. Fürst zu Fürstenberg (1856).
Lithographie von
Alphonse Leon Noël (1807–1884),
nach Franz Xaver Winterhalter (1805–1873).
Fürstlich Fürstenbergisches Archiv.

Fassade der Fürstlich Fürstenbergischen
Sammlungen (1873).
Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Karten und
Pläne (II/IV/4a).



Er verteilte die Schätze des Hauses auf drei Gebäude, die mit hohem Aufwand umgebaut wurden: Archiv, Bibliothek und Sammlungen. Und er stellte die ersten Fachwissenschaftler ein. Die Zeit der Universalgelehrten und Dilettanten war vorbei. Joseph Victor von Scheffel, der in Donaueschingen an der Bibliothek scheiterte, war der letzte Nachzügler.

Durch diese Institute mit ihren Fachwissenschaftlern erhielt auch der Baarverein erstmals eine Chance auf eine dauerhafte Existenz. 1870 gründete er sich neu und begab sich unter den Schutz der fürstlichen Institute.⁴³ Das einzige, wofür Karl Egon III. offensichtlich wenig übrig hatte, waren die Musik und das Theater. Das abgebrannte Hoftheater wurde nicht mehr aufgebaut. Mit dem Tode Johann Wenzel Kalliwodas 1866 endete endgültig die Zeit der fürstenbergischen Hofkapellmeister.

Hier setzte erst wieder Fürst Max Egon II. (1863–1941) neue Akzente. Er stellte mit Heinrich Burkard einen umtriebigen Musikdirektor an, ließ den umfangreichen Musikalienbestand der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek neu erschließen, förderte maßgeblich die Gesellschaft der Musikfreunde Donaueschingen und bereitete 1921 den Donaueschinger Musiktagen, dem international angesehensten Festival für zeitgenössische Musik, den Weg.⁴⁴

Die von Fürst Karl Egon II. etablierte Zusammenarbeit von Fürstenhaus und Bürgertum ist bis heute der Königsweg der Donaueschinger Kulturpolitik geblieben.

Autor

DR. ANDREAS WILTS

ist seit 1995 Fürstlich Fürstenbergischer Archivar und Leiter der Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen. Er verfasste unter anderem mehrere Studien zur mittelalterlichen und neuzeitlichen Kirchengeschichte, darunter „Beginen im Bodensee-raum“ (Bodensee-Bibliothek, Band 37. Sigmaringen 1994).

Heute gilt sein Interesse vor allem der Geschichte des Hauses Fürstenberg und den fürstlich fürstenbergischen Residenzen in Donaueschingen und Heiligenberg.

Dr. Andreas Wilts
Fürstlich Fürstenbergisches Archiv
Haldenstraße 3
78166 Donaueschingen
a.wilts@fuerstenberg-gv.de

Anmerkungen

Abkürzung: FFA für Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen.

- 1 Dieser Beitrag ist die nur leicht überarbeitete Fassung eines Vortrages, den der Verfasser am 2. Dezember 2016 auf der Tagung „Johann Wenzel Kalliwoda – Eine Musikerkarriere zwischen höfischer Pflicht, Virtuosenambitionen und dem expandierenden Markt für Musikalien“ gehalten hat. Tagung und Konzert wurden aus Anlass des 150. Todestages Johann Wenzel Kalliwodas in den Donauhallen Donaueschingen durchgeführt. Veranstalter waren der Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (Baarverein) in Kooperation mit der Gesellschaft der Musikfreunde Donaueschingen und der Staatlichen Hochschule für Musik, Trossingen. Die Tagung wurde gefördert von S. D. Heinrich Fürst zu Fürstenberg sowie der Bürgerstiftung Donaueschingen und dem Lionsclub Donaueschingen.
- 2 FRIEDRICH PANZER (Hg.): Scheffels Werke. Band 1. Leipzig und Wien o. J. (ab Seite 219). – HARALD SEILER: Biedermeier. In: Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte. Band 2. Stuttgart und Waldsee 1948 (Spalte 542–545).
- 3 LUDGER SYRÉ: Der Dichter als Bibliothekar. Joseph Victor von Scheffel in Donaueschingen. In: WALTER BERSCHIN/WERNER WUNDERLICH (Hg.): Joseph Victor von Scheffel (1826–1886). Ein deutscher Poet gefeiert und geschmäht. Ostfildern 2003 (Seite 135–163, hier Seite 146). – SUSANNE LANGER-DRESCHER: Die Fürstlich Fürstenbergische Hofbibliothek (von 1465 bis 1871). Magisterarbeit der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Erlangen 1990 (Seite 72–77).
- 4 MARIANNE BINZ: Johann Wenzel Kalliwoda (1801–1866). Lebensbild eines fürstlichen Hofkapellmeisters nebst Werkverzeichnis. Hainholz-Verlag. Göttingen 2012 (Seite 179).
- 5 ERWEIN H. ELTZ: Die Modernisierung einer Standesherrschaft. Karl Egon III. und das Haus Fürstenberg in den Jahren nach 1848 / 49. Sigmaringen 1980 (Seite 38–73).
- 6 Zur Stadtentwicklung im 19. Jahrhundert und zum Verhältnis von Stadt und Fürstenhaus siehe den Überblick von VOLKHARD HUTH: Donaueschingen. Stadt am Ursprung der Donau. Sigmaringen 1989 (Seite 86–169).
- 7 HELMUT MAXIMILIAN GRUBER-BALLEHR: Die Bauten der Museums- und Harmoniegesellschaften in Südwestdeutschland. Phil. Diss. Tübingen. München 1981. – TORSTEN LIESEGANG: Lesegesellschaften in Baden 1780–1850 (Schriften des Museums für Literatur am Oberrhein). Berlin 2000.
- 8 Zur Geschichte des Gebäudes siehe FFA Hauptkasse (Bausache IX/1–4) sowie FFA Hauptkasse (Häuserstand III/1).
- 9 FFA Hauptkasse (Häuserstand IIIa/1).
- 10 Statuten der Museumsgesellschaft zu Donaueschingen. Hofdruckerei Willibald. Donaueschingen 1818 (Seite 6).
- 11 LOTHAR GALL: Adel, Verein und städtisches Bürgertum. In: ELISABETH FEHRENBACH (Hg.): Adel und Bürgertum in Deutschland. München 1994 (Seite 29–43). – WOLFGANG HARDTWIG: Strukturmerkmale und Entwicklungstendenzen des Vereinswesens in Deutschland 1789–1848. In: Historische Zeitschrift. Neue Folge Beiheft 9. München 1984 (Seite 11–50).
- 12 Die Mitglieder der Museumsgesellschaft um 1830. Zeichnung von Heinrich Frank. FFA Grafiksammlung.
- 13 Verzeichniss sämtlicher Mitglieder (1830). F. F. Hofbibliothek, UB 3 f Museum (handschriftliches

- Manuskript).
- 14 Statuten (wie Anm. 10), Seite 3.
- 15 Bücher-Verzeichniß der Museums-Gesellschaft zu Donaueschingen. Hofdruckerei Willibald. Donaueschingen 1861.
- 16 FFA Hauptkasse (Häuserstand IIIa/1).
- 17 FFA: Theaterzettel und Konzertprogramme des Hoftheaters, des Schlosses und der Museumsgesellschaft.
- 18 GEORG TUMBÜLT: Das Fürstlich Fürstenbergische Hoftheater zu Donaueschingen 1775–1850. Donaueschingen 1914 (Seite 75–110).
- 19 ALEXANDER VON PLATEN: Karl Egon II. Fürst zu Fürstenberg 1796–1854. Stuttgart 1954. – ANDREAS WILTS: Ausgelöscht aus der Zahl der immediaten Reichsfürsten. Die Mediatisierung und Neupositionierung des Fürstentums Fürstenberg 1806. In: MARK HENGERER u. a. (Hg.): Adel im Wandel. Oberschwaben von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Herausgegeben im Auftrag der Gesellschaft Oberschwaben. Band 1. Ostfildern 2006 (Seite 333–348).
- 20 Der Brief ist in Auszügen abgedruckt bei PLATEN (wie Anm. 19), Seite 23–25).
- 21 Zum politischen, musikalischen und karitativen Engagement des Fürsten Karl Egon siehe PLATEN (wie Anm. 19), Seite 47–93). – MARTIN FURTWÄNGLER: Die Standesherrn in Baden (1806–1848). Politische und soziale Verhaltensweisen einer bedrängten Elite. Frankfurt am Main 1995 (vor allem Seite 209–225). – WILTS (wie Anm. 19).
- 22 GIOVANNI MAIO: Das Karlskrankenhaus in Donaueschingen. Eines der ersten „modernen“ Krankenhäuser in der badischen Provinz des Vormärz. In: Schriften der Baar. Band 40 (1997), Seite 21–36.
- 23 MANFRED SCHULER: Die Fürstenberger und die Musik. In: ERWEIN H. ELTZ/ ARNO STROHMEYER (Hg.): Die Fürstenberger. 800 Jahre Herrschaft und Kultur in Mitteleuropa. Korneuburg 1994 (Seite 150–161). – LASZLO STRAUß-NEMETH: Johann Wenzel Kalliwoda und die Musik am Hof von Donaueschingen. Band 1. Kulturhistorische und analytische Untersuchung. Hildesheim 2005. – BINZ (wie Anm. 4). – REINER NÄGELE: *Meines Vergnügens halber nahm ich Sie in Dienste*. Conradin Kreutzer (1780–1849) in Donaueschingen. In: *Liebhaber und Beschützer der Musik*. Die neu erworbene Musikaliensammlung der Fürsten zu Fürstenberg in der Badischen Landesbibliothek (Patrimonia 188). Karlsruhe 2000 (Seite 37–46).
- 24 SCHULER (wie Anm. 23), Seite 157.
- 25 HEINRICH FEURSTEIN (Bearb.): Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen zu Donaueschingen. Verzeichnis der Gemälde. 4. Auflage. Donaueschingen 1934 (ab Seite 27). – GÜNTER MEIßNER (Hg.): Allgemeines Künstlerlexikon. Die Bildenden Künster aller Zeiten und Völker. Band 44. München 2005 (Seite 42). – Donaueschinger Wochenblatt Nr. 135 vom 15.11.1890. – FFA Personalia, Fra 5.
- 26 TOBIAS ENGELSING / BARBARA STARK (Hg.): Einfach himmlisch! Die Malerin Marie Ellenrieder (1791–1863). Stuttgart 2013. – EDWIN FECKER (Hg.) Marie Ellenrieder. Der schriftliche Nachlass. <http://www.edwin-fecker.de/ellenrieder.htm>. [10.1.2018]
- 27 Trinkspruch vom 30. April 1862. FFA (OB 19, Vol. 74, Fasz. 11,27).
- 28 FFA Archiv, Kunst u. Wissenschaft (I/2).
- 29 CHRISTIAN ALTGRAF ZU SALM. Der Karlshof in Donaueschingen. Zur Entstehung eines Vielzweckmuseums. In: Museum und Kunst (Festschrift Alfred Hentzen). Hamburg 1970

- (Seite 187–196).
- 30 OLAF HARTUNG: *Kleine Deutsche Museumsgeschichte. Von der Aufklärung bis zum frühen 20. Jahrhundert.* Köln 2010.
- 31 KARL SIEGFRIED BADER: 175 Jahre Baargeschichtsverein. Gründung und Anfangszeit des ältesten Geschichtsvereins in Südwestdeutschland. In: *Schriften der Baar*, Band 33 (1980), Seite 14–24. – GÜNTHER REICHEL: Zur Vor- und Frühgeschichte des „Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“. In: *Schriften der Baar*, Band 48 (2005), Seite 6–49. – WOLFGANG HILPERT: Die Mittlere Periode 1842 bis 1848. Neuausrichtung und kurze Blüte. In: *Schriften der Baar*, Band 48 (2005), Seite 51–66.
- 32 KARL JÄCK/EDUARD THEODOR NAUCK: Zur Geschichte des Sanitätswesen im Fürstentum Fürstenberg (Veröffentlichungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv, Band 13). Allensbach 1951 (vor allem Seite 80–82).
- 33 EMIL REHMANN: *Die Fürstliche Naturaliensammlung in Donaueschingen.* Karlsruhe 1872.
- 34 Archivräte Siegmund Riezler, Franz Ludwig Baumann und Aloys Schulte sowie Hofbibliothekar Karl August Barack. Siehe dazu ELTZ: *Modernisierung* (wie Anm. 5), Seite 135–178.
- 35 FFA Personalia (Pf. 12). – *Badische Biographien. Alte Folge, Teil 2.* Heidelberg 1875 (Seite 132).
- 36 FFA Personalia (Pf. 12).
- 37 FRANZ SIMON VON PFAFFENHOFEN: *Essai sur les Aspres Comménats ou blancs d'argent de Trébisonde.* Paris 1847. – Ders.: *Die Münzen der Herzöge von Alemannien.* Karlsruhe 1845.
- 38 Zur Geschichte der Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen siehe SALM: *Karlsbau* (wie Anm. 29). – ELTZ: *Modernisierung* (wie Anm. 5), Seite 134–189. – CLAUS GRIMM / BERND KONRAD: *Die Fürstenberg-Sammlungen Donaueschingen: Altdeutsche und schweizerische Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts.* München 1990.
- 39 CHRISTIAN ALTGRAF ZU SALM: Laßberg als Kunstsammler. In: KARL SIEGFRIED BADER (Hg.): *Joseph von Laßberg. Mittler und Sammler.* Aufsätze zu seinem 100. Todestag. Stuttgart (Seite 65–87). – EDUARD JOHNE: Laßberg und die Fürstlich Fürstenbergische Hofbibliothek zu Donaueschingen. In: KARL SIEGFRIED BADER, wie zuvor (Seite 379–393). – KLAUS GANTERT: *Die Bibliothek des Freiherrn Joseph von Laßberg.* Heidelberg 2001. – DIETRICH HAKELBERG: *Bibliotheca Laszbergiana. Adelige Altertumswissenschaft zwischen Aufklärung und Restauration im Spiegel einer Gelehrtenbibliothek.* In: HEINZ BOTHIEN (Hg.): *Joseph von Laßberg – Des letzten Ritters Bibliothek.* Frauenfeld 2001 (Seite 31–88).
- 40 Wie Anm. 38 sowie FFA Archiv, Kunst und Wissenschaft (IIIa/4): *Die Ausmittelung passender Lokalitäten für die Bücher-, Naturalien-, Münz-, Antiquitäten- und Kunstsammlungen 1841–1856.*
- 41 FFA Karten und Pläne (I/III/153).
- 42 ELTZ (wie Anm. 5), Seite 134–189.
- 43 WOLFGANG HILPERT: Der moderne Verein. Neukonstituierung und dauerhafte Etablierung. In: *Schriften der Baar.* Band 48 (2005), Seite 68–90.
- 44 ANDREAS WILTS: Am Anfang war Heinrich Burkard. Wie Donaueschingen zu seinen Musikfreunden und den Musiktagen kam. In: *Musikfreunde. Bilder aus der bewegten Geschichte eines Donaueschinger Vereins 1913–2013.* Herausgegeben von der Gesellschaft der Musikfreunde Donaueschingen. Donaueschingen 2013 (Seite 7–31).

Als Schwenningen seinen Boden entdeckte: Eine archäologische Forschungsgeschichte

VON PETER GRAMMANN

Der Stadtbezirk Schwenningen der Stadt Villingen-Schwenningen, ehemals Schwenningen am Neckar, besitzt ein reiches archäologisches Erbe, dessen älteste Relikte ins Paläolithikum weisen. Die ersten Heimatforscher, die sich über die schriftliche Überlieferung hinauswagten und den Boden als historische Quelle entdeckten, waren – wie überall in Deutschland – keine studierten Historiker, sondern interessierte Laien. Vor allem mit zwei Namen verbindet sich die Pionierzeit der Archäologie an der Neckarquelle: Friedrich von Alberti und Hermann Rupp. Sie stehen im Mittelpunkt dieser Arbeit, mit der die Forschungsgeschichte vor dem Zweiten Weltkrieg (von etwa 1825 bis 1939) beleuchtet und ihre Bedeutung kritisch gewürdigt werden soll.¹

Modergeruch auf der Möglingshöhe

Wann das erste Mal auf Schwenninger Gemarkung gegraben wurde, ist unbekannt. Erstmals dokumentiert wurde ein Eingriff in den „Württembergischen Jahrbüchern für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie“ für das Jahr 1825. Darin berichtete der Schwenninger Salinendirektor FRIEDRICH VON ALBERTI von der Öffnung eines Grabhügels auf der Möglingshöhe, im Bereich des heutigen Landesgartenschau-Geländes. Alberti, Sohn eines in den Adelsstand erhobenen Offiziers, war 1822 von der württembergischen Regierung mit der Prospektion von Steinsalz bei Schwenningen beauftragt worden, wo er im folgenden Jahr fündig wurde. Die neu gegründete Saline Wilhelmshall wurde unter seine Leitung gestellt und konnte durch gewinnbringenden Handel mit der Schweiz rasch prosperieren. Neben der Geologie galt Albertis Interesse in besonderem Maße der Altertumskunde. 1832 gehörte er zu den Gründungsmitgliedern des „Vereins zur Aufsuchung der



Friedrich von Alberti (1795–1878).

Foto: aus Wikipedia-Artikel zu Alberti (gemeinfrei).

Alterthümer in der Gegend von Rottweil“, in dessen Namen er archäologisch aktiv war und dem neben ihm mit den Gutsbesitzern Johann und Christian Roller noch zwei weitere Schwenninger angehörten. Als Geologe und Salinendirektor brachte Alberti die notwendigen fachlichen Voraussetzungen für die Archäologie mit, denn die Ausgrabungsmethoden der damals noch jungen „Spaltenwissenschaft“ wurden vor allem aus dem Bergbau übernommen.

Seine Kenntnisse der Geologie prädestinierten Alberti auch dazu, Grabhügel im Gelände zu erkennen. Die sechs Hügel auf der Möglingshöhe fielen ihm durch ihre konischen Formen auf, die er als untypisch für Mergelböden empfand. Bei einer oberflächlichen Untersuchung stachen ihm schließlich „kraterförmige Vertiefung[en]“² an vier der Hügel ins Auge, die er auf den Einsturz von Hohlräumen zurückführte. Aus heutiger Sicht beschreibt er hier die typischen Spuren eines nicht verfüllten Grabungstrichters, der durch eine frühere Raubgrabung entstanden sein musste.

Der Salinendirektor entschloss sich zur Öffnung eines der Hügel. Von der Spitze aus legte er einen senkrechten, etwa 1,8 mal 1,2 Meter breiten Schacht an, der ihn direkt zur Grabkammer führen sollte. Bereits nach wenigen Zentimetern fand er eine Holzkohleschicht, etwas tiefer dann zerdrückte Keramikscherben aus dunkelgrauem Ton mit rotbrauner Oberfläche. Neben den Resten dieses ehemaligen Gefäßes, „über [dessen] Form [...] nichts Bestimmtes angegeben werden“³ konnte, lag ein menschlicher Schädel. Erst etwa 1,5 Meter darunter kam unter „heftige[m] Modergeruch“⁴ der Rest des Körpers zum Vorschein. Dieser lag, vom delokalisierten Schädel abgesehen, offenbar unversehrt in seiner ursprünglichen Position in Ost-West-Orientierung. Als er das Gerippe anhub, zerfiel es in Stücke, die begannen, „auf der Oberfläche eine wallrathähnliche Fettigkeit zu erhalten, die sich nach und nach der ganzen Masse mitzuthellen schien“.⁵ Dennoch barg er die Fragmente und machte sie später dem ehemaligen Schwenninger Amtsarzt Friedrich Wilhelm Sturm zum Geschenk. In seinem Bericht hielt sich Alberti mit Interpretationen zurück und spekulierte nur vorsichtig über die Bestatteten: „Nach dem bis jetzt Aufgedeckten könnten sie [...] von Deutschen in römischen Diensten herrühren, die in dieser Gegend stationirt [sic!] waren“.⁶

Obwohl viele Fragen offenblieben, hatte Alberti damit den ersten Nachweis vorgeschichtlicher Besiedlung in Schwenningen erbracht. Mit seiner sorgfältigen Dokumentation zeigte er sich auf der Höhe der Zeit, immerhin hatte sich erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts allgemein die Erkenntnis durchgesetzt, dass „eine verständig geleitete Ausgrabung“ wichtiger war als „ein glänzender Fund ohne Nachricht von den Umständen, wie er gemacht ward“.⁷ Alberti befolgte somit exakt, was in zeitgenössischen „Ausgrabungs-Instruktionen“ gefordert wurde: „Nichts, und wirkte es auf den ersten Blick noch so unbedeutend, [durfte] übersehen werden“.⁸ Das ist umso bemerkenswerter, als die Grabung noch vor Gründung des Rottweiler Altertumsvereins stattfand. Wegen „viele[r] Geschäfte“⁹ war es ihm nicht möglich, seine Forschungen fortzusetzen, und es sollte fast ein Jahrhundert dauern, bis in Schwenningen erneut systematisch gegraben wurde.

Mit Albertis Namen verbindet sich jedoch eine weitere archäologische Entdeckung in Schwenningen, auch wenn er dieses Mal nur indirekt beteiligt war. Im Jahr 1837 stießen Arbeiter beim Torfstechen auf ein Depot römischer Silber- und Bronzemünzen des 3. Jahrhundert n. Chr., die ihren Aussagen zufolge zusammengebacken und der Fundlage nach ursprünglich in Rollen verpackt waren. Wie Alberti auf den Fund aufmerksam wurde, wissen wir nicht, doch es gelang ihm, 168 Münzen für den ehemaligen „Verein zur Aufsuchung der Alterthümer“, der inzwischen „Archäologischer Verein“ hieß, zu erwerben. Ob das alle gefundenen Stücke waren, darf bezweifelt werden. In seinem Bericht bemühte sich Alberti, den Fund in die bis dahin bekannte Frühgeschichte der Gegend einzuordnen, doch der Mangel an systematischen Grabungen machte sich deutlich bemerkbar. Neben einem kurzen Abriss der römischen Geschichte („*Sie alle stammen aus einer wild bewegten Zeit, in welcher der römische Koloss gedrängt durch Barbaren seinem Untergange entgegeneilte.*“¹⁰) blieb ihm nur übrig, sich über die Herkunft des Schatzes zu wundern: „*Merkwürdig ist es, dass diese Münzen zu der Zeit beginnen, in welcher die Niederlassung bei Hochmauren*¹¹ [...] *schon zerstört war.*“¹²

1878 starb der umtriebige Salinendirektor. Nach Friedrich von Alberti sind heute mehrere Fossilien, Gesteinsschichten, Straßen in Rottweil und Heilbronn und das Friedrich-von-Alberti-Gymnasium in Bad Friedrichshall sowie die internationale Fachzeitschrift der Triasforschung *Albertiana* benannt. Eine Stiftung in Ingelfingen und die Paläontologische Gesellschaft vergeben einen Forschungspreis nach Alberti an Wissenschaftler. Dass er darüber hinaus der erste Archäologe auf dem Gebiet der heutigen Stadt Villingen-Schwenningen war, zeugt vom weiten Horizont dieses eifrigen Forschers.

Einige Glückstreffer

Zufallsfunde wie der Münzhort gelangen immer wieder, vor allem im Schwenninger Moos, wo ja am intensivsten gegraben wurde. FRIEDRICH WILHELM STURM – derselbe, dem Alberti seine ausgegrabenen Knochen schenkte – berichtet in seiner Ortsbeschreibung von 1823, dass man „*zuweilen Rüstungen von Kriegern und Skelette*“ gefunden habe, um die Wende zum 19. Jahrhundert sogar „*Überreste von Kleidungsstücken mit einigen undeutlich erhaltenen Münzen*“.¹³ Keines dieser Objekte ist heute noch bekannt, weshalb eine Einordnung unmöglich scheint. Bei angeblich „*künstlich aufgeschichtete[n] Holzstöße[n]*“¹⁴ dürfte es sich hingegen um natürliche Holzansammlungen gehandelt haben. 1849 gelang wiederum beim Torfstechen der außergewöhnliche Fund eines offensichtlich im Gewässer versenkten Waffendepots aus der Urnenfelderzeit (1200 bis 800 v. Chr.) mit Griffzungenschwert und Lappenbeil. Auch diese Objekte fanden unter nicht näher dokumentierten Umständen ihren Weg nach Rottweil.

Nicht genau datiert werden kann der Fund eines Steinbeils mit der Bezeichnung „Schwenninger Moos“, das sich noch bis in die 1960er Jahre in den Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen befunden haben soll und dessen Ver-



Karl Eduard Paulus (1803–1878).

Foto: aus Wikipedia-Artikel zu Paulus (gemeinfrei).

tembergische Oberamtsbeschreibungen. In seiner Beschreibung des Oberamts Rottweil von 1875 listet er gleich mehrere Schwenninger „Alterthümer“ auf.¹⁵ Neben einer präzisen Erläuterung des Verlaufs der Römerstraße von Windisch über Schwenningen bis Hochmössingen nennt er auch zwei „Römerorte“ auf den Schwenninger Fluren Steingen und Steinkirch, die er selbst entdeckt haben will. Zuletzt führt er auch noch die „Luckenburg, d. i. Lugenberg bei Schwenningen“ auf, die „ein römischer Späheposten“ gewesen sei.¹⁶ Es ist unklar, auf welche Befunde sich diese Deutungen stützten, denn Grabungsberichte liegen ebenso wenig vor wie aus dieser Zeit stammende Funde.

Einzelne römische Münzen tauchten 1887 bei der Hochstraße zwischen Schwenningen und Deißlingen (Vitellius, 1. Jahrhundert n. Chr.) und 1908 beim städtischen Elektrizitätswerk (Commodus, Ende 2. Jahrhundert n. Chr.) auf.

Hermann Rupp: Zwischen Grabraub und Wissenschaft

Die Intensivierung und Systematisierung der Schwenninger Archäologie im frühen 20. Jahrhundert ist dem Fachschullehrer HERMANN RUPP zu verdanken, der sich mit ungeheurem Engagement der Vorgeschichtsforschung annahm. Der 1869 geborene Rupp hatte sich als Lehrer an der Staatlichen Feintechnikschule in Schwenningen einen hervorragenden Ruf erworben, wovon sein Spitzname „Vater Rupp“ zeugt. Die 1954 verliehene Ehrenbürgerwürde der Stadt Schwenningen erhielt er jedoch auch seiner zahlreichen außerberuflichen Verdienste wegen: Er war Leiter des Schwenninger Schwarzwaldvereins, Mitbegründer des Schwenninger Heimatvereins und Mit-Initiator des Heimatmuseums.

Sein Interesse an der praktischen Altertumskunde wurde wohl durch den Zufallsfund von Grabhügeln geweckt, die ihm bei einer Wanderung im Wald Dickenhardt aufgefallen waren. 1912 konnte er den damaligen Stadtschultheißem Emil Braunagel überreden, eine Grabung zu genehmigen und ihm selbst die Leitung zu überlassen. Bei einer Begehung zeigten sich zunächst die durch Wildtiere angerichteten Schäden an den zwei Hügeln. Vor allem der größere Hügel war „total von Fuchs- und Dachsbauten durchzogen“.¹⁷ Ein anwesender Waldhüter behauptete denn auch, dass nichts zu finden sei, denn in den Hügeln sei schon öfter seitens der Jagdpächter nach Dachsen gegraben worden. Am 2. September 1912 begann dennoch die Grabung, wobei zunächst der kleinere

Hügel von Osten nach Westen her in 80 bis 100 cm Breite angeschnitten wurde. Dass er nicht – wie bei den meisten Raubgrabungen üblich – von der Spitze her grub, könnte ein Indiz dafür sein, dass Rupp zu dieser Zeit bereits Kenntnisse von professionellen Grabungsmethoden hatte. Eine Holzkohleschicht gab erste Hinweise auf einen menschlichen Ursprung des Hügels. In dessen Mitte kamen schließlich Keramikscherben zum Vorschein, umrahmt von größeren Steinen. „Die Vermutung der Grabhügel war richtig“, stellte Rupp in seinem Bericht nicht ohne Stolz fest.¹⁸

Der größere Hügel wurde von nordwestlicher Richtung angegraben. Die Hoffnung auf Funde war gering, doch schnell kamen Objekte zutage. In etwa 45 cm Tiefe und 1,5 Metern Entfernung vom Hügel entdeckte Rupp ein Eisenbruchstück, „der Form nach [...] von einer Waffe“.¹⁹ Durch eine „Ungeschicklichkeit“ eines Grabungsarbeiters wurde das Objekt in nicht näher genannter Weise beschädigt. In den zahlreichen Dachsgängen lagen kleinere Keramikscherben, ansonsten blieb die Suche ergebnislos und wurde „nur aus Konsequenzgründen“²⁰ weiterverfolgt. Plötzlich stießen die Ausgräber unvermutet auf die Fragmente einer Urne, die unter einem größeren Stein lag. Weitere Scherben und sogar eine komplette Schale folgten. Einen gut erhaltenen Hammelschädel und weitere Tierknochen schrieb man hingegen dem Wirken der Füchse zu. Nach der Grabung wurde der Hügel wieder verschlossen. Durch einen Hinweis der Waldhüter hatte man inzwischen von einem dritten Hügel erfahren, der etwa 300 Meter entfernt lag. Außer einigen Steinen und kleinen Scherben wurde jedoch nichts gefunden, wohl, wie Rupp mutmaßte, aufgrund einer früheren Plünderung.



Hermann Rupp (1869–1958).

Foto: Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.

Als Schwenningen seinen Boden entdeckte



„Eingeschwemmte Erde aus der zerdrückten Aschenurne“ und „Erde von der Aufschüttung des Hügelg.“ vom Dickenhardt. Heimat- und Uhrenmuseum Schwenningen (Inventar-Nr. 0101).

Foto: Städtische Museen Villingen-Schwenningen.



Viele der von Rupp geborgenen Funde, darunter auch die Keramikgefäße vom Dickenhardt, sind heute im Heimat- und Uhrenmuseum Schwenningen ausgestellt. Foto: Michael Kienzler.

Am 5. September 1912 war die Grabung beendet. Rupp schrieb umgehend einen Bericht und schickte ihn mitsamt den Gefäßfragmenten zum Denkmalamt nach Stuttgart, wo sie in die Zeitstufe Hallstatt C (800 bis 620 v. Chr.) datiert und restauriert wurden. Die erhoffte Anerkennung blieb dem Hobbyforscher zunächst jedoch verwehrt, denn der Landeskonservator Professor PETER GOESSLER ärgerte sich über die ungenehmigte Grabung und wies auf das Denkmalschutzgesetz hin. Immerhin hatte sich seit Albertis Zeiten einiges getan und die etablierte Amtsrarchäologie bemühte sich um die Abgrenzung wissenschaftlicher Forschungen von „wilden Grabungen“ nach Art des 19. Jahrhunderts. Er lud den umtriebigen Lehrer zu sich ein und führte ein langes Gespräch, in dessen Verlauf er offenbar von den guten Absichten Rupps überzeugt wurde. Anstatt ihn für seine Eingriffe zu belangen, machte er Rupp kurzerhand zum ehrenamtlichen Denkmalpfleger und übertrug ihm gleich den nächsten Auftrag: Die Nachuntersuchung der Grabhügel auf der Möglingshöhe.

Rückkehr zur Möglingshöhe

1913 machte sich Rupp auf die Suche nach den von Alberti beschriebenen Hügeln, die offenbar schon völlig in Vergessenheit geraten und weitgehend eingeebnet worden waren. Anscheinend hatte er auch nicht den offiziellen Grabungsbericht gelesen, sondern die Informationen nur aus zweiter Hand erhalten, denn seine einzige Standortangabe lautete „*südöstlich vom Neckarursprung*“²¹. Nach langer erfolgloser Recherche stieß Rupp zunächst auf eine Reihe von Hügeln am Türnleberg, die Jahrzehnte später von Rudolf Ströbel erforscht wurden. Diese Hügel konnten aber nicht die gesuchten sein, denn die Bezugnahme auf den Neckarursprung hätte keinen Sinn ergeben. Am Schwenninger Moos, dem Quellgebiet des Neckars, wurde er jedoch auch nicht fündig. Schließlich entsann er sich eines „Rondells“ auf der Möglingshöhe, das ihm schon früher ins Auge gefallen war. Diese Erhebung war inzwischen bepflanzt und mit Bänken versehen zu einem beliebten Ausflugsziel der Bevölkerung geworden. Überzeugt davon, auf der richtigen Spur zu sein, veranlasste er eine Grabung, die am 14. August 1913 begann.

Erneut liefen die Forschungen enttäuschend an, nicht nur, weil die ersten drei mutmaßlichen Hügel keinerlei Funde erbrachten, sondern auch wegen der demotivierenden Worte eines zufällig herbeigekommenen Waldhüters. Er hielt die Erhöhungen für natürlichen Ursprungs und erzählte, die Leute hätten die Anhöhe früher landwirtschaftlich bearbeitet und zum Lehmbau genutzt. Der Waldhüter machte auch auf einen weiteren ehemaligen Hügel aufmerksam, der inzwischen ganz verflacht war. Auch hier ergab die Grabung nichts. Erst beim fünften Hügel, dem größten der Gruppe, kamen hallstattzeitliche und mittelalterliche Keramikscherben zutage. Schließlich tauchten wieder schwere Steine auf, wie sie Rupp schon am Dickenhardt aufgefallen waren. Nach deren Beseitigung zeigten sich Reste von Fichten- oder Tannenstämmen, die, wie der Ausgräber mutmaßte, „*bei einer früheren Grabung als Hebebäume benutzt*“²² worden waren. Überhaupt waren Spuren früherer Eingriffe unverkennbar. Rupp meinte, mindestens

zwei Grabungen unterscheiden zu können, eine „von sachkundiger Hand“ – wobei er zweifellos an Alberti dachte – und eine zweite, bei der „infolge einer dunklen Überlieferung [...] nach Schätzen gegraben“ worden war.²³ Rupp konnte sogar noch einen Zeitzeugen ausfindig machen, der ihm berichtete, dass in den 1850er Jahren an verschiedenen Orten in und um Schwenningen Schatzgrabungen stattgefunden hätten. Neben dem von Rupp bemerkten Eingriff konnte später von Rudolf Ströbel ein weiterer Raubgrabungsversuch am großen Hügel vom Türnleberg dokumentiert werden, was diese Aussage stützt.

Immerhin konnte der Befund eines Grabhügels durch Alberti nun bestätigt und dieser in die Hallstattzeit datiert werden, womit der zweite Nachweis dieser Zeitstufe in Schwenningen erbracht wurde. Die Lücken in der Schwenninger Vorgeschichte begannen sich allmählich zu schließen, doch Rupps Ausgräberkarriere hatte gerade erst begonnen.

Bescheidener Ausgräber, bescheidene Funde?

Rupp sah seine Forschungen als Dienst an der Schwenninger Bevölkerung, und ihr sollten auch die Funde zugute kommen. Er gehörte daher von Anfang an zu den Förderern des Schwenninger Heimatmuseums, das seit 1921 vom Heimatverein initiiert und dessen ur- und frühgeschichtliche Abteilung durch Rupps Funde bestückt wurde. Nach und nach wuchs die kleine Sammlung an, die zwar bis zuletzt bescheidene Ausmaße behielt, aber doch dem Anspruch auf Repräsentation gerecht wurde. Immerhin ging es für Schwenningen, das erst 1907 das Stadtrecht erhalten hatte, auch darum, das neu gefundene städtische Selbstbewusstsein durch eine althehrwürdige Geschichte zu unterfüttern.

Von den theoretischen Umbrüchen in der Ur- und Frühgeschichtsforschung jener Zeit blieb Rupp bis zuletzt auffallend unberührt. Über Völker- und Stammesgebiete, wie sie Gustaf Kossinna im Zuge eines wiedererstarbten Nationalismus ins Zentrum der deutschen Archäologie gerückt hatte, liest man bei Rupp wenig. Überhaupt trat er nur selten mit eigenen Schriften an die Öffentlichkeit und beschränkte sich dann, wie in seinen Grabungsberichten, auf eine sachlich-nüchterne Beschreibung der Befunde. Als „Ausgräber“, der sich in bescheidenem Selbstbewusstsein als Hilfsarbeiter der Fachwissenschaft verstand, war Rupp vor allem an Objekten für das Museum und an einer Chronologisierung der Schwenninger Geschichte interessiert. Seine Grabungsberichte zeugen, wie schon Ströbel bewundernd anmerkte, von hoher Sorgfalt und Achtsamkeit auch gegenüber kleinsten Details. Ein gewisses technisches Interesse und Gespür für das Zusammenspiel von Einzelmerkmalen mag auch in der beruflichen Prägung des Feintechniklehrers begründet liegen. Die von ihm angewandten Grabungsmethoden entsprachen im Wesentlichen dem Standard der Zeit. Das Vertrauen, das der Landeskonservator Peter Goessler in den Heimatforscher gesetzt hatte, schien sich also auszuzahlen.

Das Finderglück Rupps hielt nach seinen ersten Entdeckungen noch lange an. 1914 fand er auf einem Bergsporn im Fesenwald, entlang eines alten Kamm-



Hermann Rupp beaufsichtigt die Grabung „Auf der Kirche“ (1932).

Foto: Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.



Von Rupp geborgene Bronzedolche im Heimat- und Uhrenmuseum.

Foto: Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.

weges, eine Grabhügelgruppe, die bei der Ausgrabung einen Bronzedolch und Gewandnadelfragmente (1500 bis 1200 v. Chr.) erbrachte. Weitere Grabhügel der Bronze- und Eisenzeit folgten: 1920 Hohlehren, 1927 Saubühl, 1930 Kuhbühl. Bedeutende Einzelfunde waren weitere Bronzedolche und eine eiserne Speerspitze. Nach seinen Grabungen ließ Rupp die Hügel jeweils wieder aufschütten. Einige von ihnen wurden später durch forstwirtschaftliche Eingriffe zerstört. In den 1930er Jahren verschob sich der Fokus, weg von den vorgeschichtlichen Grabhügeln und hin zu Siedlungsspuren aus der Antike und dem Mittelalter. Ein Grund dafür war Rupp's Einsicht, dass Grabhügel nicht ohne Not geöffnet werden und im Zweifelsfall lieber künftigen Forschergenerationen erhalten bleiben sollten.

Den Römern auf der Spur

Auf der Anhöhe „Auf der Kirche“ wusste der Volksmund schon lange die Reste eines ebensolchen Bauwerks, das einst zum Ortsteil Oberschwenningen gehört haben sollte. Auch Paulus berichtete von dieser Kirche und stützte sich dabei auf herumliegende „Backsteine und Ziegel“.²⁴ Mit aufklärerischem Anspruch machte sich 1932 der inzwischen 63-jährige Rupp daran, diesem Mythos auf den Grund zu gehen. Er selbst vertrat „demgegenüber [...] schon längere Zeit die Ansicht“²⁵, dass hier eine römische Siedlung gelegen hätte, denn er hielt die Ziegel für römischen Ursprungs. Eine gewisse Lust an der Rechthaberei darf man dem passionierten Hobbyarchäologen durchaus unterstellen, nicht nur in diesem Fall.



Vier junge Schwenninger erklärten sich bereit, „Vater Rupp“ (links) bei der Ausgrabung „Auf der Kirche“ zu unterstützen (1932). Foto: Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.

Natürlich sollte er aber auch Recht behalten. Mehrfach schon war eine Grabung „Auf Kirchen“ vom Verein für Heimatkunde angestrebt worden, jedoch immer wieder am Geldmangel gescheitert. Schließlich erklärten sich vier junge Schwenninger bereit, eine Woche lang ehrenamtliche Grabungshilfe zu leisten. Das kleine Team wurde zeitweise durch fünf Mann vom freiwilligen Arbeitsdienst aufgestockt, die einige Stunden aushalfen. Da Oskar Paret vom Landesdenkmalamt, der als Grabungsleiter vorgesehen war, aus gesundheitlichen Gründen ausfiel, suchte Rupp Hilfe von jenseits der Landesgrenze. Der Villinger PAUL REVELLIO, selbst Lehrer und Hobby-Ausgräber, der sich durch umfangreiche Forschungen in der badischen Nachbarstadt einen Namen gemacht hatte, unterstützte Rupp durch wissenschaftlichen Rat. In achttägiger Arbeit legten die Ausgräber die Grundmauern eines römischen Hofes frei, wobei Tonscherben, Nägel und Knochenstücke zutage kamen. Der ganze Befund wurde von Rupp auf die Zeit um 200 n. Chr. datiert.

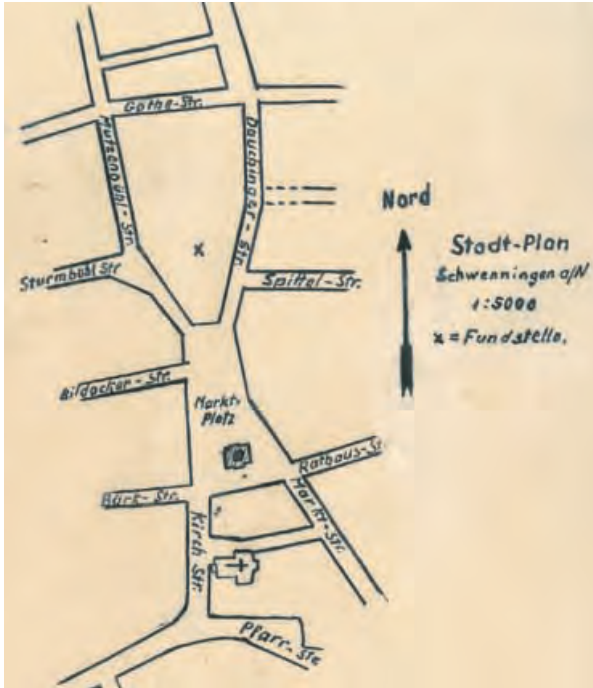
Grabungen an römischen Stätten dominierten Rupps Wirken in diesen Jahren. 1933 grub er beim Schopfelensträßle den Backofen eines römischen Gutshofes aus, ein Jahr später barg er Funde an der Römerstraße. Ein Teil derselben war wegen Verbreiterungsarbeiten freigelegt worden, wobei eine eiserne Schaufel, eine Pfeilspitze und ein bearbeitetes Hirschgeweihstück geborgen werden konnten. Die neuen Funde und der Nachweis bisher unbekannter römischer Stätten erweiterten das Wissen um die einstige Präsenz des römischen Weltreiches im beschaulichen Schwenningen enorm. Rupps zweifellos bedeutendster Fund sollte ihm jedoch erst gegen Ende seiner Laufbahn gelingen.

Ein königlicher Schatz

Bei Erweiterungsarbeiten der Firma Willi Maier in der Dauchinger Straße waren Arbeiter am 9. oder 10. Juni 1938 in etwa 1,3 Meter Tiefe auf eine eiserne Lanzenspitze und darunter auf ein Skelett mit rechts danebenliegendem Schwert gestoßen. Die Arbeiter waren von dem Fund wenig beeindruckt und räumten ihn grob beiseite. Immerhin wurde Rupp benachrichtigt, der sich über die Bedeutung eines ungeplünderten Waffengrabes sofort im Klaren war. In seinem Beisein wurden die Grabungen fortgesetzt und nur wenige Meter südlich des ersten Grabes eine Doppelbestattung freigelegt. Außer einem kleinen Eisenrest und einem Schnallendorn waren jedoch keine Beigaben zu finden. *„Alles [war] sehr morsch, nicht mehr vollständig erhalten, und in dem zähen Lehm fest eingebettet“*, schrieb Rupp am 23. Juni an den Direktor des Landesamts für Denkmalpflege, Walther Veeck, der beim Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart nach Goesslers Amtsenthebung aus politischen Gründen 1934 zu seinem neuen Kontaktmann geworden war.²⁶

Schon 6 Tage später musste Rupp erneut an Veeck schreiben, denn zwischenzeitlich war Außergewöhnliches passiert. Am 27. Juni 1938 hatte man wieder eine Bestattung aufgedeckt, ein Männergrab mit Spatha (zweischneidiges Schwert), silbernen Beschlägen, dem Bruchstück einer Bronzenadel und einem Feuerstein.

Als Schwenningen seinen Boden entdeckte



Von Rupp gezeichnete Karte mit Markierung des Fundortes der Alamannengräber.

Foto: Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.

Fünfknopf-Fibeln aus dem Grab der „Dame von Schwenningen“ in der Sonderausstellung „Wie tickt Villingen-Schwenningen?“ im Franziskaner-museum 2017. Leihgabe des Württembergischen Landesmuseums.

Foto: Städtische Museen Villingen-Schwenningen.



Die Funde wurden ohne Rupp's Beteiligung geborgen, er selbst wurde erst im Anschluss benachrichtigt. Die andauernden Eingriffe in dieses offensichtlich bis dahin unberührte Gräberfeld ärgerten Rupp, umso mehr, als noch am selben Tag ein weiteres Grab zutage kam. Dieses kündigte sich an durch den bemerkenswerten Fund einer „goldene[n] Almandinscheibenfibel in Sonnenradform mit Zellausführung“.²⁷ Erneut wurde der ehrenamtliche Denkmalpfleger zu spät informiert, denn das Grab war „schon ziemlich in der Brust und Schädelgegend ausgehoben“,²⁸ als er vor Ort eintraf. Mit einigem Verhandlungsgeschick erreichte Rupp die Einstellung der Arbeiten und übernahm am Folgetag, dem 28. Juni 1938, persönlich die Bergung und Dokumentation der weiteren Funde. Anderthalb Tage arbeitete er fast ununterbrochen und bewachte das Areal zum Schutz vor Plünderern sogar nachts. Die Mühe zahlte sich aus, denn die Liste an Beigaben, die er Veeck am 29. Juni schickte, schien gar kein Ende zu nehmen: Goldfibeln, Goldröhrchen, Perlen, Silberschnallen und Silberfibeln waren nur einige der kostbaren Funde. Das von Rupp entdeckte Frauengrab einer hochrangigen alamannischen Adligen ging als „Dame von Schwenningen“ in die Archäologiegeschichte ein und kann bis heute als einer der bedeutendsten frühgeschichtlichen Funde auf der Baar gelten. Nun war noch etwas Überzeugungsarbeit nötig, um Firmenchef Willi Maier dazu zu bringen, auf seine Fundansprüche zu verzichten, doch „nach einigem Zaudern und Überlegen“ stimmte er zu, die kostbaren Objekte uneigennützig der Landesarchäologie zu überlassen. Ihn, nicht sich selbst, sah Rupp als den Helden der Geschichte: „[Er] hat sich das größte Verdienst erworben. [...] Als Vertrauensmann habe ich nur meine Pflicht erfüllt.“²⁹

Bis ins hohe Alter blieb Rupp denkmalpflegerisch aktiv und rege in das Schwenninger Vereinsleben integriert. Wie Alberti interessierten ihn nicht nur menschliche Relikte, sondern auch solche der Naturgeschichte – seine Fossilien-sammlung bildete den Grundstock der kleinen paläontologischen Abteilung im Heimatmuseum. Die letzten Funde, die er selbst barg, waren Mammutzähne, die 1948 im Ziegelwerk zutage gekommen waren. Bei der Entdeckung eines mesolithischen Rinderskeletts, in dessen Becken noch eine Pfeilspitze steckte, war er nur noch als interessierter Zuschauer zugegen. Am 6. Oktober 1958 starb Hermann Rupp im Alter von 89 Jahren, „geistig völlig frisch und von rührender persönlicher Bescheidenheit“.³⁰

Fazit: Archäologiegeschichte im Brennglas

An Schwenningen lässt sich exemplarisch die Entwicklung der deutschen Archäologie ablesen: Von unsystematischen „Schatzgrabungen“ und Zufalls-funden über antiquarisch orientierte Pioniere bis zur Institutionalisierung im 20. Jahrhundert.³¹ Als ein typischer Ausgräber des Übergangs kann dabei Hermann Rupp gelten, der vor allem zu Beginn seiner Grabungskarriere noch deutlich in der Tradition musealer „Objektsammler“ stand, aber durch seine sorgfältige Dokumentation und den engen Kontakt zur Amtsarchäologie bereits zur Professionalisierung der Disziplin beitrug.



Das Heimat- und Uhrenmuseum in VS-Schwenningen. Die noch heute prägende Dreiteilung der Sammlung in Archäologie, Volkskunde und Uhren geht auf die Sammler Hermann Rupp, August Reitz, Jakob Hanßmann und Christian Link zurück.

Foto: Städtische Museen Villingen-Schwenningen.

Rupp gehörte der letzten Generation der großen ehrenamtlichen Forscher ohne akademische Vorbildung an. Auch deshalb ist bei ihm noch nichts von der ideologischen Vereinnahmung frühgeschichtlicher Epochen zu erkennen, die das Wirken RUDOLF STRÖBELS, eines ehemaligen Mitarbeiters im Reichsamt für Vorgeschichte der NSDAP, kennzeichnet. Dieser war 1949 Schwenninger Museumsleiter geworden und prägte die Archäologie auf der Baar bis in die 1970er Jahre. Unter ihm wurden die Alamannen zu bäuerlich geprägten Ur-Schwenningern, die er mit den „dekadenten“, eingewanderten Römern kontrastierte.³² Die Verklärung ging so weit, dass 1952 von Horst Kaltwasser gar ein „Swano-Lied“

komponiert wurde, in dem es heißt: „*So stürmt der heilige Frühling der Semnonen zum Oberrhein vom Havelland / Verjagt die Fremden römischen Legionen, am Neckarquell ein Dorf entstand*“. Über dem Text prangt die schematische Darstellung der von Rupp geborgenen Fibel in Sonnenradform. Was der Fachlehrer selbst von derlei Gedanken hielt, lässt sich nicht rekonstruieren; er pflegte jedenfalls offenbar eine enge persönliche Verbindung zu Ströbel.

Die Geschichtsforschung in Schwenningen über die Nachwirkungen des Nationalsozialismus ist ein eigenes Thema, das zu gegebener Zeit angemessene Behandlung erfahren wird.

Für das 19. und frühe 20. Jahrhundert bleibt festzuhalten: Es ist gewiss kein Zufall, dass sich das historische Bewusstsein in Schwenningen zur selben Zeit um Jahrtausende ausdehnte, als sich das württembergische Dorf zur Industriestadt zu entwickeln begann. Nicht nur entstand im Zuge dieser Entwicklung eine neue bürgerliche Schicht, deren Wohlstand und Freizeit überhaupt erst Forschungen ermöglichten. Mit der Stadtwerdung ging auch der Anspruch auf eine würdige Genealogie, quasi eine rückwirkende Repräsentation in die Vergangenheit, einher. Auf jenen Funden, die die frühere Bedeutung des Ortes demonstrierten – wie die Römerstraße, die Schwenningen mit den Zentren römischer Kultur im Südwesten verband, oder das alamannische Gräberfeld mit seinem beispiellosen Prunkgrab – lag daher ein besonderes Augenmerk.

Was bleibt von den Pionieren? Neben ihren Funden, ihren Erkenntnissen und ihrer Wirkung auf die Stadtidentität ist es ihre zwiespältige Vorbildfunktion. Heutige Raubgräber sollten sich hüten, sich in der Nachfolge Rupps und Albertis zu sehen, denn die Zeiten haben sich geändert. Für ungenehmigte Grabungen sieht das Denkmalschutzgesetz empfindliche Strafen vor. Zu Recht. Jede Grabung ist eine Zerstörung, die umso schwerer wiegt, je weniger sachgemäß sie vorgenommen wird. Eine moderne archäologische Untersuchung gleicht einer komplizierten Operation – und niemand würde sich unter das Messer eines Hobbychirurgen legen.

Dennoch: Fachwissenschaftler können von Alberti, Rupp und ihren Zeitgenossen lernen, was ehrenamtliches Engagement bewirken kann. Hobbyforscher und Ehrenamtliche können lernen, dass sachgemäße Forschung nur unter Einhaltung aktueller wissenschaftlicher Standards und in enger Kommunikation mit allen relevanten Stellen zielführend ist. Schon allein aus diesem Grund sollten ihre Namen nicht vergessen werden.

Autor

PETER GRASSMANN

geboren 1987 in Heilbronn, studierte in Heidelberg Europäische und Ostasiatische Kunstgeschichte und arbeitet seit 2013 für

die Städtischen Museen Villingen-Schwenningen, seit 2014 als wissenschaftlicher Mitarbeiter mit dem Schwerpunkt Kulturvermittlung. Daneben fungiert er als ehrenamtlich Beauftragter des Landesamts für Denkmalpflege.

peter.grassmann@villingen-schwenningen.de

Anmerkungen

- 1 Für einen allgemeinen Überblick über die Vor- und Frühgeschichte auf der Baar siehe: KONRAD SPINDLER: Vor- und Frühgeschichte. In: RAINER GUTKNECHT (Hg.): Der Schwarzwald-Baar-Kreis. Stuttgart 1977 (ab Seite 56).
- 2 FRIEDRICH VON ALBERTI: Nachricht von einigen Grabhügeln bey Schwenningen. In: JOHANN DANIEL GEORG MEMMINGER (Hg.): Württembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Stuttgart und Tübingen 1826 (Seite 64).
- 3 ALBERTI 1826.
- 4 ALBERTI 1826 (Seite 65).
- 5 ALBERTI 1826.
- 6 ALBERTI 1826.
- 7 GEORG CHRISTIAN FRIEDRICH LISCH: Andeutungen über die altgermanischen und slavischen Grabalterthümer Meklenburgs und die norddeutschen Grabalterthümer aus der vorchristlichen Zeit überhaupt. In: Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Band 2. Schwerin 1837 (Seite 149).
- 8 GISELA EBERHARDT: Spurensuche in der Vergangenheit. Eine Geschichte der frühen Archäologie. Darmstadt 2011 (Seite 34).
- 9 ALBERTI 1826 (Seite 65).
- 10 FRIEDRICH VON ALBERTI: Die Alterthümer in der Umgebung von Rottweil am Neckar. Vierter Jahresbericht des archäologischen Vereins zu Rottweil. Rottweil 1838 (Seite 11).
- 11 Stadtteil von Rottweil.
- 12 ALBERTI 1838 (Seite 12).
- 13 FRIEDRICH WILHELM STURM: Versuch einer Beschreibung von Schwenningen in der Baar. Tübingen 1823 (Seite 25).
- 14 STURM 1823.
- 15 KARL EDUARD PAULUS: Beschreibung des Oberamts Rottweil. Stuttgart 1875 (ab Seite 160).
- 16 PAULUS 1875.
- 17 Brief HERMANN RUPP an Peter Goessler (26.9.1912). Stadtarchiv Villingen-Schwenningen (Bestand 3.42.4).
- 18 Siehe 17.
- 19 Siehe 17.
- 20 Siehe 17.
- 21 Siehe 17 (Brief ohne Datum).
- 22 Zitiert nach PETER GOESSLER: Schwenningen – Möglingshöhe. In: Württembergischer Anthropologischer Verein (Hg.): Fundberichte aus Schwaben XXI. Stuttgart 1913.
- 23 GOESSLER 1913.
- 24 PAULUS 1875 (Seite 518).
- 25 Siehe 17 (Brief vom 12.9.1932).
- 26 Brief HERMANN RUPP an Walther Veeck (23.6.1938). Stadtarchiv Villingen-Schwenningen (Bestand 3.42.4).
- 27 Siehe 26 (Brief vom 29.6.1938).
- 28 Siehe 27.
- 29 Siehe 27.
- 30 Notiz von RUDOLF STRÖBEL (ohne Datum). Stadtarchiv Villingen-Schwenningen (Bestand 3.42.4). Zu Ströbel siehe Anmerkung 32.
- 31 Für eine umfassende Darstellung des 19. Jahrhunderts siehe EBERHARDT 2011. – Für einen Überblick über die ganze Forschungsgeschichte siehe ALEXANDER GRAMSCH: Eine kurze Geschichte des archäologischen Denkens in Deutschland. In: SABINE RIECKHOFF et al. (Hg.): Leipziger online-Beiträge zur Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie 19. Leipzig 2006.
- 32 MICHAEL HÜTT: Schwenninger Museumsgeschichte – Biographie Rudolf Ströbel / Schwenninger Museumsgeschichte – Die Alamannen- und Römerstube im Heimatmuseum 1. www.stadthochzwei.de [20.1.2018].

Schülerkarten aus Triberg

von ULF WIELANDT

Im Jahre 1905 genehmigte der Großherzogliche Oberschulrat die Errichtung einer eigenständigen Bürgerschule und diese nahm bereits im Herbst 1905 zunächst mit einer Sexta und einer Quinta den Unterstufenbetrieb auf. Dies war die Geburtsstunde des späteren Gymnasiums.¹

Damit wurden jahrzehntelange Bemühungen der Bürgerschaft Tribergs, eine Erweiterung des schulischen Bildungsangebots zu erreichen, von Erfolg gekrönt. Weiter heißt es in dieser Quelle:

In den folgenden Jahren wurde die Schule zügig ausgebaut. 1908 wurde sie mit der Einrichtung einer Obertertia zur höheren Bürgerschule, 1909 nach Bildung einer Untersekunda – heute Klasse 10 – zur Großherzoglichen Realschule. Damit war die Aufbauphase abgeschlossen.

Den in ganz Deutschland weit verbreiteten Brauch, zum bestandenen Einjährigen und zum Abitur selbst verfertigte Postkarten an Verwandte und Freunde zu versenden, praktizierten auch die Triberger Einjährigen der damaligen Realschule, des heutigen Schwarzwald-Gymnasiums.

Bisher sind von dieser Triberger Realschule vier Einjährigenkarten aus den Jahren 1912, 1913, 1916 und 1917 bekannt geworden. Sie sollen im Folgenden kurz mit motivgleichen Schülerkarten aus der Umgebung vorgestellt werden in der Hoffnung, dass es vielleicht doch noch gelingt, weitere Karten aus dieser Schule – sofern sie angefertigt wurden – ausfindig zu machen.

Der jugendliche Reiter

Die Darstellung des nun glücklich in die Zukunft reitenden Fahnen schwingenden Einjährigen oder Abiturienten ist an sich nicht ungewöhnlich, geht es doch für einige nach der Schulzeit in die Freiheit, andererseits für einige auch zum einjährigen Militärdienst, woher sich auch die Bezeichnung „Einjähriger“ ableitet.



Triberg, zum Einjährigen (1912).

In der hier vorliegenden Karte aus Triberg (1912) schwenkt der jugendliche Held als weithin sichtbares Zeichen des Triumphes die ausladende Fahne mit den Herkunftsangaben „*Realschule Triberg*“ und dem Triberger Wappen². Mit dem Siegeskranz an der Fahnenstange reitet der etwas jockeyhaft wirkende Einjährige auf dem sehr sorgfältig geschmückten Schwarzwälder Kaltblut. Die für die Gegend typische Bauweise des Bauernhofs im Hintergrund sowie die Tannenzapfen verweisen ebenfalls auf die Lage der Schule im Schwarzwald. Ob der umseitig genannte Adolf Schmidt die Karte entworfen hat, ist nicht gesichert, auch wenn die rechts unten sichtbaren Anfangsbuchstaben des Autors A und S sind.



Lahr (vermutlich), Abitur (1922).

Zum Vergleich seien noch einige Karten zum Einjährigen und zum Abitur mit dem gleichen Motiv aus Freiburg, Konstanz, Lahr und Mannheim angeführt. In den meisten Fällen ist es der junge Reiter (seltener eine Reiterin), manchmal mit Lanze oder Fahne, der – Abschied nehmend von seiner oft auch im Hintergrund angedeuteten Heimatstadt – nun hinaus ins Leben reitet. In Lahr findet eine Art Siegerehrung statt, die antikes und mittelalterliches Gedankengut miteinander verbindet, indem ein Gott – möglicherweise der Schulleiter in Gestalt des Zeus – nach erfolgreichem Kampf mit dem mehrköpfigen, das heißt mehrfährigen Lindwurm (Schule) der mit Schwert und Schild bewaffneten Kriegerin den Siegeskranz überreicht (Signatur „*K. Bühler*“).

Die folgenden Karten zeigen den Absolventen entweder aktuell als Zivilisten oder rückwärtsgewandt als Ritter, manchmal auch eine Mischung von beidem.

Schülerkarten aus Triberg



Freiburg, zum Einjährigen (1910).



Mannheim, Abitur (1909).



Freiburg, Abitur (1914).



Freiburg, Abitur (1906).

Während der Einjährige 1910 als Zivilist, allerdings mit Speer und Schild „bewaffnet“ vor dem Hintergrund des Freiburger Münsters, recht heiter nun nicht mehr benötigte Schulbücher aufspießt, zeigen die anderen Karten aus Freiburg



Konstanz, Abitur (1944).

und aus Mannheim und den Abschied nehmenden und ins Leben hinausziehenden Reiter. Eher nachdenkliche Züge tragen die beiden Karten mit Reiterdarstellungen aus den Jahren 1906 und 1944: „*Flieh! Auf hinaus ins weite Land*“ ist 1906 nach Goethe das Motto des jugendlichen Ritters, während düstere Wolken über dem Gralsritter 1944 aufziehen: „*Nicht für die Schule, für das Leben lernen wir!*“ ist hier frei nach Seneca³ der ahnungsvolle Leitspruch.

Neben dem jugendlichen Reiter wie hier in Triberg ist es oft das Motiv des mittelalterlichen Ritters, das diesen Karten zugrunde liegt. „*Der Gralsucher Parzival ist eine typische Heldenfigur der Artusliteratur und die Gralsuche ein Topos der mittelalterlichen höfischen Literatur*“, schreibt dazu DIETER STÄDELE.⁴ Diese Geschichte der mühevollen Suche nach dem Gral war

dem Schüler aus dem Unterricht wohlvertraut und mit dieser Gestalt des Parzival konnten sich sowohl der Einjährige als auch der Abiturient, der „Abgehende“, der hinaus ins Leben Ziehende, in dieser Abschiedssituation identifizieren.

Kurz sei noch auf den Begriff des „Einjährigen“ eingegangen. Gemeint ist damit die „mittlere Reife“, also der Abschluss des 10. Schuljahres. Dieser Abschluss ermöglichte den einjährig-freiwilligen Dienst, der statt zwei Jahren (bei der Fußtruppe) oder drei Jahren (bei der Kavallerie und der reitenden Artillerie) nur ein Jahr dauerte. Am Ende seiner Dienstzeit galt der Soldat als Offiziersanwärter und konnte mittels je achtwöchiger Kurse in den zwei folgenden Jahren zum Reserveoffizier aufsteigen.⁵ In seinem Buch über die Schülerkarten mit dem Titel „Kitsch und Kunst im Kleinformat“ schreibt der Konstanzer DIETER STÄDELE hierzu:

Mit der „mittleren Reife“ verdiente sich der Einjährig-Freiwillige eine ganze Reihe von Vergünstigungen und gesellschaftliches Ansehen. So wird verständlich, dass der Schulabschluss nach der Untersekunda ein gewichtiges Ereignis und ein triftiger Anlass zur Versendung einer Postkarte war.⁶

Die Mühle: Von der Mangel bis zum Fleischwolf

Die Einjährigen der Triberger Realschule des folgenden Jahres 1913 empfanden sich als durch den Fleischwolf gedreht, den ein übergroßer, mächtiger Professor mit Kneifer bedient. Während die winzigen Schüler der Abschlussklasse oben von ihm mehr oder minder wahllos in den Trichter geworfen werden, bedient er die Kurbel. Unten fallen einige ehemalige Schüler nun mit Stock und Schärpe studentisch gekleidet heraus. Dass die Gruppe sich auch untereinander unterstützt, mag die hilfreiche Geste eines am Trichterrand seinem Kameraden helfenden Mitschülers zeigen, doch sagt das Größenverhältnis von Lehrer zu Schüler auch etwas aus über die so empfundenen Machtverhältnisse an der Schule. Als Autor dieser Karte zeichnet unten rechts ein „F. Stolz“.

Auch dieses Bild, das die Prüfungssituation mit dem Fleischwolf darstellt, taucht in Form eines Mahlwerks wie zum Beispiel in Form einer Wäschemangel oder einer Kaffeemühle immer wieder bei den Schülerkarten auf.



Triberg, zum Einjährigen (1913).

Zunächst soll eine Abiturkarte aus dem Jahre 1898, wohl eine der ältesten überhaupt, vorgestellt werden, da sie nicht nur den mühevollen Aufstieg bis zum späteren „Mahlvorgang“ zeigt, sondern aufgrund der Vielfalt ihrer Symbolik auch als typisch für die Befindlichkeit der Schüler um die Jahrhundertwende gelten kann. Während die linke Seite den mühsamen Aufstieg (man beachte die Schulattribute wie Feder und Lineal sowie das Gesicht des Mondes!) vom kleinen Pimpf zum Jüngling „von Sexta nach Prima“ auf die Höhe des Olymp dokumentiert, wobei auch einer auf der Strecke bleiben kann, wird in dem mittleren Teil die Prüfungssituation durch das Mahlwerk vor versammelten Professoren vorgeführt. Die dann vom Vulkan wieder ausgespuckten, nun gereiften „Muli“ (Maulesel) enteilen unbeschwert („Gaudemus“) und sonnenbeschiene hinaus ins Leben, erwartet nun von den heiteren Attributen wie Liebe (Herz), Wein und Bier, Pfeife und so weiter.

Diese 1898 mit der Signatur „R. Meess“ gezeichnete Karte zeigt sehr anschaulich die ganze Vielfalt schulischen Daseins.⁷



Freiburg,
Abitur (1898).



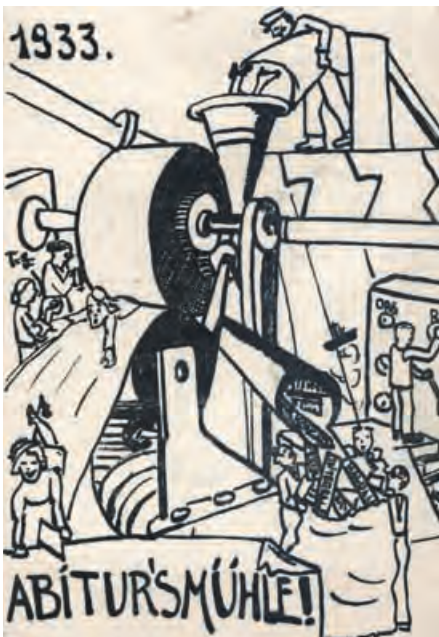
Rottweil,
Abitur (1908).

Eine 1908 zum Abitur erschienene Karte aus Rottweil nimmt den Begriff „Pennalmühle“ in ihrer Darstellung des wasserbetriebenen Mahlwerks auf, durch das die Frösche innerhalb von neun Jahren zum Mulus, dem Maulesel als Bild des Stadiums zwischen Schüler (Frosch)⁸ und Student (Fuchs), mutieren. Dass diese Schulzeit mit Schmerzen verbunden ist, darauf verweist ein Hinweis am Eingangstrichter der Mühle, wo die berühmten Worte aus „Die Göttliche Komödie“ von Dante Alighieri („*Lasciate ogni speranza, voi ch’entrate!*“, in der Übersetzung: „*Lasst, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren*“, Inferno, 3. Gesang) nichts Gutes verheißen.⁹



Lörrach, zum Einjährigen (1907).

Es sollen noch zwei weitere Varianten dieser Symbolik des an Wilhelm Buschs „Max und Moritz“ erinnernden Mahlens durch eine Mühle vorgestellt werden, auch um zu zeigen, wie im Laufe der Zeit von den Schülern die Vielfalt der verwendeten Motive auf eine nun kräftig ins Bild gehobene Darstellung reduziert wurde, wie dies auch auf der Karte von Lörrach (1907) im Vergleich zu der aus dem Jahre 1933 in Freiburg sichtbar wird.



Freiburg, Abitur (1933).

Deutlich auf den nach der Schulzeit nun folgenden Lebensabschnitt der militärischen Ausbildung bezogen, zeigt die Einjährigkarte aus Lörrach 1907 in heimatlicher Kulisse den Gang aus der Schulmühle in den Kasernenhof, nachdem eine übergroße Lehrer- oder Direktorenhand die Absolventen durch eine Art Kaffeemühle gedreht hat. Die Karte enthält die Signaturen „WR“ und „WS“.

Eine Generation später, stellt sich die Prüfungssituation der „Abiturismühle“ in Freiburg technisch nüchtern perfektioniert und doch aufs Wesentliche reduziert dar.

Der U-Boot-Krieg

Im Gegensatz zu den beiden bisher vorgestellten Karten aus Triberg greift nun das aktuelle Zeitgeschehen in den schulischen Alltag ein. Nachdem Kaiser Wilhelm II. schon 1896 mit seinem Ausspruch, dass die Zukunft Deutschlands auf dem Meere liege, zur ungeahnten Aufrüstung im Bereich der Marine beigetragen hatte, war die Zuversicht zu Beginn des Ersten Weltkriegs groß, mittels der vermehrt eingesetzten U-Boote einen positiven Ausgang des Krieges erzwingen zu können. Dass die Abkürzung der Abschlussklasse Untersekunda, also U II, die Phantasie der Schüler beflügelte, verwundert nicht. So war die Übertragung der kriegerischen Auseinandersetzung auf die Schulsituation naheliegend, und immer wieder taucht in dieser Zeit auch dieses Thema in Schülerkarten der Einjährigen auf. So zeigt eine Karte aus dem Jahre 1916, also mitten im Ersten Weltkrieg, eine auf die erlebte schulische Lage übertragene U-Boot-Schlacht. Von der „U 2“ (der damaligen Untersekunda, U II) werden die Schiffe „Ilias“, „Odyssee“, „Tell“ und „Wallenstein“, die Schullektüren also, versenkt und künden somit vom bestandenen Einjährigen (Signatur „K. Neff“).

Interessant ist dabei auch der auf der Rückseite einer 1915 von der Oberrealschule Konstanz versendeten Karte verzeichnete Text im Stil einer Siegesmeldung:

Heute morgen gelang es dem U-Boot „U 2“ die feindlichen Kreuzer „Plöz“ und „Bardey“¹⁰ zu vernichten und den Panzerkreuzer „Emanuel“ kampfunfähig zu machen. Verluste unsererseits sind nicht zu beklagen. 28. Juli 1915. Das Flottenkommando.



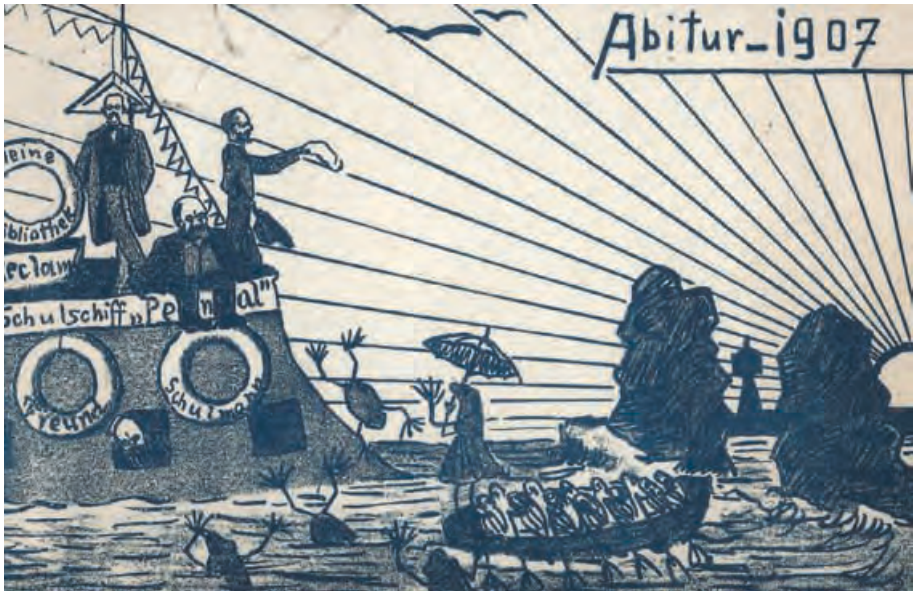
Triberg, zum Einjährigen (1916).



Freiburg, zum Einjährigen (1905).

Eine Einjährigenkarte aus Freiburg aus dem Jahre 1905 zeigt recht anschaulich, wie sich die Schüler, der Prüfungssituation in Form der homerischen Klippen Skylla und Charybdis glücklich entkommen, selbst sahen. Während die beiden kleineren unteren Kästchen auf die heitere Seite des Schülerdaseins beim „Commers“ und die ernste Seite des Einrückens in die Kaserne hinweisen, greift die farbig gestaltete Hauptaussage ein Ereignis der Irrfahrten des Odysseus auf: Das aufgrund der vielen Fächer auch vielarmig gestaltete Schul-Ungeheuer hat, ähnlich wie bei Homer, auch hier einige Gefährten in der gefährlichen Meerenge erfasst, den übrigen ist die Durchfahrt gelungen. In Variationen wird dieser Aspekt aus der dem humanistisch geprägten Schüler vertrauten Lektüre der Odyssee immer wieder übernommen und vor allem bei Kriegsbeginn aktualisiert (Signatur „E. Schmidt“).

Wie die an der Antike oder dem Mittelalter orientierten Vorstellungen der Schüler der Kaiserzeit¹¹ sich nun infolge aktueller Ereignisse veränderten, mögen die Karten aus Heidelberg und Karlsruhe zeigen. Auf der 1907 entstandenen Karte verlassen die Schüler unter den Wünschen der Lehrer als Frösche das „Schulschiff ‚Pennal‘“ (von lateinisch „penna“, Feder), bevor sie durch das bedrohliche Felsmassiv der wiederum an Odysseus‘ Irrfahrten erinnernden Skylla und Charybdis hindurch den Leuchtturm und die sonnenbeschienene Freiheit erreichen.



Heidelberg, Abitur (1907).



Karlsruhe, zum Einjährigen (1917).

So taucht dieses Bild des Ablegens vom sicheren Hafen der Schule nun hinaus auf das offene Meer des Lebens in immer wieder verschiedenen Variationen auf. Der Aktualität des Kriegsgeschehens geschuldet zum Beispiel 1917, wo die



Lahr (vermutlich), zum Einjährigen (1916).

Einjährigen auf der U II unter der Beobachtung der Lehrer das kriegsmäßig bewaffnete Schulschiff verlassen.

Dabei ergeben sich im Vergleich der beiden Karten recht interessante Übereinstimmungen nicht nur im Bildaufbau und der Darstellung der jeweils drei Lehrer: Erscheinen die Schüler in Heidelberg (1907) noch traditionsverbunden als Frösche, so die Schüler in Karlsruhe (1917) wenn auch winzig – als Personen. In beiden Fällen aber scheinen die drei angedeuteten Portraits der „Lehrkörper“ den Schülern vertraute, persönliche Züge zu tragen.

Die bereits erwähnte Übertragung von der Klassenbezeichnung U II auf den Schiffstyp U 2 führt, verbunden mit der humanistisch orientierten Ausbildung (Odyssee), zu einer reizvollen Kombination von Gegenwart und Antike (Lahr 2016), wenn das U-Boot sich zwischen dem „Vergilstrudel“ und dem „Kap Homer“, zum Teil mit Hilfe eines „Schlauchs“¹² hindurchlaviert.



Villingen, zum Einjährigen (1917).

Antike (Lahr 2016), wenn das U-Boot sich zwischen dem „Vergilstrudel“ und dem „Kap Homer“, zum Teil mit Hilfe eines „Schlauchs“¹² hindurchlaviert.

Lehrerkommentare wie: „Ihr seid halt Vierer!“ oder „By Gott, jetz hab ich's dick!“ und dem Rat: „Sein Se ja vorsichtig!“ begleiten die „Fahrt von U II durch die Bollenstraße¹³“. Weitere Karten dieses Themas sind unter anderem auch aus Bühl (1917), Ebgingen (1918), Karlsruhe (1915 und 1917), Lahr (1917), Villingen (1916 und 1917)¹⁴ und weiteren Orten bekannt.

Auf in den Kampf

Ganz konkret wird die Situation für den Einjährigen der Triberger Realschule (1917) auf der Schülerkarte¹⁵ dargestellt. Nach erfolgreicher Prüfung gilt es nun, Abschied zu nehmen von der Klassenkameradin, von der Schwester oder der Freundin. Die nicht mehr benötigten Schulbücher liegen nun achtlos weggeworfen am Boden, daneben Stahlhelm und Gewehr für den gerade beim Umziehen befindlichen jungen Mann, während seine Kameraden ebenfalls damit beschäftigt sind, dem Ruf des Vaterlands folgend, sich für den Kampf zu rüsten. Raus aus den Zivilklamotten, rein in die Uniform, das ist die Aktualität des Einjährigen 1917. Während das Mädchen den Davonziehenden zum Abschied zuwinkt, verdeutlichen die drei Phasen des Sich-Einpassens in das Kriegsgeschehen die Geschwindigkeit der Umstellung ins Kommende. Noch steht der Einjährige auch bildlich im Mittelpunkt zwischen Zivilleben – verkörpert durch die weibliche Gestalt – und den bereits für den Krieg gerüsteten Kameraden. Rechts auf dieser Darstellung, die auf jegliche Anspielung (von den Büchern abgesehen) auf die in der Schule verbrachte Zeit und auf deren Bewertung verzichtet, sind der Anlass, nämlich das Einjährige, der Herkunftsort, die Realschule Triberg, und das Jahr



Triberg, zum Einjährigen (1917).

1917 verzeichnet. Auch dieser Aspekt des Aufbruchs in den Kampf taucht in einigen Schülerkarten anderer Schulen auf, so zum Beispiel in Donaueschingen (1916), Freiburg und Rottweil.¹⁶

Soweit ein kurzer Überblick zu den bisher bekannten Karten aus der Triberger Realschule. Sollten weitere Schülerkarten aus Triberg auftauchen, wäre der Autor über eine Benachrichtigung dankbar.

Weitere Aufsätze des Autors zu Schülerkarten sind in den *Schriften der Baar* abgedruckt: Band 56: Schülerpostkarten aus Villingen (2013, Seite 91–108) / Band 58: Der Erste Weltkrieg auf Schülerpostkarten (2015, Seite 115–126) / Band 59: Schülerkarten der Realschule Meßkirch (2016, Seite 67–72).

Alle beschriebenen Karten sind im Besitz des Autors.

Autor

DR. ULF WIELANDT

aus Augsburg (geboren 1939), absolvierte das Gymnasium in Donaueschingen.

Nach dem Studium in Hamburg und Freiburg und der Promotion über „Hiob in der alt- und mittelhochdeutschen Literatur“ unterrichtete er von 1969 bis 2004 am Leibniz-Gymnasium Rottweil. Er schrieb Lehrwerke für Französisch, war Mitherausgeber der Zeitschrift „französisch heute“ und wurde zum „Officier dans l'ordre des palmes académiques“ ernannt.

Dr. Ulf Wielandt

Friedlandstraße 46

78628 Rottweil

ulf_wielandt@web.de

Anmerkungen

- 1 THOMAS ARMBRUSTER u.a. (Hg.): „Jahresringe – Geschichten und Geschichte um Triberg“. Freiburg 1981. Ab Seite 122: H. P. KIENZLER: „Schwarzwaldschule“.
- 2 Beschreibung des Triberger Wappens („Blasonierung“): „Über grünem Dreieck in von Silber [...] und Rot geviertem Halbrundschild zwei gestürzte zugewendete Hifthörner in verwechselten Farben.“
Quelle: www.triberg.de [30.1.2018].
- 3 WERNER MEZGER: Die Bräuche der Abiturienten. Vom Kartengruß zum Supergag. Konstanz 1993 (ab Seite 37 und Anmerkung 40, Seite 142). Dort ist nicht nur die Abitürkarte der Zeppelin-Oberschule Konstanz (1944) abgebildet und auch unter dem Aspekt der Stalingrad-Niederlage und der alliierten Bomberangriffe beschrieben, sondern auch das SENECA zugeschriebene Zitat erklärt, das eigentlich „Non vitae sed scholae discimus“ („Nicht für das Leben, sondern für die Schule lernen wir“. Brief an Lucilius CVI, 12) heißt und damit ebenfalls seine Kritik an der Weltfremdheit des Studienbetriebs anprangert.

- 4 DIETER STÄDELE: Kitsch und Kunst im Kleinformat. Schülerpostkarten – ein vergessener Brauch. Konstanz 1986 (Seite 82).
- 5 Siehe 4 (Seite 21–25: Von der Schulbank zur „Schimmernden Wehr“).
- 6 Siehe 4 (Seite 22).
- 7 Das Motiv der Schule in Form einer großen Kaffeemühle greift 1907 eine Einjährigenkarte aus Lörrach auf.
- 8 Eine Einjährigenkarte aus der Realschule Rottweil aus dem Jahre 1914 zeigt ebenso unter dem Motto „Einsprung ins Ungewisse“ eine Darstellung einer Einjährigenmühle, in die der Frosch oben hineinspringt, um sie (nach 6 Jahren) unten als junger Mann zu verlassen. Quelle: HANSJÖRG DECK und GUNTRAM VATER: Rottweiler Schülerpostkarten. Katalog. Rottweil 1997.
- 9 Siehe 3 (ab Seite 24): *„Das Pennal als gnadenlose Mühle, die Schule als Pauk- und Schleifanstalt, in der man, wenn nötig, gewaltsam die Kulturgüter des Abendlandes eingetrichtert bekam, die Lehrerschaft als Ansammlung von Steißstrommlern und Folterknechten, die täglich neue Opfer fanden, der lange Weg bis zum Abitur als danteskes ‚Infernum‘ oder zumindest ‚Purgatorium‘, ohne das es kein Erklimmen akademischer Höhen gab – so sahen die Gymnasialabsolventen von 1908 offenbar die Jahre, die hinter ihnen lagen.“*
- 10 Hierbei ist zu erwähnen, dass es sich bei den genannten Namen „Plöz“ und „Bardey“ um Schullektüren handelt (französische Sprachlehre von GUSTAV PLÖTZ oder Weltgeschichte von KARL PLÖTZ und Arithmetik von ERNST BARDEY).
- 11 DIETER STÄDELE notiert (siehe Anmerkung 4) ab Seite 81: *„Es ist zu beobachten, dass die Oberrealschüler sich mehr dem Mittelaltermotiv, die Gymnasiasten mehr der Antike zuwandten.“*
- 12 Der Begriff „Schlauch“ könnte hier durchaus doppeldeutig verstanden werden: einmal konkret als Rettungsring, dann aber auch als (unzulässiges) Hilfsmittel durch eine kleinformatige Übersetzung antiker Schriften.
- 13 Zum Begriff „Bollen“ schreibt ANDREAS STAFFHORST in seinem Beitrag „Von Fröschen und Maultieren“ in dem Jahresbericht 2010 / 2011 des Bismarck-Gymnasiums Karlsruhe (Seite 63–90, auf Seite 65): *„Ein Blick in Lexika zeigt für ‚Bolle(n)‘ neben vielen anderen die Bedeutung ‚schlechte Note, Strafzettel‘, ‚sehr schlechte Leistung‘, Leistungsnote ‚ungenügend‘ o.ä. oder sogar ‚Untersekundaner, der das Einjährigenzeugnis erwirbt‘.“* Der Begriff „Bollenstraße“ ist neu und dürfte hier wohl für eine Strecke oder Zeitspanne stehen, in der man schlechte Noten bekommt, worauf ja auch der Lehrerausspruch deutet: *„Ihr seid halt Vierer!“*
- 14 ULF WIELANDT: Schülerpostkarten aus Villingen. In: Schriften der Baar. Band 56 (2013), Seite 91–108. – Und: Der Erste Weltkrieg auf Schülerpostkarten. In: Schriften der Baar. Band 58 (2015), Seite 115–126. – Ebenso ANDREAS STAFFHORST in: Bismarck-Gymnasium Karlsruhe. Jahresbericht 2013/2014 (Seite 164–185: Neues von Fröschen und Maultieren, besonders Seite 170).
- 15 Die Karte stammt aus der Sammlung Paul Otten, Bad Dürkheim.
- 16 ULF WIELANDT: Der Erste Weltkrieg auf Schülerpostkarten. In: Schriften der Baar. Band 58 (2015), Seite 115–126. – ULF WIELANDT: Schülerpostkarten aus Donaueschingen. In: 225 Jahre Fürstenberg-Gymnasium Donaueschingen (1778–2003), Seite 54–59, hier Seite 58: Abitur 1916.

Villingen in der Nachkriegszeit – Besatzung, Entnazifizierung, Neuanfang

von WOLFGANG HEITNER

Dieser Beitrag knüpft an den Aufsatz an, der unter dem Titel *Nutznießler und Täter – Villingen in der Zeit des Nationalsozialismus* in den *Schriften der Baar* (Band 60, 2017) erschienen ist.

In diesem Aufsatz wurden sowohl die Machtübernahme der Nationalsozialisten im Verlauf der ersten Monate des Jahres 1933 und die Durchsetzung nationalsozialistischer Politik durch die Bürgermeister Hermann Schneider und Karl Berckmüller mit Hilfe ihrer in städtische Ämter gekommenen Parteigenossen als auch die im Laufe der Jahre sichtbar gewordenen innerparteilichen Machtkämpfe dargestellt. Er endet mit dem Einmarsch der französischen Truppen am 20. April 1945 in Villingen und der Übergabe der Stadt durch den Bürgermeister-Stellvertreter HERMANN RIEDEL, nachdem führende Parteigrößen der Kreis- und Gauleitung die Stadt fluchtartig verlassen hatten.

Wie aber erlebten die Villingen die Wochen und Monate des Umbruchs? Wie die Besatzung durch die französischen Soldaten? Setzten sie sich mit ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit auseinander? Wie erging es den Opfern der überstandenen Gewaltherrschaft in der Stadt? Kann man von einem Neubeginn sprechen?

Der Krieg kommt nach Villingen

Villingen war, wie viele Orte im ländlichen Raum, lange Zeit von direkten Kriegsereignissen verschont geblieben. Maßnahmen gegen Luftangriffe wurden jedoch schon seit 1934 getroffen. Im Juli dieses Jahres nahmen Luftschutz-Blockwarte, die in der Ortsgruppe des Reichsluftschutzbundes organisiert waren, ihre Arbeit auf. Ziel war es, „*Maßnahmen zum Schutz der Bevölkerung vor den drohenden Gefahren aus der Luft durchzuführen, den Wehrwillen des ganzen Volkes zu stärken.*“¹

In den folgenden Jahren wurden Männer und Frauen als Luftschutzwarte ausgebildet. Verdunkelungsübungen fanden in regelmäßigen Abständen statt. Nach Kriegsbeginn hob in den Ringanlagen der Reichsarbeitsdienst Luftschutzdeckungsgräben aus. In Schulen, Gaststätten und einer Reihe öffentlicher Gebäude innerhalb der Altstadt wurden Luftschutzräume eingebaut. Ihr Fassungsvermögen, einschließlich behelfsmäßiger Selbstschutzräume, betrug rund 3.500 Plätze bei einem Bedarf für etwa 4.000 Personen, die in der Altstadt wohnten.²



Der zerstörte Villingener Bahnhof. Foto: Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.

Je länger der Krieg dauerte, desto sichtbarer und gravierender wurden auch seine Folgen für die Bevölkerung. Die Rationierung von Lebensmitteln und sonstigen Gebrauchsgütern wurden durch Zuteilungsmarken reguliert. Todesanzeigen für die Gefallenen häuften sich in den Zeitungen.³ Ab Herbst 1944 wurden die Villingener Schulen immer mehr zu Lazaretten und Notunterkünften für Fliegergeschädigte und Evakuierte,⁴ so dass ein regulärer Schulunterricht nicht mehr möglich war. Ausgebombte aus anderen Städten mussten, wenn auch widerwillig, aufgenommen werden.

Dass Villingen konkret in die Kriegshandlungen verwickelt werden könnte, musste die Bevölkerung durch die Zunahme der Luftalarme ab 1944 und durch einzelne Fliegerangriffe erfahren, die besonders dem Zugverkehr der Strecke Offenburg – Konstanz galten.⁵ Von massiven Bombenangriffen war die Stadt aber bis zu dieser Zeit verschont geblieben. Das änderte sich jedoch ab dem Februar 1945. Ziele waren, wie auch in anderen Städten, vor allem Gleisanlagen, Bahngelände und Versorgungseinrichtungen. Hinzu kamen in Villingen Werke wie SABA und Kienzle, bekannt durch die Herstellung von Rundfunkgeräten und Präzisionsinstrumenten verschiedenster Art und wichtiger Zulieferer für Heer, Marine und Luftwaffe.⁶ Ihre militärische Bedeutung war für die Alliierten wichtig genug, um sie zu bombardieren. Spätestens am 19. und 22. Februar zertrübte die Hoffnung der Villingener Bevölkerung, von größeren Luftangriffen und den damit verbundenen Zerstörungen verschont zu bleiben.

An diesen Tagen wurden in mehreren Angriffen das Bahnhofsgelände einschließlich der angrenzenden Straßen und das Elektrizitätswerk schwer getroffen, wobei Schäden in großem Ausmaß entstanden und acht Personen getötet wurden.⁷ Am 19. April 1945, ein Tag vor der Besetzung Villingens durch

französische Truppen, galt der letzte große Luftangriff der Firma SABA. Dabei wurde der westliche Teil der Werksanlagen völlig zerstört, weitere Teile der Produktions- und Verwaltungsgebäude blieben einigermaßen erhalten. Fünf Personen starben bei diesem Angriff.⁸

Die militärische Planung der Wehrmacht sah vor, Villingen mit einer Verteidigung durch Stellungen rund um die Stadt und Panzersperren an den Ausfallstraßen zu sichern. Reguläre Wehrmachtseinheiten zusammen mit Volkssturmvoränden sollten die Sicherung der Stadt übernehmen. Unter Umständen sollten alle Brücken, Übergänge und die noch intakten Gleisanlagen gesprengt werden.⁹ All diese Vorkehrungen, auch die Gegenwehr einzelner Soldaten, konnte das Vordringen der französischen Verbände nicht verhindern. „*Hauptanliegen war*“, so Hermann Riedel, der in diesen Tagen Alleinverantwortlicher der Stadt war, „*daß nichts zur Verteidigung der Stadt unternommen werde, um sie nicht in letzter Stunde der teilweisen oder vollständigen Vernichtung preiszugeben.*“¹⁰ Dieser Wunsch ging in Erfüllung und als Zeichen der Kapitulation wurde auf dem Münster ein weißes Leintuch befestigt.

Es folgte die Auflösung der militärischen Ordnungsstrukturen. Das Ziel der noch vorhandenen Wehrmachts- und SS-Verbände war glücklicherweise nicht mehr die bedingungslose Verteidigung Villingens, sondern der Versuch, sich möglichst rasch in Richtung Bodensee und Allgäu zurückzuziehen. Viele Soldaten verloren dabei ihr Leben oder gerieten in französische Gefangenschaft. Genau so rasch löste sich der nur wenige Tage zuvor in Villingen aufgestellte Volkssturm auf. Er bestand, laut Führerbefehl, aus allen waffenfähigen Männern im Alter von 16 bis 60 Jahren. Entweder traten die Männer gar nicht erst zu dem



Männer des Volkssturms 287. Foto aus: HEINER FLAIG, Villingen Zeitgeschehen in Bildern 1928 – 1950. Verlag Revellio. Villingen-Schwenningen 1978 (Seite 124).

Erste
Anordnungen
nach der
Besetzung
Villingens.
Foto: Stadtarchiv
Villingen-
Schwenningen.

**An die
Bevölkerung Villingens!**

Unsere Stadt zählt zu den wenigen Städten Deutschlands, welche von dem gesamten Kriegsgeschehen nahezu verschont wurde. Die Stadt wurde gestern besetzt.

Ihr habt es in der Hand, Eure Stadt und Eure Familien vor weiteren Schäden an Gut und Blut zu bewahren, wenn Ihr den Aufforderungen des französischen Stadtkommandanten strikte Folge leistet.

Erwachsene sorgt dafür, daß vor allem die Jugend keine Unbesonnenheiten begeht, die für die gesamte Bevölkerung schwerste Belastungen mit sich bringen würden.

**Letzte Abgabefrist für Waffen und Munition:
heute Abend 17 Uhr Stadthauptkasse.**

Sonst Todesstrafe.

Mit Haussuchungen ist jederzeit zu rechnen.

Sollte aus Häusern trotz dieser Verbote geschossen werden, werden diese Häuser durch Feuer oder Artillerie dem Erdboden gleich gemacht. Sämtliche Bewohner dieser Häuser werden erschossen. Erleiden Besatzungsmitglieder Schäden an Leib und Leben, so werden für jeden verletzten oder getöteten Angehörigen der Besatzungsmacht

zehn Villingen Bürger

erschossen.

Bürger, helft mit, daß Eure Heimat und Euer Leben erhalten bleibt.

Villingen, den 22. April 1945.

Der Bürgermeister:
Bräunlich.

befohlenen Dienst an oder ihre Vorgesetzten sahen selbst die Aussichtslosigkeit der militärischen Lage und stellten es ihnen frei, sich nach Hause durchzuschlagen.¹¹

Auch die Dominanz der NSDAP und ihrer lokalen Führer war innerhalb weniger Stunden zusammengebrochen. Einige wenige von ihnen wollten bis zum Schluss Stärke demonstrieren.¹² Die maßgebenden Parteifunktionäre jedoch verließen zusammen mit weiteren Kreisleitern und Mitgliedern der Gauleitung mit voll beladenen Autos fluchtartig die Stadt.¹³ Die überwiegende Zahl der kleinen Parteifunktionäre und die einfachen Parteimitglieder vor Ort verhielten sich wohl ebenso wie Riedel, der die Weisung ausgegeben hat, „im Rathaus alle nationalsozialistischen Bilder, Fahnen usw. aus den Räumen zu entfernen und möglichst zu vernichten.“¹⁴ Gemeint waren wohl vor allem Hitlerporträts.

So blieb es Hermann Riedel als immer noch amtierendem Erstem Beigeordneten in seiner Funktion als Stellvertreter des abwesenden Bürgermeisters Karl Berckmüller¹⁵ vorbehalten, am 21. April die Befehle und einen Maßnahmenkatalog von dem kommandierenden Offizier Capitaine Besnier entgegenzunehmen. Es wurde angeordnet, Waffen aller Art, Rundfunkgeräte und Fotoapparate auf dem Rathaus abzuliefern. Wehrmichtsangehörige mussten sich melden, sonst drohe ihnen die Todesstrafe. Eine allgemeine Ausgangssperre von abends 18 Uhr bis morgens 7 Uhr sei strikt einzuhalten.¹⁶

Der Auflösung der Militär- und Parteistrukturen folgte eine zunehmende Auflösung der öffentlichen Ordnung. Sie zeigte sich vor allem in den am 20. April einsetzenden Plünderungen der Lebensmittellager in der Villingener Garnison. Auch eingesetzte Polizeibeamte konnten nicht verhindern, dass in Kisten verpackte Lebensmittel, Säcke mit Zucker und Reis sowie große Mengen an Käse und Marmeladeneimer weggeschleppt wurden. „*Jeder glaubte*“, so ein Augenzeuge, „*berechtigt zu sein, sich die Waren aneignen zu können.*“¹⁷ Warum aber auch nicht, wird sich der einfache Bürger gefragt haben. Weshalb sollten in einer Zeit des Mangels Dutzende Tonnen an Lebensmitteln für nicht mehr vorhandene militärische Einheiten gelagert werden? Bürgernäher verhielten sich Wehrmichtsstellen in Donaueschingen, denn dort wurden die Lebensmittel noch vor der Besetzung der Stadt an die Bevölkerung verteilt.

Die Entlassung Hermann Riedels als Erstem Beigeordneter durch den französischen Stadtkommandanten Besnier signalisierte einerseits das Ende der mit dem Nationalsozialismus eng verbundenen Stadtverwaltung (weitere Entlassungen von städtischen Beamten, Angestellten und Arbeitern sollten noch folgen), aber gleichzeitig einen Neubeginn mit der Einsetzung des 51-jährigen Fotografen WALTER BRÄUNLICH als neuem Bürgermeister. Bräunlich betrieb seit 1932 ein Fotogeschäft in Villingen und war von März 1940 bis Mai 1944 Soldat. Er unterhielt nach seiner Wehrmichtszeit konspirative Verbindungen zu im „Stalag“ (Stammlager) Villingen internierten französischen Kriegsgefangenen. Einer dieser Gefangenen, Morand Faust, wurde zum Polizeipräsidenten ernannt und schlug Bräunlich als Bürgermeister vor. Dieser soll verlangt haben, dass Riedel zu seiner Unterstützung auch weiterhin als Erster Beigeordneter im Amt bleibe.¹⁸

Hermann Riedel: Ratschreiber und Erster Beigeordneter („graue Eminenz“)

Ein kurzer Rückblick auf die Tätigkeit Hermann Riedels innerhalb der Stadtverwaltung Villingens ist nicht zu trennen von der Politik des Nationalsozialismus, die in vielfältiger Weise die Stadt verändert hat. Riedel wurde im Dezember 1929 Ratschreiber und im November 1935 zum Ersten Beigeordneten in hauptamtlicher Funktion ernannt. Er war schon zuvor wesentliche Stütze des NS-Bürgermeisters Hermann Schneider, der im Juli 1933 nur durch seine Parteizugehörigkeit und in verwaltungstechnischen Fragen völlig unerfahren von der Gauleitung ins Amt eingesetzt wurde. Diese einflussreiche Position nahm Riedel

Hermann Riedel, Ratschreiber und Erster Beigeordneter. Foto aus: RIEDEL (Seite 258).

in noch höherem Maße bei Schneiders Nachfolger, Karl Berckmüller, ein.¹⁹ Dieser, ebenfalls langjähriges Parteimitglied, kam auf Betreiben des badischen Gauleiters Robert Wagner zu der Villingener Bürgermeisterstelle. Wagner wollte sich für langjährige Freundschaft und Zusammenarbeit erkenntlich zeigen, nachdem sein Parteigenosse bei der SS in Ungnade gefallen war.²⁰ Hermann Riedel war ab dem 1. Mai 1937 Parteimitglied, Fördermitglied der SS von 1933 bis 1939, Fachschaftsleiter im Reichsbund der deutschen Beamten und Mitglied in weiteren Nebenorganisationen der Partei.²¹ Er war in alle politischen und verwaltungstechnischen Entscheidungen eingebunden oder hatte wenigstens Kenntnis davon, wie sein Namenskürzel unter den entsprechenden Akten bezeugt. Seine Position gewann zusätzlich an Gewicht und Einfluss – aber auch an Verantwortung –, als Bürgermeister Berckmüller seinen Militärdienst ableistete und sich nur noch zeitweise in Villingen aufhielt. Immer wieder war Riedel für die Erledigung dringender städtischer Angelegenheiten gezwungen, einen Antrag auf Berckmüllers Beurlaubung zu stellen.²²

Seine Arbeit war aber auch verknüpft mit der nationalsozialistischen Ideologie, ihren Zielsetzungen und Handlungsweisen gerade auch auf kommunaler Ebene und damit zwangsweise mit den führenden Kräften der NSDAP, die seit der Machtergreifung städtische Ämter, auch in leitender Position, an sich gerissen hatten. Als Beispiele sollen, neben Bürgermeister Hermann Schneider, der gleichzeitig Kreisleiter der NSDAP war, genannt werden: Franz Martin, sogenannter „alter Kämpfer“, Leiter des Jugendamtes und Kreisamtsleiter der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV); Jakob Friedrich Jockers, ebenfalls „alter Kämpfer“, Blockleiter und in führender Stellung in der Stadthauptkasse beschäftigt; Karl Reichert, auch er „alter Kämpfer“, gefürchteter Ortsgruppenleiter und Leiter des Elektrizitäts-Werkes.

Hermann Riedel war der Mann im Hintergrund, auch „graue Eminenz“ genannt. Und er war Mitwisser an der Zerschlagung der gewählten kommunalen Gremien Stadtrat und Bürgerausschuss, an der gewaltsamen Vertreibung des Oberbürgermeisters Gremmelspacher aus seinem Amt, der Verfolgung und Misshandlung politisch und weltanschaulich Andersdenkender,²³ an den Angriffen auf



die jüdische Bevölkerung, die zu deren wirtschaftlichem Ruin, der gesellschaftlichen Ausgrenzung und letzten Endes zur Deportation der noch in Villingen lebenden Juden im Oktober 1940 in das Konzentrationslager Gurs in Südfrankreich führte. All dies fand in aller Öffentlichkeit statt. „*Auch die Versteigerungen der Haushalte der Deportierten und der Haushalte der Emigrierten fanden unter großer öffentlicher Beteiligung statt.*“²⁴ An einer dieser Versteigerungen, es handelte sich um den Haushalt von Michael Bloch, war auch Hermann Riedel in seiner Funktion als Vertreter des Bürgermeisters direkt beteiligt. Zusammen mit dem Leiter der Städtischen Sammlungen, Paul Revellio, bat er die dafür zuständige Finanzdirektion Karlsruhe am 6. Oktober 1941, noch vor der öffentlichen Versteigerung, aus der „*Verwertung des Hausrates des Michael Israel Bloch von Villingen [...] ihr für ihre Sammlung folgende Stücke zu überlassen: [...]*“²⁵ Es folgte eine Liste über rund 80 Gegenstände. Sie reichte von einem „*doppeltürige[n] Schrank von 1721*“ bis zum „*geschnitzten Stock mit Schildchen: Karl Fehrenbach-Behringer. Belfast.*“²⁶ Riedel musste jedoch zur Kenntnis nehmen, dass die Gegenstände nicht kostenlos zu haben waren, sondern er ein „Kaufangebot“ über die gewünschten Stücke abgeben sollte.²⁷ Eine Preisliste zur Orientierung wurde nachgereicht. So hatte es sich die Stadt nicht vorgestellt und reduzierte daraufhin ihre Wünsche auf einige wenige Stücke mit der Bitte, wenn schon nicht kostenlos, so sollten diese der Stadt „*doch zu einem ganz bescheidenen Preis [...] überlassen*“²⁸ werden. Auf diese Weise wurde letztlich verfahren. So wurde also um jüdisches Vermögen geschachert. Die Stadt erhielt unter anderem zwei Schränke, eine Kommode, eine Standuhr, vielerlei Geschirr, und Paul Revellio konnte endlich den Erhalt der Gegenstände bestätigen und diese in die Städtischen Sammlungen einreihen.²⁹

Als Walter Bräunlich als Bürgermeister eingesetzt wurde, blieb Hermann Riedel, wie von Bräunlich gewünscht, zunächst als Erster Beigeordneter im Dienst. Nach eigenen Aussagen musste er „*zu seinem eigenen Schutz vier Wochen auf dem Rathaus zubringen*“, da er Angriffe von versprengten SS-Männern befürchtete, die sich für das Hissen der weißen Flagge rächen wollten.³⁰ Am 1. November 1945 wurde Riedel dann doch aus dem Dienst entlassen. Er teilte damit das Los von 135 städtischen Beamten, Angestellten und Arbeitern, die Mitglied der NSDAP waren.³¹ Aber schon einen Monat später wurde die Entlassung zurückgenommen und Riedel erhielt eine Anstellung als Ratschreiber im Angestelltenverhältnis.³²

Inzwischen begann in der französischen Besatzungszone das sogenannte Entnazifizierungsverfahren, dem sich alle ehemaligen Parteimitglieder stellen mussten. Persönliche Daten, Auskünfte zur Mitgliedschaft in der NSDAP, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden, Dienstverhältnisse, Einkommen und Fragen zum Militärdienst mussten auf einem Fragebogen festgehalten werden und waren neben einer mündlichen Befragung Grundlage eines zweistufigen Verfahrens. Ein örtlicher Untersuchungsausschuss sichtete die Informationen und Aussagen, formulierte daraufhin einen besonders begründeten Sühnevor-



Französische Soldaten in Villingen. Foto: Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.

schlag, der an die in Freiburg eingerichtete „Reinigungskommission des Ministeriums des Innern“ weitergeleitet wurde. Sie fällte das Urteil und verkündete es. Im Falle Riedels lautete der am 23. September 1946 ausgestellte Bescheid: *„In leitender Stelle unmöglich. Weiterbeschäftigung als mittlerer Beamter gemäß Vorschlag.“*³³ Zusätzlich wurde eine finanzielle Zurückstufung auf das *„Angestelltenverhältnis wie 1937“* festgelegt. In einem abschließenden Verfahren wurde Riedel als „Mitläufer“ eingestuft und einer Weiterbeschäftigung als Ratschreiber zugestimmt. Seine Hoffnung, als Bürgermeister wählbar zu sein, erfüllte sich jedoch nicht.³⁴

Abschließend lässt sich zu Hermann Riedel sagen: Er hat dem nationalsozialistischen Staat 12 Jahre lang treu und freiwillig gedient. Gedient hat er der Stadt Villingen auch davor in der Weimarer Republik und danach in der Bundesrepublik Deutschland. Er hat seine Kenntnisse und Fähigkeiten dem nationalsozialistischen System zur Verfügung gestellt. Dieses Angebot wurde angenommen, denn auch eine verbrecherische Diktatur benötigt einen funktionierenden und effektiven Verwaltungsapparat und Menschen, die diesen Anspruch zuverlässig umsetzen. Dies tat der Ratschreiber und Erste Beigeordnete Hermann Riedel.

Französische Besatzung

„Mit Ablauf des 20. April war auch für die Bevölkerung der Stadt Villingen das Dritte Reich abgeschlossen.“³⁵ Diese Aussage entspringt einem tiefen Wunsch, den sicherlich die meisten Villingener – und nicht nur diese – hegten. Er nimmt einen noch stärkeren Wunsch vorweg, der im Verlauf weniger Monate und Jahre in die Forderung nach einem „Schlussstrich“ einmündete, den man doch endlich unter diese Nazi-Zeit ziehen sollte.

Auch für die Villingener stellte sich zunächst die dringende Frage, wie ihr Leben unter der französischen Besatzung sich entwickeln, welcher Spielraum in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht ihnen zugestanden würde. Aber es stellte sich auch die Frage, wie man mit den 12 Jahren nationalsozialistischer Diktatur umgehen solle. Wie einerseits mit den „Täter[n], Helfer[n], Trittbrettfahrer[n]“³⁶ des Systems zu verfahren sei, wie aber andererseits die Forderung der Opfer nach Gerechtigkeit und Genugtuung zu erfüllen sei.

Im Mai 1945 schloss sich eine Gruppe von etwa 30 Personen zu einem „Arbeitsausschuss“ zusammen, bestehend aus „ehemaligen Sozialdemokraten, Demokraten, Zentrumsmitgliedern, Kommunisten und Gewerkschaftlern.“³⁷ Sie sahen sich als Bindeglied zwischen Stadtverwaltung und Militärregierung und wollten diese beim politischen und wirtschaftlichen Aufbau, aber auch bei der „politischen Säuberung“ unterstützen. Die Versorgung mit Lebensmitteln, die Unterbringung der französischen Militärangehörigen, auftretende Probleme mit den befreiten ausländischen Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen, die sich noch in großer Zahl in der Stadt befanden (man spricht von etwa 2.900 Perso-



Die neue Zivilverwaltung.
Bürgermeister Bräunlich,
Landrat Bienzeisler,
Beigeordneter Riedel
(von links).

Foto aus: FLAIG (Seite 129).

nen), waren nur ein Teil der zu bewältigten Aufgaben. Mitte Dezember wurde ein „Gemeindeausschuss“ vereidigt, dem Vorläufer des einen Monat später gewählten ersten Nachkriegs-Gemeinderates.

Neben der regulären kommunalen Schutz- und Kriminalpolizei, die dem französischen Polizeipräsidenten Faust unterstellt war und für die Sicherung der öffentlichen Ordnung zu sorgen hatte, wurde zusätzlich, als eigenständige Abteilung, die „Politische Polizei“ gebildet. Ein Grund dafür war die Befürchtung der französischen Verwaltung, dass „Anschläge und Sabotageakte gegen alliierte Einrichtungen“³⁸ verübt werden könnten. Sie sollte jedoch auch dazu beitragen, eine umfassende politische Säuberung in Verwaltung und Wirtschaft in Gang zu setzen und den öffentlichen Dienst bei der Neueinstellung von Beamten und Angestellten beraten. Leiter der Behörde war Werner Simon, Mitarbeiter waren unter anderem Wilhelm Schifferdecker und Karl Schleicher, die als Antifaschisten bekannt waren.³⁹ Bald jedoch kam es zu Differenzen mit der Stadtverwaltung, die insbesondere bei ihrer Personalpolitik ohne Rücksprache mit der „Politischen Polizei“ freie Stellen besetzte. Ende Mai 1946 wurde die Abteilung aufgelöst, ohne dass von offizieller Seite Gründe genannt wurden. Sie sei nach Ansicht der französischen Militärregierung in ihrer Zusammensetzung zu linkslastig gewesen, wurde gemunkelt. Ein Vorwurf, der wohl auch zum plötzlichen Ausscheiden von Bürgermeister Bränlich im Februar 1946 führte.⁴⁰

Verordnete Entnazifizierung

Lob für die geleistete Arbeit der „Politischen Polizei“ kam von einem Redakteur des *Südkuriers*. Auch er nannte keine Hintergründe für die Auflösung, stellte jedoch fest: „Die Politische Polizei hatte in der schweren Zeit eine sehr schwierige Aufgabe zu erfüllen und hat sich in einjähriger Tätigkeit um die Bereinigung des öffentlichen Lebens verdient gemacht.“⁴¹ Diese Bereinigung des öffentlichen Lebens und die Abrechnung mit dem Nationalsozialismus waren seit Beginn der Besatzungszeit eines der bedeutendsten Ziele der französischen Administration. Aber der Journalist sah – und das war ein besonderes Anliegen des für Baden zuständigen Generalverwalters Emile Laffon – „in einer Beteiligung der Deutschen an der Entnazifizierung“⁴² eine Form der Selbstreinigung („*auto-épuration*“), wofür die Deutschen Verantwortung übernehmen sollten – natürlich unter französischer Aufsicht. Er war weiter der Ansicht, die Entnazifizierung solle nicht nur die Verwaltung, sondern gleichermaßen den gesamten wirtschaftlichen Bereich, aus dem der Nationalsozialismus eine besonders große Unterstützung erhalten habe, erfassen. Die Verantwortlichen auf deutscher Seite wurden durch eine Anweisung Laffons vom 19. September 1945 aufgefordert, auf Kreisebene „Untersuchungsausschüsse“ zu bilden, die über Beamte, Angestellte und Arbeiter in allen Abteilungen des öffentlichen Dienstes urteilen sollten. Sie setzten sich aus Vertretern von Parteien, Gewerkschaften und den beiden Konfessionen zusammen.⁴³ Auf einer zweiten Ebene bildeten sich „Reinigungskommissionen“ (sie hatten ihren Sitz in Freiburg), die letztlich Maßnahmen vorschlugen, die von der Militär-

behörde als oberster Instanz angenommen oder abgelehnt werden konnten. Die Straf- und Sühnemaßnahmen reichten von der Entlassung aus dem Amt über die Reduzierung des Gehalts bis zur Einschränkung beruflicher und politischer Rechte. Jeder Einzelfall sollte sorgfältig geprüft werden, wobei die Parteimitgliedschaft und das Eintrittsdatum nur ein Beurteilungsfaktor unter anderen sein sollte.⁴⁴

Bevor dieser formale Weg eingeschlagen wurde, kam es direkt nach der Besetzung Villingens zu umfangreichen Verhaftungen von Männern, Frauen und Jugendlichen. Die Knabenschule wurde zum Internierungslager umfunktioniert, später kam das ehemalige Gefangenenlager (Stalag) dazu. Auch das Amtsgefängnis war rasch voll belegt. Verhaftet wurden zunächst alle Personen, die in der Partei oder ihren Gliederungen (SA, SS, HJ) und den angeschlossenen Verbänden (DAF, NSV und weitere) leitende Funktionen eingenommen hatten, ebenfalls Mitglieder der Geheimen Staatspolizei (Gestapo), des Sicherheitsdienstes (SD) oder der Polizei. In den regelmäßig erscheinenden „Mitteilungen der Militärregierung für die Stadt und den Landkreis Villingen“⁴⁵ wurden die ihres Amtes Enthobenen, aber auch Verurteilte (samt Strafmaß) namentlich aufgelistet. Strafen wurden beispielsweise für Waffenbesitz, Diebstahl von Lebensmitteln, verbotenen Handel mit Kleidungsstücken oder Nichtberücksichtigung der Ausgangssperre verhängt. Das Strafmaß reichte von Gefängnis- und Geldstrafen bis zur Todesstrafe.⁴⁶ Es gab jedoch auch eine Reihe von Gefangennahmen – gerade in den ersten Tagen der Besetzung – die willkürlich und übereifrig erscheinen. „Fehlende Ausweispapiere“ wurden dabei häufig als Grund angeführt, ebenso „verdächtig“ oder nur „Pg“ (Parteigenosse). Auch Denunziationen scheinen in diesem Zusammenhang eine gewichtige Rolle gespielt zu haben. Den anderen als Nazi zu beschuldigen, um sich selbst in ein besseres Licht zu rücken, darüber berichtet Hermann Riedel.⁴⁷

Beamte, Angestellte und Arbeiter der Stadtverwaltung, welche Mitglieder der NSDAP gewesen waren, wurden entlassen oder vorläufig suspendiert. Nach im Mai 1945 zusammengestellten Listen betraf diese Regelung 135 Personen, etwa 60 % der Beschäftigten.⁴⁸ Unter ihnen waren bekannte Nationalsozialisten wie Berckmüller, Reichert und Martin.⁴⁹ Ebenfalls betroffen waren der Leiter des Kreisschulamtes, Heinrich Koch, der Chefarzt des Städtischen Krankenhauses, Ludwig Duschl, und der Leiter der Villingen Kriminalpolizei, Hermann Reinhardt.⁵⁰

Die politische Säuberung bezog sich jedoch auch auf Parteimitglieder, die in der privaten Wirtschaft tätig waren. Eine Gliederung erfolgte nach gewissen Bereichen wie zum Beispiel Industrie, Handel, Gewerbe und Landwirtschaft. Die auferlegten Sühnemaßnahmen richteten sich nach parteipolitischem Engagement, aber auch nach dem Nutzen, der sich aus der Mitgliedschaft in der NSDAP ergeben hatte. So konnte zum Beispiel ein Teil des Vermögens eingezogen oder das Verbot verhängt werden, eine leitende oder selbstständige Stellung auszuüben. Die endgültigen Entscheidungen wurden im Amtsblatt der Landesverwaltung Baden – Französisches Besatzungsgebiet⁵¹ veröffentlicht. In den vorliegen-

den Unterlagen, die den Zeitraum 1. März 1947 bis 10. Mai 1947 umfassen – also nur knapp zweieinhalb Monate –, werden 413 Personen namentlich aufgeführt, so dass man wohl von insgesamt weit über tausend Personen ausgehen kann, die von dieser Art der Entnazifizierung in Villingen betroffen waren.⁵²

Badisches Staatskommissariat für politische Säuberung Spruchkammer Freiburg Außenabteilung Baden-Baden I. Abtlg. He. K.	Formblatt II Akt-Zeichen U V / - Nr. 7285 14 Lfd. Nr. 1 - 917 R. 1 1. Geuamtsakte A 7564
ENTSCHEIDUNG DECISION	
im politischen Reinigungsverfahren / dans la procédure d'épuration politique gegen à l'encontre de	
Herrn Herrn Karl Reichert, Karl geb. den 4.11.1901 M. Mme Mlle. né le Aufenthalt unbekannt Hauptberuf Direktor d. Elektr. Wohnort Karlsruhe Strafe Werderplatz 29 Profession Principale zitatzwerkes Domicile Rue der Ehefrau Die Spruchkammer, Außenabteilung Baden-Baden, hat in ihrer Sitzung vom 25. Oktober 1950 La Section de la Chambre d'Épuration de Baden-Baden a statué dans sa séance du	
erbannet: comme suit:	
Der - Die Genannte wird in die Gruppe der Le - La susnommé(e) sera classé(e) dans la catégorie des SCHULDIGEN / DELINQUANTS	
eingereiht und ihm - ihr die nachstehenden Il lui sera imposé	
Sühnemaßnahmen les Sanctions ci-dessous	
auferlegt:	
Aufgrund des Artikels 17 der Landesverordnung (LVO.) vom 29. März 1947 vu l'article 17 de la Landesverordnung (LVO.) en date du 29 mars 1947	
Gemäß A a) entsprechend der LVO. d'après conformément à la LVO.	

Entscheidung im Spruchkammerverfahren Karl Reichert. Foto: Staatsarchiv Freiburg.

Neben der schleppenden Bearbeitung der Verfahren und dem Vorwurf, die Kleinen werden verurteilt, die Großen lässt man laufen, wurde von deutscher Seite eine mangelnde juristische Grundlage und die damit verbundene „*Rechtlosigkeit der Delinquenten*“⁵³ beklagt. Die Vorschläge der Untersuchungsausschüsse differierten häufig zu sehr mit den Urteilen der übergeordneten „Säuberungskommission“, was einerseits zu unverständlichen Verschärfungen, aber andererseits auch zu unerklärlichen Abmilderungen der Vorschläge führte. Die Folge war, dass die „Säuberungsgerechtigkeit“ als Ganzes in Zweifel gezogen wurde.

Um dieser unerfreulichen Diskussion ein Ende zu setzen, wurde die Entnazifizierung im französisch besetzten Teil Badens umfassend gesetzlich geregelt. Auf Grund der Landesverordnung über die Befreiung vom Nationalsozialismus und Militarismus vom 29. März 1947⁵⁴ wurde – nach dem Vorbild der amerikanischen Besatzungszone – eine mit deutschen Laienrichtern besetzte Spruchkammer eingerichtet, die beim Staatskommissariat für politische Säuberung in Freiburg angesiedelt war. Auf Kreisebene bildeten sich neue Untersuchungsausschüsse, die aufgrund umfassender Recherchen (Meldebogen, Befragungen, Einbeziehung sogenannter Persilscheine, ...) einen Vorschlag für eine Entscheidung durch die Spruchkammer vorbereiten sollte. Die angeklagten Personen (über 18 Jahre) wurden, je nach Grad der Verstrickung in das NS-System, in eine von fünf Kategorien eingestuft: Hauptschuldige, Belastete, Minderbelastete, Mitläufer oder Entlastete. Als Strafen konnten je nach Einstufung verhängt werden: Inhaftierung in einem Arbeitslager für mehrere Jahre, Berufsverbot, Vermögens-einzug, Verlust des Wahlrechts oder Geldbeträge für einen Wiedergutmachungs-fonds. Es bestand Revisionsmöglichkeit, die auch häufig in Anspruch genommen wurde.⁵⁵

Auch in Villingen wurden Hunderte von Spruchkammerverfahren gegen Personen aus den verschiedensten Bereichen in Gang gesetzt.⁵⁶ Bezogen auf Personen, die in Villingen eine politisch führende Position eingenommen haben,⁵⁷ hieß das im Einzelnen:

- Für Wilhelm Gutmann: NS-Ortsgruppenleiter und kommissarischer Bürgermeister in Villingen 1933. Er wurde 1945 verhaftet und interniert; 1947 vom Landgericht Waldshut wegen „Landfriedensbruch“ zu 18 Monaten Gefängnis verurteilt.
- Für Franz Martin: NS-Ortsgruppenleiter, Leiter des Jugendamtes und Leiter der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV). Er war von Juli 1945 bis August 1948 interniert, zunächst als „Belasteter“ eingeordnet (Revision „Minderbelasteter“).
- Für Karl Reichert: NS-Ortsgruppenleiter und Leiter des E-Werks. Nach dem Krieg untergetaucht, in Abwesenheit in die Gruppe der „Schuldigen“ eingereiht.
- Für Arnold Haller: NS-Kreisleiter. Nach dem Krieg untergetaucht, hatte Haller bis Anfang der 50er Jahre unter falschem Namen gelebt. 1951 für die Gruppe der „Belasteten“ vorgesehen, aufgrund der erlassenen Amnestie-gesetze jedoch freigesprochen.
- Für Paul Riegger: Langjähriger Stadtrat, ehrenamtlicher Beigeordneter und Kreishauptstellenleiter. Nach dem Krieg 8 Monate in Haft, im Spruchkam-merverfahren 1948 in die Gruppe der „Minderbelasteten“ eingereiht.
- Für Hermann Schneider: Bürgermeister und NS-Kreisleiter in Villingen, NS-Kreisleiter in Mannheim. Nach dem Krieg zwei Jahre in Ludwigsburg inter-niert, zunächst 1948 in die Gruppe der „Hauptschuldigen“ eingereiht, in einem Revisionsprozess 1951 in die Gruppe der „Belasteten“ zurückgestuft.

- Für Karl Berckmüller: Chef der badischen Gestapo bis 1937, dann Bürgermeister in Villingen. Nach dem Krieg interniert, mehrmals geflohen, 1949 in die Gruppe der „Hauptschuldigen“ eingereiht, 1950 in die Gruppe der „Belasteten“ zurückgestuft, vom Landgericht Freiburg zu einer Gefängnisstrafe von 15 Monaten verurteilt.

Gegen Ende der 1940er Jahre herrschte in der deutschen Öffentlichkeit überwiegend die Meinung, dass die Entnazifizierung ihr Ziel, die Gesellschaft als Ganzes vom Nationalsozialismus zu säubern, so der Anspruch der Siegermächte, verfehlt habe.⁵⁸ War in den ersten Monaten nach Kriegsende den Umfragen zufolge etwa die Hälfte der Befragten mit der Säuberungspolitik einverstanden, so sank die Zustimmung Anfang 1949 auf deutlich unter 20 Prozent.⁵⁹ Als Hauptgründe wurden unter anderem genannt: Die Verfahren erstrecken sich auf zu viele Person; sie werden zu schematisch durchgeführt; sie verletzen elementare Rechtsgrundsätze (die Beschuldigten müssen ihre Unschuld nachweisen) und überhaupt stehe Aufwand und Zielsetzung in einem krassen Missverhältnis zueinander. In dieser Kritik waren sich politische Parteien, Gewerkschaften und die Kirchen einig.⁶⁰ Die französische Besatzungsbehörde reagierte mit verschiedenen Verordnungen in den Jahren 1948 und 1949, die die Durchführung der Verfahren vereinfachen und den Abschluss der Entnazifizierung herbeiführen sollten. Danach wurden nominelle Nationalsozialisten, die in der Kategorie „Minderbelastete“ eingereiht waren, allesamt als bloße „Mitläufer“ oder „Sympathisanten“ eingestuft, was zum Beispiel den Wiedereintritt in den öffentlichen Dienst ermöglichte.

Formal wurde die Entnazifizierung in Baden-Württemberg durch ein Landesgesetz im Juli 1953 beendet.⁶¹ Das Gesetz wurde von der Verfassungsgebenden Landesversammlung am 2. Juli 1953 beschlossen.

Bericht aus einer „schweren Zeit“

„*Villingen 1945 – Bericht aus einer schweren Zeit*“ ist der Titel des Buches, in dem der Autor HERMANN RIEDEL das Leben in Villingen und Umgebung beschreibt. Die „*schwere Zeit*“ hat also Riedel zufolge nicht etwa 1933 mit Beginn der nationalsozialistischen Diktatur oder 1939 mit dem Überfall Deutschlands auf die europäischen Staaten begonnen, sondern erst in dem Jahr, in dem auch Villingen die Folgen des Krieges zu spüren bekam: Zerstörungen und Todesopfer durch Luftangriffe, Einmarsch und Besetzung durch französische Soldaten.

War das Ende des Krieges und der Zusammenbruch des Nationalsozialismus der Beginn einer neuen Zeit, an deren Neubeginn Einsicht in das vom NS-Staat begangene Unrecht, Selbstkritik, Übernahme moralischer Verantwortung oder gar Sühnebereitschaft standen? Vielleicht galt das für einzelne Personen, aber sicher nicht für die breite Öffentlichkeit.

Die Verschärfung der Ernährungslage, die Lasten durch die langjährige Besetzung und umfangreiche Demontagen meinten der Villingen Bevölkerung

immer mehr Anlass zu geben, sich selbst als Opfer zu sehen und die Verantwortung für die Kriegsfolgen bei der Besatzungsmacht zu suchen. Verantwortlich für die prekäre Versorgungslage zum Jahreswechsel 1945 / 46 sei allein die Militärverwaltung. Sie selbst lebe in Saus und Braus, habe jedoch die Lebensmittelration willkürlich herabgesetzt, so dass sie, wie es in einem anonymen Schreiben heißt, „unter dem KZ liegt“. ⁶² Militärgouverneur Robert nahm die erhobenen Klagen zum Anlass, darauf hinzuweisen, dass es die Deutschen waren, die den jetzigen Zustand zu verantworten haben und zählte detailliert auf, was die Deutschen während der Besatzung Frankreichs an Lebensmitteln gestohlen und gewaltsam beschlagnahmt hatten. ⁶³ Ebenso kühl reagierte er auf die dauernden Vorhaltungen der Stadtverwaltung – sie bündelte wohl die Klagen aus der Bevölkerung – über das Verhalten der Ausländer in der Stadt. Auch in dieser Frage verweist er auf den ursächlichen Zusammenhang. Denn es seien die Deutschen selbst gewesen, die die Ausländer gerufen, größtenteils zwangsweise aus ihren Heimatländern deportiert hätten. ⁶⁴

Die Requirierungen von Häusern, Wohnungen und Hausrat sorgten bei den betroffenen Villingern für besonderen Unmut. So bildete sich im November 1949 eine „Notgemeinschaft der Besatzungsgeschädigten“ unter dem Vorsitz des Kaufmanns und ehemaligem Parteimitglieds Georg Berweck. Eine „Entschließung“ ⁶⁵ macht eindringlich auf „schwerste seelische und meist auch wirtschaftliche Schäden“ seiner Anhänger aufmerksam, die nun schon seit „Jahren unter menschenunwürdigen Verhältnissen“ leben müssten, so dass ihr „Glauben an den Willen zur Gerechtigkeit erschüttert“ sei. Die Gründe für die Missstände als Folge des NS-Regimes und des von Deutschland begonnenen Krieges spielten in der Argumentation keine Rolle. Der Tenor lag auf der Betonung der eigenen Opferrolle, wie schon die einleitenden Sätze der „Entschließung“ deutlich machen:

Über viereinhalb Jahre sind schon vergangen, daß ein Krieg zu Ende ist, der von der Mehrheit des deutschen Volkes nicht gewollt war. Schwer lasten die verheerenden Folgen dieses furchtbaren Krieges immer noch auf unserem Volke. Groß ist die Zahl der Ausgebombten, der Flüchtlinge und der Ostvertriebenen, deren Not offen zutage liegt und die zu lindern sich Gemeinden, Länder und Bund mit allen Mittel bemühen.

Allein der Bau von Wohnungen könne die Misere beheben, so die Meinung der Besatzungsbehörde. Zudem verwies sie auf das eingerichtete Entschädigungsgericht, „bei dem die durch die Besatzung entstandenen Schadensfälle vorgebracht werden können.“ ⁶⁶ Diese Klagemöglichkeit führte in der Folgezeit zu umfangreichen Entschädigungszahlungen an Haus- und Wohnungsbesitzer, an betroffene Betriebe und sogar an die Stadt, die ebenfalls Schäden angezeigt hatte.

Wie aber ging es den wirklichen Opfern, die die Zeit des Nationalsozialismus überlebt hatten – die zwischen 1933 und 1945 aus ihren Ämtern und Berufen gejagt wurden, die geschlagen und gedemütigt wurden, die in sogenannte Schutzhaft und KZs kamen oder unter Zurücklassung ihres Besitzes aus Deutsch-



Wilhelm
Schifferdecker
und seine
Ehefrau Maria
1943.

Foto: Ida Marie
Madlenski, geb.
Schifferdecker
(privat).

land fliehen mussten? Juden kamen vereinzelt zurück, um zu sehen, was aus ihrem Besitz geworden war; einige der Verfolgten waren in der Stadt geblieben.

Am Beispiel WILHELM SCHIFFERDECKERS, Gewerkschafter und SPD-Mitglied von Jugend an, und seiner Tochter Ida⁶⁷ soll aufgezeigt werden, wie es einem Menschen und seiner Familie erging, der von den Nationalsozialisten verfolgt und dennoch in Villingen überlebte.

Wilhelm Schifferdecker, 1881 in Schwenningen geboren, durchlief Ausbildung und Arbeitsleben wie viele im Arbeitermilieu Aufgewachsene. Nach Besuch der Volksschule erlernte er das Feinmechaniker- und Uhrmacherhandwerk und fand Anstellungen in verschiedenen Uhrenfabriken in Schwenningen. Er engagierte sich in der Gewerkschaft und wurde aus diesem Grund nach dem „Großen Streik“ 1907 entlassen. So kam er auf eine „schwarze Liste“ und fand deshalb in der Region keine Anstellung mehr. 1909 zog Schifferdecker mit seiner Familie nach Stuttgart, arbeitete bei Daimler und wurde noch während des Krieges in den Betriebsrat gewählt. Als langjähriges SPD-Mitglied vertrat er seine Partei für einige Monate im neu gebildeten württembergischen Landtag. Sein Weg führte ihn jedoch in die Region zurück, und er übernahm den Posten eines hauptamtlichen Sekretärs des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes für den Bereich Südbaden mit Sitz in Villingen. Die Geschäftsstelle befand sich im Verbandsbüro, dem Volkshaus „Löwen“ in der Oberen Straße, wo auch seine Tochter Ida angestellt war. Als Mitglied der Villingener Stadtverordnetenversammlung engagierte sich Schifferdecker jahrelang in der Lokalpolitik.

Auch nach der Machtübernahme Hitlers glaubte er – wie so viele seiner Kollegen und Parteigenossen – an das Weiterbestehen einer rechtsstaatlichen Ordnung. Ein reines Wunschdenken, wie er schmerzlich erfahren sollte. In der Nacht des 17. März wurde Wilhelm und Ida Schifferdecker vor ihrem Haus von etwa „30 Strauchdieben und Banditen“⁶⁸, wie er die SS- und SA-Leute bezeich-



Ida Schifferdecker Anfang der 1930er Jahre.

Foto: Ida Marie Madlenski, geb. Schiefferdecker (privat).

nete, überfallen. Angeführt wurde die Gruppe von Walter Morstadt, einem der übelsten Villingener Nazis zwischen 1930 und 1934.⁶⁹ Schifferdecker wurde zusammengeschlagen, auf einen Lkw geworfen, wobei eine Hand schwer verletzt wurde, zum SA-Lokal „Stiftskeller“ gefahren und dort mit Erschießen bedroht. Zum Glück erschien die Ordnungspolizei. Schifferdecker wird ins städtische Gefängnis eingeliefert und über zwei Monate in „Schutzhaft“ gehalten.

Nach der Zerschlagung der Gewerkschaften Anfang Mai begann für Wilhelm und Ida die Zeit der Arbeitslosigkeit. Der Vater ernährte sich und die Familie bis zum Ende des Krieges mit einem Hausierhandel für Öle und Fette, der Tochter wurde nach langjähriger Arbeitslosigkeit eine mäßig bezahlte Hilfschreiberstelle bei der Firma Kienzle zugewiesen.

Nach der Befreiung wurde der Antifaschist Schifferdecker als Inspektor bei der Politischen Polizei eingesetzt. Mit alten Kollegen versuchte er, die Metallergewerkschaft wieder aufzubauen. Aber er konnte die wiedergewonnene Freiheit nicht lange genießen. Im Alter von 65 Jahren starb Wilhelm Schifferdecker am 20. Dezember 1946 an der *„körperlichen und seelischen Not, die er zu erdulden hatte“*. So steht es in einem Nachruf seiner Gewerkschaftskollegen.

Und wie erging es seiner Tochter Ida? Der Versuch, in ihrem erlernten Beruf als Stenotypistin und Bürogehilfin Fuß zu fassen, scheiterte. Sie sei zu alt, musste sich die 40jährige Frau sagen lassen, man suche junge Kräfte.

Ein erster Entschädigungsantrag auf Wiedergutmachung *„wegen Schaden im beruflichen Fortkommen“* wird 1961 nach fünfjähriger Bearbeitungszeit abgewiesen. Ihre Entlassung 1933, so steht es in der Urteilsbegründung,⁷⁰ sei nicht aus politischen Gründen erfolgt, eine Schädigung der Antragsstellerin sei nicht beabsichtigt gewesen. In einem Gnadenakt werden ihr 12 Jahre später 1.949 DM (*„aufgerundet auf 2.000 DM“*⁷¹) zugestanden. Ironie der Geschichte: Es war der ärgste Peiniger ihres Vaters, Walter Morstadt (inzwischen Immobilienmakler und Vorsitzender des Haus- und Grundbesitzervereins Villingen), der bei einer zufälligen Begegnung Anfang der 1970er Jahre Ida Schifferdecker bestätigte, dass sie natürlich aus politischen Gründen und als Tochter des Gewerkschaftssekretärs Schifferdecker entlassen worden sei und *„weil Sie deshalb für uns nicht tragbar waren.“*⁷² Schriftlich wollte er ihr die Aussage jedoch nicht geben.

Neubeginn in Villingen

Kann man von einem Neubeginn in der Stadt Villingen sprechen, der Täter, Mitläufer und Opfer ins Gespräch kommen ließ und Formen des Gedenkens hervorbrachte?

Die Opfer des Nationalsozialismus hatten es schwer, ihre nun gesetzlich garantierten Ansprüche durchzusetzen. Oft war es mühsam, das erfahrene Leid mit den nüchternen Gesetzestexten in Einklang zu bringen, allzu oft sprachen Richter im Namen des Volkes Recht, die es wenige Jahre zuvor im Namen des nationalsozialistischen Staates ebenso getan hatten.

Ida Schifferdeckers Fall ist nur einer unter Tausenden. Es waren Verfahren, die sich über viele Jahre hinzogen, für die Opfer eine quälend lange Zeit, die Urteile oftmals ernüchternd.

Ähnlich erging es auch Villingen Juden, die noch auswandern konnten und nun aus ihrer neuen Heimat für sich selbst oder als Erben in der Zwischenzeit verstorbener Familienangehöriger oder auch im Namen ermordeter Verwandter Ansprüche auf Entschädigung für entzogene Vermögenswerte und für die Vernichtung der beruflichen Existenz erhoben. MICHAEL BLOCH, ehemals Kaufmann in Villingen, gelang noch kurz vor Kriegsbeginn mit seiner Tochter und deren Ehemann die Flucht in die Schweiz. Die wertvolle Wohnungseinrichtung, zur Mitnahme verpackt, wurde im letzten Augenblick von der Gestapo beschlagnahmt, eingelagert und einige Zeit später öffentlich versteigert. 1951 kam Michael Bloch nach Villingen zurück, um nach seinem Eigentum zu schauen. Er hatte, so steht es in den Restitutionsakten, *„einige Sachen ausfindig gemacht und zurückgeholt, sich dabei mit den Strengerer [Familie Strengert hat kurz vor Blochs Auswanderung das Grundstück erworben] privat verglichen, aber in dem Verhältnis zu dem, was verloren ging, kann das gar nicht ins Gewicht fallen.“*⁷³ Auch mit der Stadt Villingen, die ja eine Reihe von Gegenständen aus seinem Besitz vorab erworben hatte, einigte sich Michael Bloch. Für zwei antike Möbel bezahlte die Stadt 200 DM, weitere Gegenstände wurden zurückgegeben.⁷⁴

Michael Bloch starb am 5. Juli 1953 in New York. Vielleicht war er in den wenigen Tagen seines Aufenthaltes in der Stadt Nachbarn begegnet, die dabei standen, als er 1939 ohne Hausrat abreisen musste. Vielleicht erfuhr er auch, dass unter den etwa 400 Personen, die sich an der zweitägigen Versteigerung seines Besitzes beteiligt hatten, ehemals gute Bekannte waren. Wir wissen es nicht.

Wenig verwunderlich ist jedoch, dass viele ehemalige Funktionäre und Aktivisten der NSDAP in Villingen – nun nicht mehr in Uniform – ihrer Tätigkeit bei der Stadtverwaltung oder in ihren zivilen Berufen nachgingen. Hin und wieder fiel einer der ehemals bekannten und gefürchteten Parteigenossen in der Öffentlichkeit auf. So fragte der CDU-Stadtrat Heuft in einer Sitzung im April 1951 nach, *„ob der Stadtrat nicht seinerzeit beschlossen habe, dass der frühere SS-Mann Bucherer Stadtverweis haben soll. Bucherer laufe jetzt wieder herausfordernd in der Stadt herum.“*⁷⁵

1953 kam der ehemalige Bürgermeister und NS-Kreisleiter Hermann



Ehrgäste bei der
Wiedereröffnung des
Kneippbades 1979:
Verwaltungsdirektor a. D.
Hermann Riedel,
Bürgermeister a. D.
Hermann Schneider,
Alt-Bürgermeister
Severin Kern (von links).

Foto: Südkurier vom 5. Juni 1979.

Schneider nach Villingen zurück. Ratschreiber Riedel, unter Schneider zum Ersten Beigeordneten aufgestiegen, hatte in dessen Spruchkammerverfahren 1948 bescheinigt: „Die Stadt ist ihm heute zu Dank verpflichtet“ und „Schneider kann zu jeder Stunde wieder zurück nach Villingen kommen.“⁷⁶ Ob das jeder Villingener und jede Villingerin genau so sahen? Jene bestimmt nicht, die in den 1930er Jahren von NS-Kreisleiter Schneider angezeigt und zu Haftstrafen verurteilt worden waren.⁷⁷

Zusammen mit Dr. Karl Haushalter, einem ehemaligen Parteigenossen und Leiter des Amtes für Volksgesundheit der NSDAP, gründete Schneider einen „Bautechnischen Dienst“. Im Laufe der nächsten Jahre entwickelte sich daraus eine „Wohn- und Gewerbebau-Gesellschaft“, die sich auf Beratung, Planung, Finanzierung und Erstellung von Eigenheimen, Wohnungen und Industriebauten spezialisierte. Schneiders Maßnahmen als NS-Kreisleiter (ab 1937 dann in Mannheim), die Verantwortung, die er für die Gewalttaten seiner ihm untergeordneten Funktionäre hatte, spielten für Riedels Ansicht 1948 wohl keine Rolle – und er war mit dieser Meinung sicherlich nicht allein. Hermann Schneider war in diesem Verfahren immerhin als „Hauptschuldiger“ eingeordnet worden. Handelt es sich bei Riedel um Erinnerungsverweigerung oder um eine grundsätzlich selektive Geschichtsbetrachtung, die nur die Aspekte für eine Beurteilung zulässt, die in ein schon vorgefertigtes Bild passen?

Auch Zeitungsredakteure sind nicht frei von selektiver Geschichtsbetrachtung. Es muss ja nichts Falsches berichtet werden. So wird in einem Südkurier-Artikel vom 5. Juni 1979 über die Wiedereröffnung des Villingener Kneippbades durch den Oberbürgermeister Gebauer berichtet.

Als Ehrengäste konnte das Stadtoberhaupt an diesem Vormittag den ehemaligen Villingener Bürgermeister Schneider begrüßen, der vor 45 Jahren das Bad der Bevölkerung zum ersten Mal hatte übergeben können. Daneben waren der Ehrenbürger Severin Kern und Verwaltungsdirektor a. D. Riedel an diesem Vormittag ins Kneippbad hinausgekommen“⁷⁸

so der Redakteur. Im Erläuterungstext des Fotos werden Schneider und Riedel als „*Veteranen der Villingener Kommunalpolitik*“ bezeichnet. In dieser Form werden Informationen ihres historischen Kontextes beraubt und zeitlich beliebig eingeordnet. Hinweise auf den Nationalsozialismus in Villingen („*vor 45 Jahren*“) oder NS-Bürgermeister Schneider („*Veteran*“ Schneider) wären möglich und für den Leser wichtige Informationen. Das war aber wohl nicht erwünscht.

Diese Verweigerungshaltung betraf auch den Umgang mit den aus der Stadt vertriebenen jüdischen Bürgern. Für deren Schicksal gab es über Jahrzehnte hinweg keine öffentliche Gedenkstätte, keine öffentliche Erinnerung. Kein Oberbürgermeister, auch nicht der Gemeinderat oder die Parteien haben sich darum gekümmert. Ein Mitarbeiter des Stadtarchivs, RUDOLF JANKE, beschäftigte sich in seiner Freizeit mit der Geschichte des Judentums und auch im Besonderen mit der ehemaligen jüdischen Gemeinde Villingens. Eine Gedächtnistafel, so sein Wunsch, sollte an ihr Schicksal erinnern. Ein Brief an den damaligen Villingener Oberbürgermeister Severin Kern (von 1950 bis 1972) im April 1969 blieb unbeantwortet.⁷⁹ Sein Vorgesetzter im Stadtarchiv versuchte weitere Aktivitäten zu bremsen.

Es vergingen 10 Jahre, bis auf Rudolf Jankes beharrliches Drängen unter dem neuen Oberbürgermeister Gerhard Gebauer eine Gedenktafel in der Gerberstraße angebracht wurde. Jedoch nicht an dem Haus mit der Nummer 33, in dem sich der zerstörte Betsaal der jüdischen Gemeinde befunden hatte, sondern einige Meter davon entfernt an einer Mauer neben der evangelischen Johannis-kirche. Die Hausbesitzer haben die Anbringung der Tafel verwehrt, weil sie eine „*Wertminderung und Hindernisse bei einem möglichen Verkauf des Anwesens*“⁸⁰ befürchteten.

Aber dennoch: Seit 1978 findet jedes Jahr am 9. November am Ort der Tafel eine Gedenkveranstaltung statt, zu der die evangelische Kirche und die Stadtverwaltung einlädt.



Gedenktafel
in der
Gerberstraße.
Foto:
Wolfgang Heitner.

Es war der Künstler GUNTER DEMNIG, der seit Mitte der 1990er Jahre „Stolpersteine“ im öffentlichen Raum verlegt, so dass in individueller Form der Opfer des Nationalsozialismus (Juden, Sinti und Roma, Opfer der sogenannten Euthanasie und anderer) gedacht werden kann. Die Steine werden vor den Häusern verlegt, in denen die Opfer zuletzt und selbst gewählt gewohnt haben. Auf einem eingelassenen Messingtäfelchen sind Namen und Schicksal verzeichnet.

Den Opfern ihren Namen zurückgeben und zu zeigen, dass sie „unter uns“ gelebt haben, war auch die Intension einer Initiative vor allem von Geistlichen beider Konfessionen, um auch in Villingen (und Schwenningen) „Stolpersteine“ zu verlegen. Ihr Vorschlag wurde sowohl 2004 als auch 2014 von der Mehrheit des Gemeinderats (ausschlaggebend waren dabei die Stimmen der CDU-Fraktion und der Freien Wähler) abgelehnt. Diese individuelle, in den Straßen der Stadt sichtbare Form des Erinnerns war offenbar nicht erwünscht. Auch weitere in den letzten Jahren vereinzelt errichtete Erinnerungszeichen oder Begegnungen mit Opfern und deren Verwandten wurden von Schülern und Lehrern, von Mitgliedern der Kirchengemeinden und einzelnen Personen der Stadtverwaltung initiiert, jedoch nicht von der Gesamtheit des Gemeinderats.

Ein Blick zurück macht deutlich, dass sehr viele Jahre vergingen, bis sich die gewählten Vertreter der Bürgerschaft der öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und dessen Opfern stellten. Aber dann in ihrer Mehrzahl wie es scheint eher widerwillig als offen. Die Mehrheit der Bevölkerung war in der Nachkriegszeit mit sich selbst beschäftigt, mit der materiellen Sicherung des Lebens, dem eigenen Fortkommen. Eine Auseinandersetzung mit den 12 Jahren Hitler-Regierung war nicht gewollt. Diese hätte sie vielleicht gezwungen, sich ihrem eigenen Beitrag und Verhalten zu stellen, womöglich ihrer Begeisterung für den Führer, die Partei und deren Zielsetzungen und Maßnahmen. Der Wunsch, endlich einen Schlussstrich unter dieses „Stück Geschichte“ zu ziehen, war allgegenwärtig. Wagten es manche Opfer, sich öffentlich zu äußern, wurden sie eher als Störenfriede betrachtet denn als Menschen mit berechtigten Forderungen nach Wiedergutmachung ihres erfahrenen Leids.

Es waren einzelne Bürgerinnen und Bürger der Stadt, häufig Mitglieder der Kirchengemeinden oder einzelne Zeitungsredakteure, die das Schweigen durchbrachen und über das Schicksal der im NS-Staat Verfolgten und geschädigten Mitbewohnern öffentlich berichteten.

Autor

WOLFGANG HEITNER

Geboren 1948, Oberstudienrat i. R.,
ehemaliger Lehrer für Geschichte und
Deutsch am Gymnasium am Romäusring
in Villingen-Schwenningen.

Wolfgang Heitner
Lärchenstraße 17
78050 Villingen-Schwenningen
familie.heitner@t-online.de

Anmerkungen

Benutzt wurden folgende Archive:
Stadtarchiv Villingen-Schwenningen,
Staatsarchiv Freiburg und General-
landesarchiv Karlsruhe.

- 1 *Villinger Volksblatt* vom 11. Juli 1934.
- 2 HERMANN RIEDEL: Villingen 1945. Bericht aus einer schweren Zeit. Müller Offset Druck, Villingen 1968 (Seite 2).
- 3 HEINER FLAIG: Villingen. Zeitgeschehen in Bildern 1928–1950. Verlag Revellio. Villingen-Schwenningen 1978 (Seite 123).
- 4 RIEDEL (Seite 11).
- 5 RIEDEL (Seite 4).
- 6 SABA (Schwarzwälder Apparate-Bau-Anstalt) produzierte für die Wehrmacht unter anderem Funkgeräte, Feldtelefone und Bordsprechanlagen. HANS BRUNNER-SCHWER und PETER ZUDICK: SABA. Bilanz einer Aufgabe. Vom Aufstieg und Niedergang eines Familienunternehmens. Elster Verlag, Moos und Baden-Baden 1990 (Seite 99). – Kienzle-Apparate AG war als Zulieferer an zentralen Rüstungsprojekten der deutschen Luftwaffe beteiligt. – ARMIN MÜLLER: Kienzle. Ein deutsches Industrieunternehmen im 20. Jahrhundert. Franz Steiner Verlag. 2. Auflage. Stuttgart 2014 (Seite 49).
- 7 RIEDEL (Seite 6).
- 8 RIEDEL (Seite 6 und ab 156).
- 9 RIEDEL (ab Seite 16). Mutige Villingen Bürger schafften die bereitgestellten Sprengstoffkisten beiseite und verstopften die Zündlöcher mit Sand.
- 10 RIEDEL (Seite 38).
- 11 Über die militärische Lage in und um Villingen in den letzten Kriegstagen gibt HERMANN RIEDEL in dem zitierten Buch ausführlich und faktenreich Auskunft.
- 12 Zum Beispiel Kreisschulrat Heinrich Koch, der noch am Abend des 19. April eine „Durchhalterede“ hielt (RIEDEL, Seite 27). Und Ortsgruppenleiter Karl Reichert, der mit einer Baumsäge bewaffnet noch Panzersperren errichten wollte (RIEDEL, Seite 45).
- 13 RIEDEL (Seite 33).
- 14 RIEDEL (Seite 33).
- 15 Karl Berckmüller, langjähriges Mitglied der NSDAP, „alter Kämpfer“ und Leiter der badischen Gestapo bis 1937, war seit dem 4. Oktober 1937 Bürgermeister der Stadt. Im März 1940 wurde er zur Luftwaffe eingezogen. Hermann Riedel erledigte die Amtsgeschäfte seit dieser Zeit weitgehend eigenständig.
- 16 RIEDEL (Seite 58).
- 17 RIEDEL (ab Seite 36).
- 18 RIEDEL (Seite 109).
- 19 Siehe 15.
- 20 In einer Art Rochade wurde Hermann Schneider als hauptamtlicher Kreisleiter der NSDAP nach Mannheim versetzt, wo Berckmüller für kurze Zeit Hafendirektor war.
- 21 Fragebogen des Gouvernement Militaire en Allemagne. Quelle: Staatsarchiv Freiburg (D 180/2, Nr. 75592).
- 22 Personalakte Karl Berckmüller. Quelle: Stadtarchiv (Abt. 1.17, Schreiben vom 4.3.1940).
- 23 So wurden Wilhelm Schifferdecker (Gewerkschaftssekretär), Josef Heid (Landtagsabgeordneter der SPD) und Ludwig Uebler (Leiter des Arbeitsamtes) auf Drängen der NSDAP in „Schutzhaft“ genommen. Quelle: Staatsarchiv Freiburg (Best. LK Konstanz, Nr. 7188). – Auch Mitglieder des Zentrums und bekennende Katholiken wurden schikaniert, angezeigt und in Haft genommen. Siehe EKKEHARD HAUSEN / HARTMUT DANNECK: „Antifaschist verzage nicht ...!“

- Widerstand und Verfolgung in Schwenningen und Villingen 1933 – 1945. Neckar-Verlag. Villingen-Schwenningen 1990 (ab Seite 140).
- 24 HEINZ LÖRCHER: Zusammenleben von Juden und Nicht-Juden in Villingen nach 1862. In: Villingen im Wandel der Zeit. Jahresheft des Geschichts- und Heimatvereins Villingen. Band 36 (2013), Seite 67.
- 25 Stadtarchiv (Best. 2.2. Nr. 5212, Schreiben vom 6.10.1941).
- 26 Siehe 25.
- 27 Siehe 25 (Schreiben vom 16.10.1941).
- 28 Siehe 25 (Schreiben vom 31.10.1941).
- 29 Siehe 25 (Mitteilung Revellios vom 15.2.1942).
- 30 Vernehmungsprotokoll der Spruchkammer vom 16.12.1948 (Staatsarchiv, D 180/2, Nr. 75592).
- 31 Stadtarchiv (Best. 2.2. Nr. 2087).
- 32 Siehe 30 (Fragebogen vom 16.5.1946).
- 33 Siehe 30 (Bescheid der Reinigungskommission).
- 34 Personalakte Riedel (Stadtarchiv Best. 1.17).
- 35 RIEDEL (Seite 41). Seine Wiedereinstellung erfolgte am 1.12.1945. In dieser Funktion war er bis zu seiner Pension im Jahr 1961 tätig.
- 36 So lautet der Titel einer Buchreihe von WOLFGANG PROSKE.
- 37 JÜRGEN WOLFER: Ein hartes Stück Zeitgeschichte: Kriegsende und französische Besatzungszeit im mittleren Schwarzwald. Zwischen „Werwölfen“, „Kränzlemännern“ und „schamlosen Weibern“. Studien zur Zeitgeschichte, Band 83. Verlag Dr. Kova. Hamburg 2012. – Hier verwendete Quelle: Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät der Albert-Ludwig-Universität Freiburg im Breisgau (Seite 372).
- 38 WOLFER (Dissertation Seite 354).
- 39 Siehe 38.
- 40 Siehe 38.
- 41 *Südkurier* vom 7. Juni 1945: Villingen und Schwarzwald – Politische Polizei in Villingen (Quelle: WOLFER, Dissertation Seite 358).
- 42 REINHARD GROHNERT: Die Entnazifizierung in Baden 1945 – 1949. Kohlhammer-Verlag. Stuttgart 1991 (Seite 59).
- 43 GROHNERT (ab Seite 59).
- 44 GROHNERT (ab Seite 62).
- 45 Mitteilungen der Militärregierung vom 18.8.1945 (Nr. 1) bis 31.12.1945 (Nr. 12). Quelle: Stadtarchiv (Zs Amt 20).
- 46 Mitteilungen der Militärregierung vom 18.8.1945 (Nr. 1). Stadtarchiv (Best. 2.16.).
- 47 RIEDEL (Seite 92).
- 48 Stadtarchiv (Best. 2.2. Nr. 2087).
- 49 Zu diesen Personen siehe Seite 93.
- 50 RIEDEL (Seite 92).
- 51 Die Amtsblätter der Landesverwaltung Baden – Französisches Besatzungsgebiet – sind abgedruckt im Jahresband 1947 des Badischen Gesetz- und Verordnungsblattes (Nr. 1 bis 20). Fundstelle: Badische Landesbibliothek Karlsruhe (<https://digital.blb-karlsruhe.de/blbihd/periodical/pageview/895559>). – Dort sind alle Badischen Gesetz- und Verordnungsblätter von 1803 bis 1952 online abrufbar.
- 52 Stadtarchiv (Best. 2.2. Nr. 2089).
- 53 WOLFER (Dissertation Seite 379).
- 54 Landesverordnung über die Befreiung vom Nationalsozialismus und Militarismus vom 29. März 1947 (Amtsblatt der Landesverwaltung Baden – Französisches Besatzungsgebiet – vom 15. April 1947, Seite 69–76). Fundstelle: Badische Landesbibliothek Karlsruhe (<https://digital.blb-karlsruhe.de/blbihd/periodical/pageview/895743>)

- und Staatsarchiv (Best. C 48, Nr. 168).
- 55 Landesverordnung (Anmerkung 54) und Staatsarchiv (Best. C1/1, Nr. 63).
- 56 Die genaue Anzahl lässt sich nur schätzen; der Autor hat etwa 150 Spruchkammerakten im Stadtarchiv Villingen, Staatsarchiv Freiburg und Generallandesarchiv Karlsruhe untersucht.
- 57 Weitere Informationen zu den erwähnten Personen siehe bei WOLFGANG HEITNER: *Nutznießer und Täter – Villingen in der Zeit des Nationalsozialismus*. In: *Schriften der Baar*. Band 60 (2017), Seiten 69–88.
- 58 ULRICH HERBERT: *Arbeit, Volkstum, Weltanschauung. Über Fremde und Deutsche im 20. Jahrhundert*. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1995 (ab Seite 195) und GROHNERT (ab Seite 215).
- 59 PETER REICHEL: *Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur in Politik und Justiz*. Verlag C.H. Beck, München 2001 (ab Seite 34).
- 60 REICHEL (Seite 32).
- 61 Gesetz zur einheitlichen Beendigung der politischen Säuberung vom 13. Juli 1953 (Gesetzblatt Baden-Württemberg 1953, Seite 91). – Staatsarchiv (Best. C 48/1, Nr. 5).
- 62 WOLFER (Dissertation Seite 397, Anmerkung 1673).
- 63 Mitteilungen der Militärregierung vom 31.12.1945 (Stadtarchiv, Best. 2.16.).
- 64 Siehe 63 (Mitteilungen vom 17.11.1945).
- 65 Stadtarchiv (Best. 2.42.2. Nr. 9).
- 66 Siehe 65.
- 67 Wilhelm Schifferdecker (Staatsarchiv D 180/2, Nr. 158480) und Ida Schifferdecker (Staatsarchiv F 196/1, Nr. 11525). – Gespräch am 13. und 15.12.2016 mit Ida Marie Madlenski, geb. Schifferdecker, über ihren Großvater und ihre Mutter.
- 68 Schreiben Wilhelm Schifferdeckers an Gouvernement Militaire Bade, 2.4.1946 (Staatsarchiv D 180/2 Nr. 158480, Akte Walter Morstadt).
- 69 Laut Protokoll des Ermittlungsausschusses Landkreis Villingen vom 1.8.1946 war „*Morstadt [...] von 1930–1934 aktiver Kämpfer und einer der gemeinsten und schmutzigsten Erscheinungen. Er hat laut anliegenden Berichten Demokraten überfallen und war an Geschäftsschließungen maßgeblich beteiligt. [...] Morstadt war vor 1933 einer der aktivsten Kämpfer.*“ Parteigenosse (Pg.) seit 1930, Mitglieds-Nr. 333801. Nach Urteil der 8. Spruchkammer, Abteilung des Landes Baden, vom 26.7.1948 ist Morstadt ein „Minderbelasteter“ (Staatsarchiv D 180/2 Nr. 158480).
- 70 Staatsarchiv (F 166/3 Nr. 7995).
- 71 Siehe 70.
- 72 Siehe 70.
- 73 Staatsarchiv (F 166/3 Nr. 3323).
- 74 MICHAEL HÜTT: „*Neu bemalt blau-rot*“. *Geraubtes jüdisches Eigentum in der Villingener Altertümersammlung*. Jahresheft des Geschichts- und Heimatvereins Villingen. Band 34 (2001), Seite 68–70.
- 75 Staatsarchiv (Best. 2.2. Nr. 2086).
- 76 Generallandesarchiv Karlsruhe (Signatur 465 f. Nr. 1807, Aussage Hermann Riedel).
- 77 Unter anderem Josef Hog (siehe 76) oder die Bäckersfrau Haas (Stadtarchiv Best. 1.16. Nr. 7574).
- 78 *Südkurier* vom 5. Juni 1979.
- 79 *Südkurier* vom 9. Juli 2010.
- 80 Siehe 79.

Im Zeichen eines mutigen Aufbruchsgeistes: *Donaueschingers Musik* Mitte des 20. Jahrhunderts

von HUGO SIEFERT

Mit dem folgenden Aufsatz sind die in den *Schriften der Baar* erschienenen Betrachtungen zu einer „Donaueschinger Musik“ abgeschlossen.¹

Der Donaueschinger *Sacre* und zwei Mozart-Jubiläen

Anfang Oktober 1956, also außerhalb der Musiktage, sprach im Fürstenberg-Gymnasium der Meßkircher Komponist und Musiklehrer Ludwig Fischer-Schwaner² mit Tonbeispielen über *Musik in der Stunde unserer Zeit*, die Strömungen der zeitgenössischen Tonkunst analysierend und die „Bedeutung der Musik für das Menschsein“ hervorhebend. Auf diese Weise vertiefte er das, was Paul Hindemith 1928 speziell für Donaueschingen, jener „*Stätte ernstester und selbstloser Arbeit*“, festgestellt hatte: dass es ihre wichtigste Aufgabe sei, „*weiteste Kreise unseres Volkes zur neuen Musik zu erziehen*“.³

Am Vormittag des 21. Oktober 1956 sang der Kirchenchor der Stadtkirche Sankt Johann im Levitierten Hochamt Wolfgang Amadeus Mozarts *Missa brevis* in d-Moll, am Nachmittag gab es gleichsam im Kontrast dazu Igor Strawinskys *Le Sacre du Printemps*. Hatte 1913 die Pariser Uraufführung des *Frühlingsopfers* zu einer berühmten Saalschlacht geführt, nahm in Donaueschingen ein sichtlich belastungsfähigeres Publikum die Raumklangmusik positiv auf. Es folgte aufmerksam dem Schlagzeug als vierter selbstständiger Klanggruppe – neben den Streichern, den Holz- und den Blechbläsern – und sah zu, wie das SWF Sinfonieorchester unter Hans Rosbaud das knapp halbstündige monumentale und technisch schwierige Werk meisterte. Glaubt man indes Musikkennern, dann hinterlässt die 1993er RCA-Einspielung durch das Chicago Symphony Orchestra mit Seiji Ozawa einen ähnlich nachhaltigen Eindruck.

In der Konzertpause wusste ein Zuhörer, für Claude Debussy sei der „*Sacre*“ ein „*massacre*“ gewesen und der Trickfilmzeichner Walt Disney habe zunächst „*soccer*“, das heißt „Fußball“, verstanden, als er 1940 zusammen mit dem Tonmagier Leopold Stokowski und seinem Philadelphia Orchestra am Filmprojekt *Fantasia* arbeitete, dem das Werk als Soundtrack unterlegt wurde. Zudem habe der Schweizer Dirigent Ernest Ansermet – er hatte die Pariser Uraufführung geleitet – in den *Gesprächen über Musik* stolz bekannt, die Originalpartitur des *Sacre* zu besitzen.

Nun müsste Walt Disney der mutmaßliche Hörfehler ebenso nachgesehen werden wie demjenigen, der das Foto mit „*Mr. Cage am reparierten Flügel*“,



Donaueschinger Musiktage 1954: „Mr. Cage am reparierten Flügel“.

Sammlung Willy Prager I. Aus: Landesarchiv Baden-Württemberg, Abteilung Staatsarchiv Freiburg (W 134 Nr. 039531b).

17. Oktober 1954, *Donaueschingen*“ unterschrieben hatte. Der gerne mit Zufallsmusik experimentierende Komponist John Cage hatte jedoch das Piano nicht „repariert“, sondern mit Handwerkszeug „präpariert“ und so die Grenzen zwischen Kunst und Natur aufzuheben versucht.

Nochmals zu den Musiktagen: Dort passten etwa Walt Disneys Irrtum, das zuvor aufgeführte sinfonische Stück *Rugby* von Arthur Honegger und entfernt das nachmittägliche Fußballspiel DJK Donaueschingen – FC Aasen (1:0) zusammen, um *Ballsport und Musik* als ein Motto dieses Musikfestes zu wählen.

Wie gesagt, ein Motto! Denn Heinrich Strobel, der engagierte und couragierte Wiedererwecker der Musiktage und Schöpfer des Pausenzeichens des Südwestfunks Baden-Baden (mit den ersten Takten von Mozarts *Bald prangt, den Morgen zu verkünden* nach dem Gesang der drei Knaben im zweiten Akt der *Zauberflöte*), wollte im Oktober 1956 Wolfgang Amadeus Mozart zum 200. Geburtstag gratulieren. Er drehte jedoch den traditionellen Festlichkeiten – in der Stadthalle hatte bereits am 8. Januar eine Mozartfeier stattgefunden – eine Nase und wollte „das verklebte zweite Auge der einäugigen Muse (falls vorhanden) ein wenig aufreißen“⁴. Ergebnis: die Uraufführung eines *Divertimento für Mozart. 12 Aspekte der Arie „Ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno sich“*.

Donaueschinger Musiktage 1955:

Giselher Klebe auf dem Podium.

Sammlung Willy Pragher I. Aus: Landesarchiv Baden-Württemberg, Abteilung Staatsarchiv Freiburg (W 134 Nr. 041624).

Der Herausforderung für das Dutzend der noch nicht vierzigjährigen Komponisten stellte sich auch Giselher Klebe, der das aufgeschlossene Donaueschinger Publikum sechs Jahre zuvor mit der Vertonung von Paul Klees *Zwitscher-Maschine*, die den Gesang der wie Noten auf einer Tonleiter aufgereihten Maschinenvögel ankurbelt, konfrontiert hatte. Aber mutierten die mechanischen nicht sehr viel später zu elektronischen Tirilierern und landeten in einem selbst von Präsidenten genutzten Kurznachrichtendienst *Twitter*?

Bei den Donaueschinger Musiktagen 2006 suchte man ein Gedenken an Mozarts 250. Geburtstag vergebens. Im Freiburger Konzerthaus dagegen feierte am 25. Juni das SWR Sinfonieorchester Baden-Baden und Freiburg mit einer *Hommage à Mozart* den großen Wiener Klassiker mit dessen Werken. Und mit Arbeiten zweier auch an der Donauquelle guter Bekannter: eines alten, Hans Werner Henze (79), und eines jungen, Jörg Widmann (33), der zuvor ein vergnügt lauschendes und festlich gestimmtes Publikum in das Konzert eingeführt hatte.



Ein Amerikaner mit Randener Wurzeln und zwei Päpste – Der Rest ist Schweigen

Am Donauursprung in den Fünfzigern waren außerhalb der Musiktage die klassische Kunstmusik und die leichte Unterhaltungsmusik sowie der Jazz sowohl beim Festival als auch begleitend neben der zeitgenössischen Neuen Musik vertreten. *Orphée 53*, Pierre Schaeffers und Pierre Henrys *spectacle lyrique* mit einer *Musique concrète*, zum Beispiel erregte im Herbst 1953 beträchtliches Aufsehen. Nicht allein deshalb, weil das Stück ohne Partitur auskam, sondern weil instrumentale Klänge, Rezitative und wirklicher Gesang mit elektroakustisch am Mischpult produzierten Geräuschen und Tönen vermengt wurden.

Damals ahnte niemand, warum dadurch der Weg frei wurde für digitales Arbeiten und weshalb sein Schöpfer, der 2017 gestorbene Pierre Henry, der Urvater einer erst Ende der 1980er Jahre sich verbreitenden Musik- und Jugend-



Donaueschinger Musiktage 1961: György Ligeti in der Donaueschinger Stadthalle.

Sammlung Willy Prager I. Aus: Landesarchiv Baden-Württemberg, Abteilung Staatsarchiv Freiburg (W 134 Nr. 067784).

kultur werden würde – des Techno. Folgerichtig setzten sich im Oktober 2017 die Komponisten in Donaueschingen mit der „neuen digitalen Wirklichkeit“ auseinander, das hieß mit den „vielen *technischen Erweiterungen, die die Umwelt und uns selbst verändern*“.

Der Schwierigkeit, über Neue Musik und speziell über ihre Zukunft zu reden, ging der in Donaueschingen hochgeschätzte Ungar György Ligeti 1961 auf seine Weise aus dem Weg. Wenige Monate vor der epochalen Uraufführung seines Klangfarbenwerks

Atmosphères in Donaueschingen sagte er bei seinem „Vortrag“, zu dem er nach Alpbach eingeladen worden war, kein einziges Wort. „*Wer schweigt – verschweigt*“ stichelten die einen; andere witterten einen neuen Skandal.

Und während die *Musique concrète* schon einigermaßen etabliert schien, lagen die Anfänge der *konkreten poesie* mit Eugen Gomringers *konstellationen* im Jahr 1953. Sein Ideogramm *schweigen* sowie *pi* von Ernst Jandl (aus: *Laut und Luise*) hätten also Ligetis „Vortrag“ treffend illustriert, in einer Sprache – wie Gomringer selbst sagt – „*die vielleicht aus wenigen Wörtern besteht und mit diesen wenigen Wörtern dasteht*“.

Die im Sommer 1953 in der ehemaligen F. F. Reithalle an der Sennhofstraße mit der von Kurt Edelhagen geleiteten international renommierten Big Band auftretende Sängerin kannte man bisher nur als Schlager- und Tanzstar. Doch Caterina Valente entpuppte sich jetzt als eine brillante Jazz-Interpretin, die mit unglaublich langem Atem und fordernder Intonation eine eigene Ausdrucksart entwickelte und damit das Publikum in der Festhalle begeisterte. Aber weniger einen Deutschlehrer am Fürstenberg-Gymnasium, den der Gesang an den Ruf einer „röhrenden Hindin“ zu erinnern schien.

Bei den Musiktagen im Oktober 1954 standen das *Ebony Concerto* von Igor Strawinsky und Rolf Liebermanns *Concerto for Jazzband and Symphony Orchestra*, für den Musikkritiker Hans Heinz Stuckenschmidt⁵ die gelungenste Verbindung von Jazz und Kunstmusik, auf dem Programm. Obwohl in einen Hexenkessel der Synkopen und Gefühle versetzt, reagierten die meisten zustim-



Donaueschinger Musiktage 1954: Kurt Edelhagen spielt im Schloss des Fürsten zu Fürstenberg.

Sammlung Willy Pragher I. Aus: Landesarchiv Baden-Württemberg, Abteilung Staatsarchiv Freiburg (W 134 Nr. 039537e).

mend. Außer Max Rieple: Den Vorsitzenden der Donaueschinger *Gesellschaft der Musikfreunde*, Miterneuerer der Musiktage und in seiner Anekdotensammlung *Handkuß*⁶ scherzhaft „Brigach-Goethe“ Genannten, störten, wie er in seiner Miniatur *Zwischenspiel im Konzert* bekannte, die „Arroganz“ der Jazz-Musiker und besonders die „*quälenden, aufscheuchenden Geräusche*“ der Band.

Musik ist nicht, nach dem „*fast trinken-feierlichen*“ Wort des Komponisten in Richard Strauss‘ *Ariadne auf Naxos*, „*eine heilige Kunst*“, sondern eine mehr oder weniger angenehme Geräuschübung, über die sich belanglos und ergriffen reden lässt. Musik ist eine Sprache, die nicht gefällig sein darf. Man muss sie – Paul Hindemith und seinem 1959 erschienenen Buch *Komponist in seiner Welt* zufolge – „*erarbeiten*“ und sich mit ihrem Gehalt und ihrer Innovationskraft auseinandersetzen.

Etwa mit John Cages Bekenntnis: „*Mein bestes Stück, zumindest das, was ich am liebsten mag, ist das stille Stück*“⁷ (4‘33“ von 1952), mit Luigi Nonos Hölderlin-Streichquartett *Fragmente – Stille. An Diotima*. Oder mit Pierre Boulez‘ Satz in *Webern en 12 notes*⁸, Stille sei nicht die Aufhebung des Klangs, sondern eine andere Klangform. Alle drei können sich freilich auf Leopold Mozarts Satz berufen, dass „*jeder Ton mit der Stille*“ beginne und „*zur Stille*“ zurückkehre.

Wem vorerst der Zusammenhang von Schweigen und Musik nicht hinreichend belegt scheint, kann an den 22. November 1950 denken, als in Stuttgart das erste Fußball-Länderspiel der BRD nach dem Krieg stattfand, gegen die

Schweiz. „*Totenstille herrschte*“, schrieb das Sport-Magazin, „*im Rund der 115 000, die gesenkten Hauptes dastanden. Die ganzen schweren Ereignisse der letzten 15 Jahren zogen an uns vorbei.*“ Eine Schweigeminute ersetzte also das Abspielen der Nationalhymnen, wobei eine deutsche noch gar nicht existierte.

Wer weiß, ob Max Rieple damals etwas von Joachim Ernst Berendts schwach besuchtem Vortrag *Jazz als musikalische Aussage* im Gymnasium mitbekommen hatte. Der „Jazzpapst“ (ein Prädikat, das der Jazzschriftsteller gar nicht mochte) hätte sich den Jazzgegner, zu denen auch der (nach Werner Klüppelholz) „Papst der Musik“ und Schöpfer des Begriffs *Neue Musik* Theodor W. Adorno gehörte, vorgeknöpft. Adorno hätte den Snobismus und die grundlose Ablehnung der neuen Musikrichtung („*zeitgebundene Entartung*“) durch die „gute Gesellschaft“ geißelt und dem Satz widersprochen, Jazz habe mit Kunst so wenig zu tun wie ein Krimi mit Thomas Manns Roman *Doktor Faustus*. Hier wird übrigens die Uraufführung von Adrian Leverkühns *Gesta Romanorum* beim „ersten Musikfest zu Donaueschingen“ erwähnt, wo also der Hauptfigur, die außer Musik alles Mögliche studiert hat, ein bleibendes Denkmal gesetzt wird.

Höhepunkt des Jahres 1954 war am 1. Juli die Hochzeit der zwanzigjährigen Prinzessin Sophie Antoinette („Netti“) zu Fürstenberg mit dem zehn Jahre älteren Philipp Graf von Berckheim. Zwei Jahre zuvor waren Netti und ihr Vater Prinz Max mit dem Komponisten Goffredo Petrassi auf den Musiktagen zusammengetroffen, aufgenommen von *I[hrer] K[öniglichen] H[oheit] Prinzes-*



Donaueschinger Musiktage 1956: Pierre Boulez gibt Max Rieple ein Autogramm.

Sammlung Willy Prager I. Aus: Landesarchiv Baden-Württemberg, Abteilung Staatsarchiv Freiburg (W 134 Nr. 045726a).



„Netti“ im Gespräch (1952). Aus: BADEN 6 (1954)⁹. Repro: Hugo Siefert.

sin Konstantin von Bayern, Konstantin Prinz von Bayerns Ex-Frau und seit 1950 bürgerlich Maria Hess. Wie man sieht, gehörte Rauchen in der Öffentlichkeit damals zum guten Ton und war so große Mode und Kult wie das Tragen von Hüten.

1957 war ein weiteres Mal *Jazztime*. Mit Friedrich Gulda, dem *Modern Jazz Quartet*, einer vom US-Informationdienst organisierten Ausstellung *jazz in usa* sowie mit dem seit April als Nachfolger von Kurt Edelhagen das Südwestfunk-Tanzorchester in Baden-Baden leitenden 42-jährigen Eddie Sauter. Dieser spielte mit seiner *Eddie Sauter SWF Big Band* das Henry Miller, Autor des Romans *Tropic of Cancer* = *Wendekreis des Krebses*, gewidmete Perkussionsstück *Tropic of Kommingen*.

Der Komponist wollte damit an das heute zu Blumberg gehörende Kommingen, die Heimat seines Großvaters, erinnern,¹⁰ und im selben Jahr inspirierte ihn erneut das Randendorf, nämlich zu *Dancing in Sauterland*, in dessen SWF-Studio-Aufnahme Eddies mutmaßlicher Verwandter Kurt Sauter die Basstrompete blies.

Eddie Sauter, dem langaufgeschossenen, schlaksig wirkenden Mann – musikalisch nicht in den Harlemer Kellerbars, sondern in der Musikakademie und im Studio zu Hause und für manche der „Ravel des Jazz“ – ging eine Zeitlang das Wort des berühmten Bandleaders Stan Kenton voraus, er habe „*schon vor vielen Jahren die Musik geschrieben, um die wir anderen uns heute bemühen.*“

In Sauters übrigem Musizieren fand zur selben Zeit Joachim Ernst Berendtgär bemerkenswerte rhythmische und melodische Anklänge an die moderne



Donaueschinger Musiktage 1957: Schlagzeuggruppe Eddie Sauter mit Chr. Carros in der Stadthalle. Sammlung Willy Prager I. Aus: Landesarchiv Baden-Württemberg, Abteilung Staatsarchiv Freiburg (W 134 Nr. 050068c).

Sinfonik „*eines Strawinsky und Hindemith*“ (also zweier „Donaueschinger“), von denen der Erstere gerade aus Zürich angereist war.

Er dirigierte mit beherrschter Gestik so gespannt wie behutsam – vorab die Hauptprobe vor Schülern des Fürstenberg-Gymnasiums – die deutsche Erstaufführung seines Balletts *Agon*, jene Suite für zwölf Tänzer ohne eine bestimmte Handlung und ohne Pantomime. Wer, wenn nicht Strawinsky als dirigierender Komponist, hätte „analytischer“ seinen *Wettkampf* interpretieren können, den die Sowjetunion zwei Wochen zuvor mit dem Schuss des *Sputniks* ins Weltall gegen die USA – so schien es wenigstens – gewonnen hatte?

Ein unerhörter Vorfall

Am Tag darauf kam es zu einem Eklat, freilich ohne Dimension der skandalösen Uraufführung in Paris im Jahr 1913. Kaum waren Hans Werner Henzes *Nachtstücke und Arien* angeklungen, verließen mit Pierre Boulez, Karlheinz Stockhausen und Luigi Nono die drei innovativsten Köpfe der Neuen Musik demonstrativ vor aller Augen den Saal. Den – legitim oder taktlos-anmaßend? – Protestierenden waren Henzes Stücke zu wenig seriell. Klare Dur-Klänge und kühne Harmonien, die auch Wilhelm Killmayer in seinen *Romanzen* zwei Jahre zuvor geboten hatte, passten nicht zu den kompositorischen Normen des avantgardistischen Trios.

Später stimmte jedoch einerseits der mit Hans Werner Henze befreundete Luigi Nono mit seiner Arnold Schönberg gewidmeten Oper *Intolleranza* 1960

ein hohes Lied auf die Duldsamkeit an, um andererseits etwas zum Thema *Stille & Schweigen* beizutragen. Er lehnt sich nämlich bewusst an Schönbergs Drama mit Musik *Die glückliche Hand* (1924) an. Dort agieren völlig stumm *Eine Frau* und *Ein Herr*, und die Vokalistinnen äußern sich anfangs mit „größter Lautstärke: *pianissimo*“.

Kann es nun sein, dass den Donaueschinger Veranstaltern der Jazz zu akademisch geraten war oder nicht den Ansprüchen der Neuen Tonkunst genügte? Jedenfalls trat bei den Musiktagen 1975 mit dem *Free-Jazz-Vibrafonisten* Gunter Hampel ein Musiker und Komponist auf, der mit seiner *Galaxie Dream Band* bewies, wie die Grenzen zwischen Neuer Musik und Jazz, zwischen Komposition und Improvisation folgerichtig überwunden werden können.

Vierzig Jahre danach mischten in der Baar-Metropole die *Brotäne Herdeplf* die regionale Blasmusikszene auf: Beim *SWR 4 Blechduell 2017* schrieben so die *Bratkartoffeln* ein neues, viel beklatschtes Kapitel *Musik in Donaueschingen*.

Dass zudem für viele Stadt und Musiktage identisch sind, beweist die Szene in Daniel Kehlmanns Romanverfilmung *Ich und Kaminski*, weil sich die (namenlosen) Komponistenzwilligen fragen, weshalb ihre „*sinfonische Suite in Donaueschingen nicht uraufgeführt*“ werden konnte, wo doch „*Boulez bereits zugesagt*“ hatte.

Nun wollten in den fünfziger Jahren die hiesigen Musikliebhaber weder die zu 90 Prozent den Markt beherrschende leichte, eher massentaugliche Unterhaltungsmusik noch die klassische Kunstmusik missen. 1956 waren zum Beispiel die Schlagerinterpretin und später im Klassikfach erfolgreiche Renate Holm neben Bully Buhlan, Gerhard Wendland und der rumänischen Geigerin Noucha Doina in einem *Bunten Nachmittag* auf der Stadthallenbühne zu erleben.

Nicht zu vergessen die Auftritte des Wiener Schubertbund-Chores und der Wiener Sängerknaben, von Erna Berger, Lore Wissmann und Wolfgang Windgassen: alle 1958. Das Stuttgarter Kammerorchester musizierte unter Karl Münchinger, wobei dem Publikum bei allen Darbietungen möglicherweise bewusst wurde, dass jede Musik ursprünglich einmal modern gewesen ist, oder mit anderen Worten: Moderne Musik hat es immer gegeben.

2021 – Hundert Jahre Musiktage

Von Anfang an spielte die Neue Musik als eine experimentierfreudige und manchmal sperrige Tonkunst eine große Rolle; und ohne die großzügige Förderung des Fürstenhauses war sie nicht denkbar. Den Prinzen zu Fürstenberg („Maxi“) und seine Frau Wilhelmine („Minzi“) pries, wie Christian Altgraf zu Salm aufdeckte, Hindemith und arrangierte die parodistische Militärmusik *Minimax* mit dem Armeemarsch *Hohenfürstenberger* und dem *Abend an der Donauquelle* sowie zwei Jahre danach die umstrittene „*dem Fürsten von Fürstenberg zugeeignete*“ *Kammermusik Nr. 1*.

Schließlich komponierten im Jahr 1959, das für viele Kenner und Liebhaber des Jazz das Schlüsseljahr des Modern Jazz war, Pierre Boulez (*Tombeau*),

Wolfgang Fortner (*Parerga*) und vor allem Igor Strawinsky mit dem knapp einminütigen *Epitaphium* (für das Grabmal des Prinzen Max Egon zu Fürstenberg) Werke anlässlich des Todes des Erbprinzen, des Ehrenprotektors der Musiktage.

Wird sich schließlich Donaueschingen am 100. Geburtstag der Musiktage in drei Jahren als Nummer eins der zeitgenössischen Musik weltweit behaupten? Wird sich dann jemand noch an Karlheinz Stockhausens Ärger über das „rote Loch“, das „antireligiöse Loch“¹¹ Donaueschingen (1974) erinnern? Und werden sich weiterhin risikofreudige und innovative Komponistinnen und Komponisten finden, die mit dem Schweizer Ballonfahrer Bertrand Piccard davon überzeugt sind, die „einzige Möglichkeit zu scheitern“, sei es, „nichts zu versuchen“?

Autor

HUGO SIEFERT

Oberstudiendirektor i. R., Jahrgang 1939. Zuletzt hat er die Sektion Geschichte der Schriften der Baar redaktionell betreut.

Hugo Siefert
Am Skibuckel 2
78628 Rottweil
fh.siefert@t-online.de

Anmerkungen

- 1 HUGO SIEFERT: Zu den Anfängen einer *Donaueschinger Musik*. In: *Schriften der Baar*. Band 59 (2016), Seite 45–52. Und HUGO SIEFERT: *Donaueschinger Musik* unterm Hakenkreuz bis Mitte der fünfziger Jahre. In: *Schriften der Baar*. Band 60 (2017), Seite 89–96.
- 2 Zur Biographie von Ludwig Fischer-Schwaner siehe ARMIN HEIM: „Menschsein durch Musik“ – Der Komponist und Musikpädagoge Ludwig Fischer-Schwaner 1899–1964. In: *Meßkircher Heimathefte* 6 (2000).
- 3 ANDRES BRINER: Musikwerkstatt Donaueschingen. Eine unveröffentlichte Eingabe Paul Hindemiths an die Stadt Baden-Baden. In: *Hindemith-Jahrbuch* 32 (2003).
- 4 Diese Formulierung Strobels zitiert ULRICH DIBELIUS in: *Moderne Musik 1945 – 1966*. München 1966 (Seite 251).
- 5 HANS HEINZ STUCKENSCHMIDT: Jazz in Europa. In: *jazz in usa – Eine Ausstellung des US-Informationsdienstes* (ohne Ort, ohne Jahr; 1955?).
- 6 ANNE RIEPLE (Hg.): *Der Handkuß und andere Anekdoten um Max Rieple*, erzählt von Mitbewohnern seiner Vaterstadt und von Freunden und Bekannten des Donaueschinger Dichters. Selbstverlag. Donaueschingen 1982.
- 7 RICHARD KOSTELANETZ: *John Cage im Gespräch – zu Musik, Kunst und geistigen Fragen unserer Zeit*. Köln 1989 (Seite 62).
- 8 „*Webern en 12 notes*“ zitiert ROLF URS RINGGER in: *Von Debussy bis Henze. Zur Musik unseres Jahrhunderts*. München 1986 (Seite 34).
- 9 BADEN – Monographie einer Landschaft. Südwestdeutsche Rundschau für Kultur, Wirtschaft und Verkehr. Verlag G. Braun. Karlsruhe 1954 (Heft 3, Seite 15).
- 10 So berichtet JOACHIM ERNST BERENDT in: *Ein Fenster aus Jazz. Essays, Portraits, Reflexionen*. Frankfurt am Main 1989 (Seite 195).
- 11 So Stockhausen zu seinem Biographen Michael Kurtz, zitiert nach JOSEF HÄUSLER: *Spiegel der Neuen Musik: Donaueschingen. Chronik, Tendenzen, Werkbesprechungen*. Kassel 1996 (Seite 307).

Prüf- und Technologiezentrum der Daimler AG in Immendingen

Natur und Kultur in der Region
mit zukunftsweisender Technik verbinden

VON LOTHAR ULSAMER

Bei einem Projekt, das im dicht besiedelten Baden-Württemberg über 500 Hektar Fläche einbezieht, kommt es natürlich darauf an, kulturelle Besonderheiten zu beachten, Natur- und Umweltschutz zu berücksichtigen sowie den Dialog mit der Bürgerschaft in Immendingen und in der gesamten Region zu suchen.

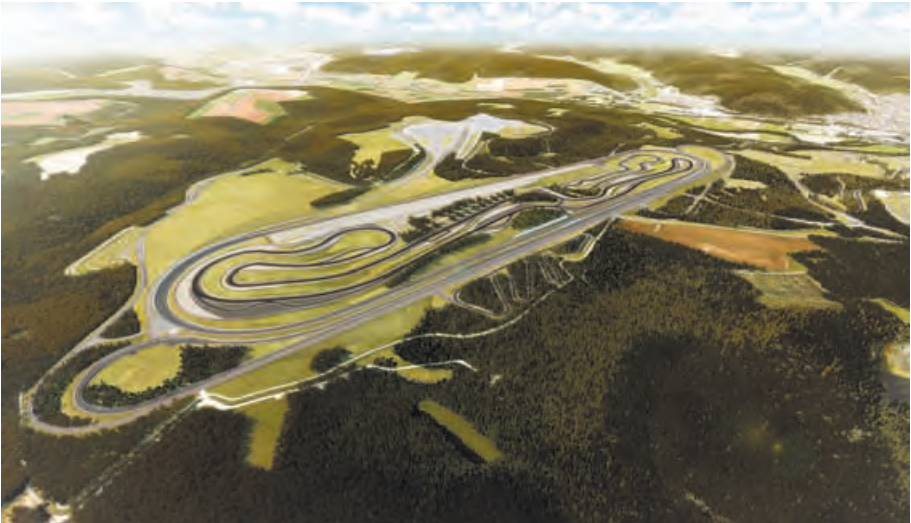
So war es der Daimler AG von Anfang an wichtig, die Planungen für das Prüf- und Technologiezentrum im Austausch mit den Bürgerinnen und Bürgern, den Vertretern der Naturschutzverbände und selbstredend mit der Kommune, den umliegenden Nachbargemeinden, dem Landratsamt Tuttlingen, dem Regionalverband Schwarzwald-Baar-Heuberg und dem Regierungspräsidium Freiburg zu präzisieren. Somit wurden zu Beginn auch keine fertigen Pläne vorgelegt, an die dann die Landschaft angepasst werden musste, sondern in einem gemeinsamen Prozess von Unternehmen und Öffentlichkeit wurden die konkreten technischen Anliegen der Daimler AG in eine umfassende Planung umgesetzt. Diesem Grundsatz folgend konnten die notwendigen Erdbewegungen halbiert und Herausforderungen wie eine Wildtierpassage gemeistert sowie der Stellenwert von Magerwiesen berücksichtigt werden. In gleicher Weise wurden die Wünsche der Anwohner nach Lärmschutz und einer möglichst geringen zusätzlichen Verkehrsbelastung in die Planungen einbezogen.

Zukunftsweisende Fahrzeugtechnologien entwickeln

Der Aufbau eines neuen Prüf- und Technologiezentrums in Immendingen an der Donau ist im Sinne von Nachhaltigkeit und Effizienzsteigerung besonders wichtig. Im Mittelpunkt stehen die Optimierung des Verbrennungsmotors und damit verbunden eine weitere Reduzierung der Emissionen, die Hybridisierung und letztendlich das Fahren mit Elektrofahrzeugen, sei es mit Batterie oder Brennstoffzelle. Gleiche Bedeutung kommt der Entwicklung und Erprobung innovativer Fahrzeuge mit Fahrerassistenz-Systemen zu – bis hin zum autonomen Fahren.

Erklärtes Ziel des Prüf- und Technologiezentrums in Immendingen ist es auch, Verkehr von den öffentlichen Straßen zu holen, so dass durch die Konzentration unterschiedlicher Entwicklungs- und Prüftätigkeiten in Immendingen nicht mehr Verkehr entsteht, sondern weniger. Daher trägt das Projekt auch zur Verminderung von Emissionen bei und ist ein wichtiger Schritt zu noch mehr Nachhaltigkeit.

Prüf- und Technologiezentrum



Das Daimler Prüf- und Technologiezentrum in Immendingen an der Donau: Planung.
Alle Fotos: Daimler AG.



Das Prüfzentrum nimmt Form an: Flächenbestimmend ist der sogenannte Ovalrundkurs, der bei Fahrversuchen einer unendlichen Geraden gleichkommt.

Es wäre eine visionäre Vorstellung, die zukünftigen Fahrzeuggenerationen ausschließlich am Computer zu entwickeln, doch wird dies auch auf längere Sicht nicht möglich sein: So wie die Kundinnen und Kunden Fahrzeuge auf der Straße nutzen, so müssen sie auch in Immendingen auf Herz und Nieren geprüft werden. Das Prüf- und Technologiezentrum in Immendingen ist daher eine langfristige und nachhaltige Investition in die Zukunft.

Vom Militärstandort zum Wirtschaftsstandort

Seit der Errichtung der Oberfeldweibel-Schreiber-Kaserne im Jahre 1958 war Immendingen stark durch das Militär geprägt. Zu den deutschen Soldaten gesellten sich ab 1996 auch französische Truppenteile, die zur Deutsch-Französischen Brigade gehörten. Der überraschende Abzug der französischen Soldaten und ihrer Familien im Sommer 2011 führte nicht nur zu einem gravierenden Leerstand im Wohnungsbereich, sondern auch zu einer Verminderung der Kaufkraft. Dieses einschneidende Ereignis und eine drohende Bundeswehrreform mit der Gefahr, dass die Immendinger Kaserne ganz aufgegeben wird, machten den Weg frei für das Prüf- und Technologiezentrum in Immendingen. Bürgermeister Markus Hugger und der Gemeinderat, aber auch die Bürgerschaft sprachen sich für eine wirtschaftliche Nutzung der Oberfeldweibel-Schreiber-Kaserne sowie des dazugehörigen Standortübungsplatzes und der Schießanlage aus. Die Ungewissheit über den Erhalt des Militärstandorts bewog auch Helmuth Mahler, der 40 Jahre die Geschicke Immendingens als Bürgermeister geleitet hatte, dazu, das neue Projekt zu begrüßen.

Die systematische Suche nach einem geeigneten Standort für ein Prüfzentrum bezog 120 Flächen in Baden-Württemberg und in angrenzenden bayerischen und rheinland-pfälzischen Gebieten mit ein. Alle Flächen wurden auch unter naturschutzfachlichen Gesichtspunkten und der Erreichbarkeit von Sindelfingen und Stuttgart aus bewertet. Der Wunsch war von Anfang an, möglichst eine geeignete Konversionsfläche zu finden, das heißt ein Areal, das vorher militärisch genutzt wurde. Damit wollte die Daimler AG sicherstellen, dass die Prüfmodule nicht in eine weitgehend unbeeinflusste Naturlandschaft hineingebaut werden müssen. Immendingen war mit einer Konversionsfläche der ideale Standort, denn die Gemeinde liegt in einer innovativen Region. Die Zustimmung der Bürgerinnen und Bürger war bereits bei der ersten öffentlichen Gemeinderatssitzung mit Bürgerfragestunde in der Immendinger Donauhalle überwältigend. Die Fläche in Immendingen war somit ein Glücksfall für die Daimler AG, und dies nicht zuletzt wegen der Anbindung an die A 81 und eine Fahrzeit nach Sindelfingen von rund einer Stunde bei 130 km/h.

Planung und Genehmigung in Rekordzeit

Nach der dreijährigen intensiven Flächensuche konnten dann die Planungen in Immendingen so verfeinert werden, dass innerhalb von weiteren drei Jahren die Genehmigungen für den Baustart vorlagen. Benötigt wurde nicht nur eine



Spatenstich im Februar 2015 mit dem damaligen Vorstand Konzernforschung und Mercedes-Benz Cars Entwicklung, Professor Thomas Weber, Ministerpräsident Winfried Kretschmann, Landtagsabgeordneter und (ab 2016) Minister der Justiz und für Europa des Landes Baden-Württemberg Guido Wolf, Landrat Stefan Bär, dem CDU/CSU-Fraktionsvorsitzenden im Bundestag und Wahlkreisabgeordneten Volker Kauder sowie Immendingens Bürgermeister Markus Hugger (von links nach rechts).



Die Bauarbeiten schreiten zügig voran.

Änderung des Flächennutzungsplans sowie zwei Bebauungspläne, die die Gemeinde Immendingen und der Gemeindeverwaltungsverband Immendingen/ Geisingen zu bearbeiten hatten, sondern auch eine Genehmigung nach dem Bundes-Immissionsschutzgesetz durch das Landratsamt Tuttlingen sowie eine Waldumwandlungsgenehmigung durch das Regierungspräsidium Freiburg. Für deutsche Verhältnisse ist ein dreijähriger Zeitraum für ein solch umfassendes Genehmigungsverfahren rekordverdächtig. Und die umfassende sachgerechte Prüfung war in einem solch kurzen Zeitraum auch nur möglich, weil sich alle Beteiligten ihren Aufgaben mit großer Sachkenntnis und Engagement widmeten.

Die Genehmigung nach dem Bundes-Immissionsschutzgesetz durch das Landratsamt Tuttlingen und die Waldumwandlungsgenehmigung durch das Regierungspräsidium Freiburg ebneten im September 2014 den Weg zur Realisierung.

Nach der Übergabe des Standortübungsplatzes im Oktober 2014 begannen erste Baumaßnahmen für die Module des Prüfzentrums. Die Umgestaltung des Kasernengeländes zum Technologiezentrum startete nach deren Übernahme im Oktober 2016. In der Kaserne wohnten zeitweilig in der Übergangsphase nicht nur Bundeswehrosoldaten, sondern auch Flüchtlinge. Mit der Übernahme des Geländes der Schießanlage im Oktober 2017 konnten die Bauarbeiten in allen Bereichen des früheren Standortübungsplatzes, der Kaserne und der Schießanlage vorangetrieben werden. Die Aufnahme der gesamten Forschungs- und Entwicklungsarbeit im Prüfzentrum ist für Herbst 2018 vorgesehen, wobei die Entwicklung der früheren Kaserne zum Technologiezentrum einen längeren Zeitraum einnehmen wird.



Der sogenannte Brückenfertiger ermöglicht den Bau der zwei überhöhten Kurven des Ovals.

Imagewandel schafft neue Chancen

Von besonderer Bedeutung für Immendingen ist der Imagewandel, den die Gemeinde durch den Übergang vom Militär- zum Wirtschaftsstandort erlebt hat: Bereits vor der Fertigstellung des Prüf- und Technologiezentrums gelang es dank der positiven Stimmung, die leerstehenden 300 Wohnungen zu vermieten, so dass heute die Ausweisung neuer Baugebiete dringend erforderlich ist und von der Gemeinde vorangetrieben wird. Allein die Ankündigung der Ansiedlung des Prüf- und Technologiezentrums hatte das Image Immendingens nachhaltig verändert. Längst vergessen sind die Zeiten, als Soldaten, die nach Immendingen eingezogen wurden, stöhnten: „*Herr, behüt' uns vor drei Dingen: Hunger, Durst und Immendingen*“.

Für die weitere wirtschaftliche Entwicklung der Kommune war die Zusage der Daimler AG wichtig, mindestens 300 Arbeitsplätze anzusiedeln – und die ersten 100 Entwicklungsmitarbeiter haben ihre Arbeit in Immendingen bereits im Herbst 2017 aufgenommen. Daneben werden verschiedene Dienstleister zahlreiche weitere Arbeitsplätze schaffen. Durch das Prüf- und Technologiezentrum wird die technologische und wirtschaftliche Kompetenz der Gemeinde Immendingen, aber auch der ganzen Region gestärkt. Auch Kooperationen mit der Hochschule Furtwangen (mit dem Campus Tuttlingen), der Musikhochschule in Trossingen und der Dualen Hochschule in Villingen-Schwenningen können weiter intensiviert werden.

Von besonderer Bedeutung ist es für Immendingen, dass gerade auch lokale und regionale Unternehmen ihren Standort in Immendingen bereits fortentwickelt haben, denn es soll zu keiner einseitigen wirtschaftlichen Orientierung kommen. Der Ausbau der Gastronomie schreitet ebenso voran wie der des Handels, so haben sich weitere Einzelhandelsunternehmen bereits in Immendingen niedergelassen. Zwei Unternehmensgruppen sind dabei, Hotelprojekte in Immendingen zu realisieren. Gerade auch die zeitweilige Unterbringung von eigenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Daimler AG, aber auch von Entwicklern anderer Firmen, die in Fahrzeugprojekte eingebunden sind, wird dann gesichert sein. Zusätzlich bietet es sich für die Hotels natürlich auch an, Gäste zu gewinnen, die sich für die naturräumlichen Highlights der Region wie zum Beispiel die Donauversinkung, den Höwenegg oder die Wandertouren um die Junge Donau interessieren oder die sportlich-touristisch auf dem Donau-Radweg unterwegs sein wollen.

Der Ausbau von Handel und Gewerbe, aber auch der Verkehrsinfrastruktur wurde durch das Projekt der Daimler AG mit angestoßen, kommt aber allen Bürgerinnen und Bürgern direkt zugute. Dies gilt auch für den Ersatz von drei Brücken über die Donau und zwei Eisenbahnlinien, über die nicht nur der Verkehr zum Prüf- und Technologiezentrum, sondern auch zum kommunalen Gewerbegebiet Donau-Hegau abgewickelt wird. Diese Brücken, nach der Abzweigung der L 225 von der B 311 gelegen, müssen aus baulichen Gründen ersetzt werden, und der Neubau soll so ausgerichtet werden, dass er für eine mög-

liche Ortsumfahrung genutzt werden kann. Bei allen Planungen der Daimler AG wurde eine denkbare Trasse für die Ortsumfahrung auf der Südseite der Donau berücksichtigt.

Geschichte und Zukunft verbinden

Bereits bei der ersten Befahrung des Standortübungsplatzes und beim Besuch der Kaserne fielen verschiedene Kleindenkmäler auf, die auf jeden Fall bei den Baumaßnahmen geschützt werden sollten. Viele Immendinger Bürgerinnen und Bürger haben uns mit ihrem Wissen unterstützt, um die Kleindenkmäler und ihre Geschichte besser einschätzen zu können. Zwar haben Kleindenkmäler nicht den gleichen rechtlichen Schutz wie Kulturdenkmäler, dennoch haben wir beim Erhalt und teilweise beim Versetzen der Kleindenkmäler nicht nur das Landesdenkmalamt, sondern auch die Gemeindeverwaltung, Vereine und Kirchenvertreter sowie Nachfahren der Stifter einbezogen.

Im Kasernenbereich – und damit der Öffentlichkeit nicht zugänglich – befand sich beispielsweise ein religiöses Kleindenkmal: Das „Bildstöckle“ stammt vermutlich aus dem Jahre 1890 und widmet sich der Marienverehrung. Es besteht aus einem Kunststein und hat eine später angebrachte seitliche Blech-Überdachung. Vom Stifter ist nichts bekannt, außer dem von ihm hinterlassenen Buchstaben „MS“.



Kleindenkmäler finden eine neue Heimat: Das Bildstöckle, die Josefskapelle und das Schweizer Kreuz (von links nach rechts).



Das Eschentaler Feldkreuz wurde näher zum früheren Bauernhof versetzt.

Innerhalb des Standortübungsplatzes – und daher auch der Öffentlichkeit entzogen – stand am Talmannsberg ein aus Kalkstein und Putz gestaltetes „Schweizer Kreuz“, das vermutlich aus den 1930er Jahren stammt, es könnte aber auch älter sein. Die Bezeichnung „Schweizer Kreuz“ geht auf den Berufsstand des Schweizers – Melker und Viehknecht – zurück. Der Schweizer Josef Albert geriet bei der Bewirtschaftung eines seiner Feldgrundstücke unter die Räder seines Viehkarrens, als die Tiere scheuten. Aus Dankbarkeit für seine Genesung ließ er das sogenannte „Schweizer Kreuz“ errichten. Ursprünglich soll dieses Kreuz aus Gusseisen und mit einem entsprechenden Sockel ausgestattet sowie mit einem Betstuhl versehen gewesen sein. Nach einer Beschädigung vor langen Jahren, die heute nicht mehr nachvollziehbar ist, wurde es in neuer Form wieder errichtet.

Das „Schweizer Kreuz“ und das „Bildstöckle“ wurden zur Josefskapelle versetzt, um sie nicht nur dauerhaft zu sichern, sondern auch der Öffentlichkeit wieder zugänglich zu machen. Die über Immendingen hinaus bekannte Josefskapelle steht am unteren Talmannsberg und könnte aus den 1860er Jahren stammen. Damals hatten Bauern Schutz vor einem Gewitter im nahe gelegenen Wald gesucht, doch wurde durch einen Blitzschlag ein Bauer zeitweise gelähmt, der nach seiner Genesung aus Dankbarkeit die Josefskapelle errichten ließ.

Das Gespräch mit den ortskundigen Bürgerinnen und Bürgern war bei allen Kleindenkmälern von großer Bedeutung. Und dies gilt in ganz besonderer Weise für das „Eschentaler Feldkreuz“. Bei einem ersten Ortstermin hatten wir nur das Feldkreuz wahrgenommen. Es zeigte sich jedoch dann, dass dieses „Eschentaler Feldkreuz“ nicht nur an den Bauern August Gütlin vom Eschentaler Hof erinnert, der in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs ermordet wurde, als er sein Pferd verteidigen wollte, und an dessen in der Donau ertrunkenen Sohn Alwin, sondern dass beide auch neben dem Feldkreuz beerdigt worden waren. In Abstimmung mit den Nachfahren wurden die sterblichen Überreste von August und Alwin Gütlin durch ein Bestattungsunternehmen geborgen und auf dem Friedhof in Immendingen beigesetzt. Das Feldkreuz wurde näher zu ihrem ehemaligen Eschentaler Hof gerückt, so dass es nun ebenfalls öffentlich zugänglich ist. Das frühere Hofgebäude ist nur noch an einzelnen Teilen der Grundmauern zu erkennen, da es im Rahmen einer Feuerwehrrüfung bei Übernahme des Geländes durch die Bundeswehr abgebrannt wurde.

Die Josefskapelle mit dem „Bildstöckle“ und dem „Schweizer Kreuz“ bildet nun ein schönes Ensemble, das hoffentlich von vielen Menschen besucht wird. Auch das „Eschentaler Feldkreuz“ – zu erreichen von der Gemeindeverbindungsstraße zwischen den Immendinger Ortsteilen Hintschingen und Mauenheim – ist sicherlich einen Besuch wert.

Trotz der großen Veränderungen in der ehemaligen Kaserne und dem früheren Standortübungsplatz ist es somit gelungen, alle vier Kleindenkmäler nicht nur zu erhalten, sondern auch der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Regionale Kultur und Geschichte konnten so mit Technik und Innovation verbunden werden.

Bohrkerne für die Wissenschaft

Zur Vorbereitung der Baumaßnahmen wurden nicht nur 40 Rammkern-Sondierungen und 50 Baggerschürfe durchgeführt, sondern auch 70 Bohrungen mit jeweils rund 60 Metern Tiefe niedergebracht. Inzwischen zeigte es sich, dass die Bohrkerne nicht nur für die Absicherung der Bautätigkeit unerlässlich waren, sondern auch einen hohen wissenschaftlichen Wert haben. Über das Staatliche Museum für Naturkunde in Karlsruhe hat bereits eine Studentin ihre Bachelorarbeit zu einem Bohrkern erfolgreich abgeschlossen. Die Bohrkerne erlauben einen Einblick in die Landschafts- und Klimaentwicklung bis zu 160 Millionen Jahre zurück.

Die Auswertung der Bohrkerne ergänzt somit die wissenschaftlichen Arbeiten, die im Umfeld des nahe gelegenen Vulkans, des Höweneggs, zahlreiche herausragende – nicht selten einmalige – Fossilien zutage gebracht haben. Als eines der wichtigsten Beispiele gilt das dreizehige Urpferd Hipparion, dessen Skelett nahezu vollständig 1954 geborgen werden konnte. Diesen Fossilien ist im Staatlichen Museum für Naturkunde in Karlsruhe ein eigener Saal gewidmet.

Bohrkernbesichtigung:
Blick in die Geschichte von
Klima und Landschaft.
Die zur Baugrunduntersuchung
niedergebrachten Bohrungen
haben nun einen Zweitnutzen,
denn sie sind Grundlage für die
Forschung und für Abschluss-
arbeiten von Studentinnen
und Studenten.



Weder die Bauarbeiten für das Prüf- und Technologiezentrum noch dessen Betrieb beeinflussen die Fossilienfundstätten am Höwenegg, dem nördlichsten der Hegau-Vulkane, und Gleiches gilt für die dortigen Natur- oder Vogelschutzgebiete.

Schutz von Umwelt und Natur

Den am Projekt beteiligten Mitarbeitern der Daimler AG war bereits in der Planungs- und Genehmigungsphase klar, dass bei den konzipierten Baumaßnahmen auf einen möglichst umfassenden Schutz von Natur und Umwelt geachtet werden musste. Bei der Genehmigung des Projektes wurde zum Beispiel vereinbart, dass das Erdmaterial nur auf dem Gelände bewegt wird. Eine Abfuhr fand somit nicht statt. Leider musste in größerem Umfang – rund 150 Hektar – Wald gerodet werden, da die vorhandenen Wiesen naturschutzfachlich einen höheren Wert besitzen als die Fichtenmonokulturen. Somit konnten die Wiesen für den Bau der Module nicht genutzt werden. Der Abtransport eines großen Teils der Baumstämme konnte zur Entlastung des Straßenverkehrs über die Schiene abgewickelt werden.

Wo immer es ging, wurden bereits von der Bundeswehr angelegte Straßen und Wege aufgenommen und damit unversiegelte Flächen geschont. Die Bundeswehr verfügte über rund 50 km Straßen auf ihrem Gelände, und dies entspricht in etwa – allerdings in größerem Maße asphaltiert – dem neuen Prüf- und Technologiezentrum.

In Immendingen wurde der Dialog mit den Bürgerinnen und Bürgern, aber auch gerade mit den Natur- und Umweltschutzverbänden in allen Planungs-, Genehmigungs- und Umsetzungsphasen intensiv fortgeführt. Die Hinweise der Bürgerinnen und Bürger, aber gerade auch die konstruktiv-kritische Begleitung durch die Naturschützer, haben dazu geführt, dass die Planungen konkretisiert werden konnten, um Umwelt und Natur noch besser zu schützen.

Dank des Austausches mit den Naturschutzverbänden und auch mit den zuständigen Behörden konnte bereits im Januar 2012 mit dem Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND), dem Naturschutzbund Deutschland (NABU), dem Landesnaturschutzverband Baden-Württemberg und dem Schwarzwaldverein sowie mit den Behörden die gesetzlich vorgeschriebene Kartierung abgestimmt werden, wobei es um Pflanzen und Tiere sowie um deren Habitate (Lebensräume) geht. Für die Realisierung des Projektes war es von großer Bedeutung, dass sich alle Beteiligten zu diesem frühen Zeitpunkt – vor der Vegetationsperiode – darüber einigen konnten, welche Flächen, welche Tiere und welche Pflanzen kartiert werden. Zudem gab es eine gemeinsame Entscheidung über die ausführenden fach- und ortskundigen Personen. Die nachfolgende Arbeit, die in rund 5.000 Arbeitsstunden von 26 Fachleuten im Gelände und der Umgebung geleistet wurde, war die Basis für die weiteren Planungen und den Genehmigungsprozess sowie die festgelegten Ausgleichsmaßnahmen.

Freie Passage für Wildtiere

In einer frühen Phase der Gespräche wiesen Naturschützer auf den Generalwildwegeplan hin, der es durch Korridore auch Großtieren – wie Luchs, Bär und Wolf – erleichtern soll, ihren Weg durch Baden-Württemberg zu finden. Diese Wildtier-Korridore sind Teil eines europäischen ökologischen Netzwerks. Der Generalwildwegeplan, der von der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt in Freiburg für das Land Baden-Württemberg erarbeitet wurde, zielt auf einen Biotopverbund ab. Dieses Institut wurde daher auch mit der Erarbeitung einer praktikablen Lösung für das Prüf- und Technologiezentrum in Immendingen beauftragt. Durch die Anlage einer durchgehenden Wildtierpassage mit einer Fläche von 33 Hektar sowie von zwei mit deutlichem finanziellen Aufwand gebauten Bauwerken, einer Wildbrücke und einer Wildunterführung, wird es ermöglicht, beide Teile des Prüfzentrums miteinander zu verbinden, ohne die Wanderung von Tieren zu behindern. Auf der einen Seite fahren die Versuchsfahrzeuge durch einen Tunnel und die Tiere können eine 37 Meter breite Wildbrücke benutzen, auf der anderen Seite ziehen die Wildtiere durch eine 14 Meter breite Unterführung.

Die Breite der Wildtierpassage, die auch ein wichtiges Magerrasen-Biotop am Berlinger Hau umfasst, beträgt 180 bis 330 Meter und ermöglicht es so den Tieren, ungehindert durchzuziehen und Deckung zu finden. Die Passage ist bewusst jeglicher wirtschaftlichen Nutzung entzogen. Zudem war den Naturschutzverbänden wichtig, dass hier kein Wanderweg für Menschen angelegt wird.

Um die Zugänglichkeit der Wildtierpassage für durchziehende Tiere zu verbessern, wird die sogenannte „Panzerbremsstrecke“, die von der Bundeswehr für Bremsübungen mit Panzerhaubitzen, aber auch als Zufahrt zum Munitionsdepot benutzt wurde, komplett rückgebaut. Die trichterförmige Gestaltung des Zauns und die Ausrichtung der Wildtierpassage sollen die Tiere auch auf den Bereich zwischen Zimmern und der Kerngemeinde Immendingen lenken, da sie dort eher weiterziehen können.

Die Fläche für die Wildtierpassage und die Bauwerke sind im Übrigen nicht Teil der Ausgleichsmaßnahmen, sondern müssen zusätzlich getragen werden.

Wald auf Klimawandel vorbereiten

Bei den Ausgleichsmaßnahmen für die verlorenen Waldflächen wurden in der Region verschiedene Aufforstungsmaßnahmen mit einem Umfang von rund 30 Hektar durchgeführt. Beim Waldausgleich dominiert eindeutig der Waldumbau auf den Gemarkungen Immendingen und Geisingen. Damit wird der Weg für einen zukunftsorientierten Wald geebnet, der auch den Klimawandel übersteht. Buchen und Weißtannen ersetzen Fichten, die langfristig wegen des Klimawandels immer weniger Chancen in der Region haben. Ergänzend wurden auch 46 Hektar als Waldrefugien festgeschrieben, das heißt auf diesen Flächen kann der Wald sich ohne menschliche Eingriffe entwickeln und wird gewissermaßen



Ersatzaufforstungen wurden in der Region um Immendingen vorgenommen, um den Waldausgleich zu ermöglichen. Im Mittelpunkt steht jedoch der Waldumbau auf Immendinger und Geisinger Gemarkung.



Neue Kolleginnen und Kollegen: Schafbeweidung zur Landschaftspflege auf Ausgleichsflächen außerhalb des Geländes.

wieder zum „Urwald“ – einem Bannwald vergleichbar. Auch auf dem Gelände des Prüf- und Technologiezentrums werden neben einer Vielzahl von Gebüsch, Hecken und Waldrandpflanzungen rund 25 Hektar später nicht mehr benötigte Bau- und Bodenlagerflächen zur Verminderung des Waldverlustes wieder aufgeforstet.

Vom bereits erwähnten Munitionsdepot der Bundeswehr, das 32 Bunker umfasste, wurden zwei Bunker nicht abgerissen. Nach Ende der Bauarbeiten werden sie so hergerichtet, dass Fledermäuse dort nicht nur den Tag, sondern auch die kalten Winter verbringen können. Erwähnenswert ist sicherlich auch, dass für ein Beweidungskonzept ein lokaler Schäfer gewonnen werden konnte, der mit seinen Tieren bereits begonnen hat, Ausgleichsflächen außerhalb des Baubereichs zu beweiden.

Von Eidechsen und Insekten

Zaun- und Waldeidechsen sowie Blindschleichen und Schlingnattern wurden – wo immer möglich – im Vorfeld der Bauarbeiten abgefangen und in Biotope umgesiedelt, die während der Bauphase geschützt wurden. Es handelt sich um Flächen – zum Beispiel um den bereits erwähnten Berlinger Hau – von jeweils mehreren Hektar, in die Baumstämme (Totholz), Bretter, Sand und Steine eingebracht wurden, um neue Verstecke und Lebensräume zu schaffen. Geschützte Haselmäuse wurden ebenso gefangen und in Ersatzhabitats verbracht, um sie durch die Baumaßnahmen nicht zu gefährden. Für Feldlerchen wurden bereits im Vorfeld entsprechende Blühstreifen angelegt.

Neben der bereits erwähnten Wildtierpassage stehen auch weiterhin große und zusammenhängende Freiflächen auf dem Prüfgelände zur Verfügung, so zum Beispiel am Westhang im Tiefental mit etwa 10 Hektar, im Eschental mit über 50 Hektar, die Wiesenfläche im „Doggenbrunnen“ mit 21 Hektar oder eine weitere große Wiesenfläche im Norden mit 18 Hektar. Im Vergleich dazu umfasst das Naturschutzgebiet Höwenegg, das vom Projekt der Daimler AG nicht betroffen ist, insgesamt 20 Hektar. Während der Bauarbeiten werden die erwähnten Magerwiesen durch Baumstämme oder stabile Holzzäune geschützt. Bei den großflächigen Wiesen wurde das Mähregime so verändert, dass zukünftig Blühstreifen und überjährige Streifen bestehen bleiben und die Flächen in kleineren Parzellen gemäht werden. So können Insekten ganzjährig Rückzugs- und Nahrungsflächen finden, die bei großflächiger Mahd meist fehlen. Auch das Ausbringen von Düngemitteln, Insektiziden oder Herbiziden ist untersagt. Gerade im Angesicht des dramatischen Rückgangs der Insekten in Deutschland kommt dem Erhalt und Ausbau günstiger Lebensräume für Insekten eine zentrale Bedeutung zu.

Die Forderung der Naturschutzverbände, Magerwiesen zu schützen, führte dazu, dass die Geräuschmessstrecke an den Rand einer Wiese verlagert wurde. Auch die sogenannte Bertha-Fläche, auf der – wie bereits ausgeführt – das autonome Fahren weiterentwickelt wird sowie eine angrenzende Fahrdynamikfläche

wurden verlagert. Statt auf einer Magerwiese, die baulich Vorteile gehabt hätte, entstehen diese Testmodule nun auf einer Fläche, die bisher durch einen ökologisch geringwertigeren Fichtenbestand bedeckt war.

Monitoring für Ausgleichsmaßnahmen

Für den Aufbau des Technologiezentrums in Immendingen sind umfangreiche Eingriffe notwendig, zum Beispiel die erwähnte Rodung von Waldflächen oder die für den Bau der Module notwendigen Erdbewegungen mit einem Gesamtvolumen von etwa 3,9 Mio. Kubikmetern. Dennoch bleibt der weit überwiegende



Ökologische Baubegleitung am Beispiel des Laubfrosches: Feststellung von zugewanderten Laubfröschen und Umsiedlung in geeignete Ersatzgewässer bei Emmingen-Liptingen zur Sicherung des Bestandes.

Teil der Natur vorbehalten. So umfasst der Bebauungsplan für das Prüfgelände 493 Hektar, wobei prinzipiell eine bauliche Nutzung von 222 Hektar möglich wäre. Es werden jedoch nur 90 Hektar voll versiegelt. Den Eingriffen auf dem Prüfgelände stehen gemäß Bebauungsplan naturschutzrechtliche Maßnahmen auf 556 Hektar gegenüber sowie zusätzliche Aufforstungsflächen und Waldumbaumaßnahmen, die nur forstrechtlich angerechnet werden. Insgesamt sind 662 Hektar Maßnahmen vorgesehen, die der Natur zugute kommen. Dazu kommen auf weiteren 32 Hektar naturschutzrechtliche und forstschutzrechtliche Ausgleichsmaßnahmen, die aus der baulichen Nutzung der Hochbauzone resultieren. Die Ausgleichsmaßnahmen für die Eingriffe auf dem Gelände des Prüf- und Technologiezentrums umfassen mehr als das Zweieinhalbfache der genutzten Flächen.

Die Einhaltung der in der Genehmigung vorgegebenen Ausgleichsmaßnahmen wird durch ein Monitoring für 10 Jahre auf Freiflächen und im Wald für 25 Jahre geprüft. Sollten einzelne Maßnahmen nicht greifen, so muss jeweils nachgebessert werden.

Aber auch während der Baumaßnahmen gibt es eine ökologische Baubegleitung zur fachgerechten Umsetzung der Maßnahmen und zur Verhinderung baubedingter Beeinträchtigungen. Auch Baustellen können für einige Tierarten zeitweise sehr attraktiv sein. So entstanden mitten im Baugeschehen Fahrspürtümpel und Kleingewässer, in denen zugewanderte Laubfrösche sich sehr wohl fühlten. Zur Sicherung ihres Bestandes erfolgte die Umsiedlung der streng geschützten Tiere in geeignete Ersatzgewässer östlich von Emmingen-Liptingen.

Wasserhaushalt im Gleichgewicht

Zu den wichtigen naturräumlichen Besonderheiten in Immendingen gehört auch die Donauversinkung, die immer wieder zahlreiche Besucher anlockt. Im badi-schen Immendingen spricht man übrigens von „Versinkung“, im angrenzenden württembergischen Tuttlingen dagegen von „Versickerung“. Allemal handelt es sich um ein höchst sehenswertes Phänomen. Gerade für neu in die Region ziehende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ist es eine interessante Information, dass sich in Immendingen entscheidet, ob das Wasser über die Donau in das weit entfernte Schwarze Meer fließt oder sich seinen Weg durch das Karsthöhlen-system zur Aachquelle und somit über den Rhein in die Nordsee sucht.

Um das Verhältnis zwischen der Donauversinkung und der Aachquelle nicht zu beeinflussen, muss alles Regenwasser auf dem Gelände versickern. Durch besondere Versickerungsbecken, so zum Beispiel im Bereich der Bertha-Fläche, wird dafür Sorge getragen, dass der Wasserhaushalt im Gleichgewicht bleibt. Für die Bewässerung von Versuchsmodulen bei bestimmten Versuchen wird Regenwasser in Stauwasserkanälen gesammelt, um dafür – gerade auch aus ökologi-schen Gründen – kein Trinkwasser benutzen zu müssen. Letztendlich versickert auch dieses Wasser auf dem Gelände.

Im Dialog mit der Region

Allen Beteiligten auf Seiten der Daimler AG war bewusst, dass sich ein Projekt dieser Dimension nur im Dialog mit den Menschen der Region realisieren lässt. Dabei darf Dialog kein Feigenblatt sein und auch die sogenannte „Politik des Gehört-Werdens“ reicht nicht aus. Es geht darum, miteinander und nicht übereinander zu reden und das Projekt auch als Projektträger mit den Augen der anderen zu sehen. So darf man auch vom Gegenüber – zum Beispiel den Natur- und Umweltschutzverbänden – nicht mehr erwarten, als diese erbringen können. Damit muss im logischen Rückschluss aus dem Dialog in vielen Fällen ein für alle Seiten erträglicher Kompromiss resultieren. Beispielhaft genannt werden können hier die Wildtierpassage, die Verlegung von Modulen und der Rückbau einer Straße. Damit Politik nicht im Hinterzimmer stattfindet, wurde im Einvernehmen mit der Gemeinde Immendingen immer großer Wert darauf gelegt, so schnell wie möglich Informationen an die Öffentlichkeit weiterzugeben.

Aber nicht nur die Gemeinde Immendingen und die Stadt Geisingen wurden in den Informationsfluss einbezogen, sondern auch die umliegenden Städte und Gemeinden wie Tuttlingen, Trossingen, Seitingen-Oberflacht, Emmingen-Liptingen, Donaueschingen, Engen, Wurmlingen und Talheim, Rietheim-Weilheim und Tengen. Die Landkreise Tuttlingen und Konstanz und auch der Regionalverband Schwarzwald-Baar-Heuberg sowie das Regierungspräsidium Freiburg und die Landes- und Bundespolitik waren wichtige Ansprechpartner. Aber auch in der europäischen Politik fand das Projekt Interesse. So entstand ein umfassendes Netzwerk, das den Weg für das Projekt bereitete.

Von Vertretern des Naturschutzes wurde – bei aller Kritik – positiv hervorgehoben, dass zuerst über die Sinnhaftigkeit des Projektes gesprochen und im zweiten Schritt dann gemeinsam Baupläne – mit Hinweisen der Verbände und der Bürgerschaft – entwickelt wurden. Mit dem „Daimler Forum“ gelang es, bereits in der Planungs- und Genehmigungsphase Teil der Gemeinde zu werden. Seinen Platz fand das Daimler Forum als wichtige Anlaufstelle für die Bürgerinnen und Bürger, für Politik, Verwaltung und Verbände und als Veranstaltungsort im früheren französischen Garnisonsbüro, dem damaligen Sitz der Gendarmerie. Dieser Wechsel hatte sicherlich auch Symbolcharakter.

Es wurde großer Wert darauf gelegt, stets offen über Themen zu sprechen, so zum Beispiel über die notwendige Abholzung (um Magerwiesen zu schonen), den Abriss der Unterkunftsgebäude (die nicht auf moderne Standards zu bringen waren) oder die notwendigen Transporte von Schotter und anderen Schüttgütern über die ohnehin belastete Bundesstraße B 311. Es wurde zwar geprüft, ob Schüttgüter per Bahn angeliefert werden könnten, doch gab es auch im weiteren Umkreis keinen Steinbruch mit Bahnanschluss.

Ausschlaggebend für den Erfolg des Projektes ist es natürlich, dass die langfristigen Vorteile des Vorhabens für das Unternehmen und im gleichen Maße für die Öffentlichkeit vorhanden sind. Die Verbreiterung der wirtschaftlichen und

technologischen Basis hat für die Gemeinde Immendingen sicherlich ebenso Bedeutung wie neue Arbeitsplätze oder der Zuzug von Bürgern, aber auch die Nutzung der früheren Sportanlagen der Bundeswehr und der Waldumbau tragen Früchte für die Gemeinde.

Fließender Übergang

Bereits in einer frühen Planungsphase wurde von der Gemeinde Immendingen der Wunsch geäußert, möglichst einen fließenden – „warmen“ – Übergang von der Nutzung des Areals durch die Bundeswehr zur Daimler AG zu erreichen. Die zeitliche Lücke zwischen der militärischen Nutzung und der Zukunft als Forschungs- und Entwicklungsstandort sollte nicht zu groß sein.

Dieser Grundsatz kam auch der Daimler AG entgegen, die nach Fertigstellung einzelner Module diese umgehend für Prüf- und Entwicklungsaufgaben nutzen wollte. So wurde als erstes im Herbst 2015 das Modul für die Schlechtweg-Verschmutzung aktiviert. Fahrzeuge werden auf einer Schotterstrecke



Von der Kaserne zum Technologiezentrum: Umfangreiche Abrissarbeiten waren die Voraussetzung für den Bau neuer Gebäude für die in Immendingen ansässigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

gefahren, wobei möglichst viel Staub in alle Ritzen des Fahrzeugs gelangen soll. Ergänzend werden die Fahrzeuge dann Klimaextremen wie Hitze und Kälte, aber auch intensivem Salznebel ausgesetzt. Danach erfolgen jeweils die komplette Zerlegung der Fahrzeuge und die eingehende Untersuchung aller Komponenten auf etwaige Schäden. Im Entwicklungsprozess können so Stellen im Fahrzeug ermittelt und überarbeitet werden, bei denen Korrosion auftreten könnte. Durch den bereits gestarteten Bau eines Korrosionszentrums in Immendingen wird es zukünftig möglich sein, die Fahrzeuge auf dem Schlechtweg-Verschmutzungsmodul und weiteren Strecken zu fahren und danach – ohne den öffentlichen Straßenraum zu nutzen – auch die erwähnten weiteren Prüfvorgänge vorzunehmen.

Aber auch automatische Parksysteme werden bereits in Immendingen fortentwickelt. Und im sogenannten Stadtquartier wird ein Parkhaus entstehen, in dem Fahrzeuge ohne externe Daten (zum Beispiel über GPS) und sogar im Dunkeln ihre Parklücke finden sollen – und per Smartphone können sie dann auch wieder „herausgerufen“ werden.

Von großer Bedeutung für die weitere Arbeit nicht nur im Immendinger Prüf- und Technologiezentrum, sondern für die Fahrzeugentwicklung insgesamt ist die im Oktober 2017 erstmals „bespielte“ Bertha-Fläche. Hier werden jetzt umfangreiche Entwicklungsarbeiten für Fahrerassistenz-Systeme und das automatisierte Fahren vorgenommen – und dies erstmals auf einer für diese Themen optimalen Fläche.

Schritt für Schritt, Modul für Modul, wird so im Jahr 2018 der Prüf- und Entwicklungsbetrieb in Immendingen weiter ausgebaut, um dann im Herbst das Prüfzentrum insgesamt einweihen zu können. Der ursprüngliche Gedanke eines fließenden Übergangs vom Militärstandort zum Technik- und Wirtschaftsstandort konnte somit erfüllt werden.

Kaserne wird Technologiezentrum

Die Entwicklung der Kaserne zum Technologiezentrum ist bereits umfassend angelaufen, so wurden beispielsweise die Unterkunftsgebäude der Bundeswehr abgerissen. Sie konnten energetisch, aber auch vom inneren Aufbau her nicht zu modernen Entwicklungsarbeitsplätzen oder Werkstätten umgebaut werden. Einzelne Gebäude werden nach Renovierung oder Umbau bereits genutzt, so zum Beispiel für die Leitzentrale des Prüfzentrums, aber auch die bereits in Immendingen tätigen Entwicklungsingenieure fanden dort ihren Arbeitsplatz.

Ein Technikgebäude der Bundeswehr, um nur dieses Beispiel noch zu erwähnen, wurde erweitert und wird die Zentralwerkstatt beherbergen, in der alle entwicklungs- und forschungsrelevanten Arbeiten am Fahrzeug erledigt werden. Öl- und Reifenwechsel und weitere Arbeiten werden durch einen Dienstleister in einer eigenen Werkstatt ausgeführt. Somit entstehen zusätzliche Arbeitsplätze und Wertschöpfung in Immendingen und der Region durch verschiedene Dienstleister.

Offenheit und Transparenz

Beim Immendinger Projekt hat es sich gezeigt, dass es von großer Bedeutung ist, kontinuierlich alle „Stakeholder“ mit einzubeziehen, das heißt alle Bürgerinnen und Bürger, Verbände und Ämter, die sich für das Projekt interessieren. Bürgerversammlungen, Runde Tische, Vortragsveranstaltungen und Führungen auf dem Gelände wurden ebenso durchgeführt wie auch Waldbegehungen, die es den Bürgerinnen und Bürgern ermöglichten, den Waldumbau selbst in Augenschein zu nehmen. Ein periodisch erscheinender Newsletter, der allen Haushalten in Immendingen und Geisingen sowie weiteren Interessierten per Post zugeht, ergänzt die umfassende Berichterstattung in den regionalen Medien und wird dies bis zur Einweihung des Prüfzentrums weiterhin tun.

Wer ein Projekt wie das Prüf- und Technologiezentrum in Immendingen realisieren möchte, der muss die Bürgerschaft, aber auch die politischen Vertreter und die Verwaltung auf allen Ebenen ansprechen. Dabei gelten vier zentrale Grundsätze, die eine Basis für gegenseitiges Vertrauen schaffen können:

1. **Offenheit:** Es darf keine Verschleierungsversuche geben, stattdessen muss von den Projektmitarbeitern deutlich ausgesprochen werden, was an Vorschlägen aus der Öffentlichkeit aufgegriffen werden kann und was nicht. Wichtig ist es auch, die Hinweise der Naturschutzverbände ernst zu nehmen und alles daran zu setzen, machbare Ideen in die Planung aufzunehmen.
2. **Transparenz:** Das Vorhaben muss Schritt für Schritt dargelegt werden, um die Bürgerinnen und Bürger stets auf dem Weg zum gemeinsamen Erfolg einzubinden. Die in Deutschland komplexen Planungs- und Genehmigungsphasen müssen berücksichtigt werden: Änderungen und Fortentwicklungen, die sich geradezu zwangsläufig ergeben, müssen mit den Bürgerinnen und Bürgern und den Naturschutzverbänden diskutiert werden. Eine einseitige Konzentration auf die Genehmigungsbehörden wird heute von der Bürgerschaft und den Verbandsvertretern nicht als ausreichend betrachtet.
3. **Information:** Sachgerechte Information ist die solide Basis für die Meinungsbildung, daher ist sie von der ersten Stunde an unerlässlich. Technische und planerische Gesichtspunkte müssen so erklärt werden, dass auch interessierte Nichtfachleute damit umgehen können. Auch hier gilt, dass der Informationsfluss über die ganze Projektlaufzeit aufrechterhalten werden muss.
4. **Kommunikation:** Der Austausch mit allen Interessierten und Betroffenen steht im Vordergrund. Dies setzt auf allen Seiten die Bereitschaft zum Gespräch voraus. Dabei haben Immendingen und die Region Maßstäbe gesetzt.

Beim Start des Projekts erklangen viele Unkenrufe: „*So etwas lässt sich in Baden-Württemberg nicht mehr realisieren*“ und „*Großprojekte haben hier keine Zukunft*“. Die Realisierung des Prüf- und Technologiezentrums in Immendingen ist jedoch ein deutlicher Beweis dafür, dass bei entsprechender Offenheit und



Regelmäßige Waldbegehungen informieren aus erster Hand über den aktuellen Stand der Ausgleichsmaßnahmen im Gemeindeforst.

Transparenz eine „*Mission impossible*“ (also eine als „unmöglich“ angesehene Aufgabe) durchaus zur Erfolgsgeschichte werden kann. Allerdings muss eine Vielzahl von Stolpersteinen aus dem Weg geräumt werden.

Aufgeschlossenheit für neue Ideen

Generell gab es bei der Flächensuche auch in anderen Kommunen und Regionen kaum spürbaren Widerstand gegen das Auto an sich, sondern nur gegen Prüf- und Entwicklungseinrichtungen in der direkten Umgebung. Im Englischen gibt es dafür die Abkürzung „*Nimby*“ („*Not in my backyard*“, auf Deutsch: „Nicht in meinem Hinterhof“; gemeint ist das Sankt-Florians-Prinzip).

Viele möchten zwar die Vorteile des Autos für sich nutzen, aber dessen Entwicklung und Fertigung soll nicht in die eigenen Lebenskreise vordringen und diese verändern. Selbst bei einer Bürgerversammlung, die in einem ehemaligen Gasthaus stattfand, das längst mangels Gästen geschlossen hatte, war kaum Zukunftsorientierung zu verspüren. So war als Nachnutzer ins Gasthaus ein Kindergarten eingezogen, aber auch dem fehlten alsbald die Kinder und er musste schließen. Die Bäckerei am Ort hatte ohnehin bereits dichtgemacht und das Gebäude war zu verkaufen. Aber auf die Aussage, man müsse doch neue wirtschaftliche Entwicklungen aufgreifen und an die Kinder und Enkelkinder denken, kam von einem älteren Herrn zurück: „*Mir langt's no.*“

Ganz anders die Aufnahme der Projektidee in Immendingen und der gesamten Region: Die technologischen und wirtschaftlichen Aspekte fanden großes Interesse. Die Dialogbereitschaft war überwältigend. Innovationen voranzubringen – dies wurde in Bürgerversammlungen, aber auch am Runden Tisch und in persönlichen Gesprächen deutlich –, war und ist der Wunsch der Bürgerinnen und Bürger. Und dies gilt in gleichem Maße für die Gemeindeverwaltung in Immendingen, den Gemeindeverwaltungsverband Immendingen/Geisingen, das Landratsamt Tuttlingen und das Regierungspräsidium Freiburg, um nur diese vier Genehmigungsbehörden zu nennen: Innovation wurde nicht als Bedrohung, sondern als Chance begriffen.

Die Realisierung des Prüf- und Technologiezentrums der Daimler AG in Immendingen ist der guten Zusammenarbeit aller Partner – seien es Behörden, Verbände, Vereine und der Bürgerschaft insgesamt – zu verdanken. Mit diesem Projekt konnte aber auch bewiesen werden, dass in Baden-Württemberg Großprojekte durchaus eine Chance haben und zur Stärkung des Standorts beitragen können. Immendingen, der Landkreis Tuttlingen und die Region Schwarzwald-Baar-Heuberg haben deutlich gemacht, dass die Zukunft nur in der Umsetzung innovativer Ideen liegen kann. Dabei müssen aber auch regionale Besonderheiten – wie die Kleindenkmäler, der Höwenegg, die Donauversinkung – in der Gesamtplanung Berücksichtigung finden und ein akzeptabler Ausgleich zwischen dem Schutz der Natur und den Notwendigkeiten der Technik erreicht werden.

Das Prüf- und Technologiezentrum in Immendingen stärkt den Wirtschafts- und Technologiestandort Baar und trägt zur Sicherung der Zukunft bei.

Autor

DR. LOTHAR ULSAMER

begleitete als Leiter „Kommunale und Föderale Projekte“ (Politik und Außenbeziehungen) bei der Daimler AG das Projekt Prüf- und Technologiezentrum in Immendingen von Anfang an – von der Flächensuche, über den Genehmigungsprozess und die Bauphase bis heute. Er studierte Soziologie, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Politikwissenschaft und Empirische Kulturwissenschaft/Volkskunde.

Dr. Lothar Ulsamer
Senior Expert
Daimler AG (096-F104)
70546 Stuttgart
lothar.ulsamer@daimler.com

Anmerkung der Redaktion:

Es ist der Redaktion dieses Schriftenbandes klar, dass ein Eingriff in die Landschaft von diesen Ausmaßen auch nachvollziehbar kritisch hinterfragt werden kann. Die „Schriften der Baar“ bieten gerne auch eine Plattform für diese Auffassungen.

Vom Zankapfel zum Vorzeigeobjekt – eine forstgeschichtliche Fährtenlese (Teil 3)

von WOLF HOCKENJOS

Die Teile 1 und 2 dieses Beitrags sind in den Schriften der Baar (2016 und 2017) erschienen.

Vorbemerkung

KARL HASEL (1909–2001), der Göttinger Professor der Forstgeschichte mit badischen Wurzeln, hatte dem Verfasser eines Tages ein Bündel Konzeptpapier in DIN-A5-Format überlassen, beiderseits beschrieben in dünner, mitunter kaum leserlicher Maschinenschrift, Abschriften aus Akten des Karlsruher Generallandesarchivs (GLA). Seine Besuche dort hatten einem forstpolitisch heiklen Fall gegolten: Sie dienten dem jahrzehntelangen Streit zwischen der Gemeinde Sankt Georgen im Schwarzwald und der großherzoglich badischen Forstverwaltung.

Es ging um den Röhlinwald, um dessen Nutzung so erbittert gerungen wurde. In Teil 1 des Beitrags (*Schriften der Baar*, Band 59) wurde die kirchenrätliche Obhut unter württembergischer Herrschaft seit dem 16. Jahrhundert beleuchtet, aber auch die Holznot besonders im 18. Jahrhundert sowie Sturm- und Borkenkäferschäden.

Im Teil 2 (*Schriften der Baar*, Band 60) stand der zähe Rechtsstreit um die Nutzungsrechte im Mittelpunkt, der erst beigelegt werden konnte, nachdem die Forstseite den gesteigerten Brennholzbedarf der Sankt Georgener Bürger akzeptiert hatte und es zu einer Aufteilung des Staatswaldes gekommen war.

Im vorliegenden Schlussteil wird ein Happy End beschrieben: wie aus dem heruntergewirtschafteten ehemaligen Klosterwald trotz vielerlei Wendungen im nun praktizierten Waldbau schließlich ein Vorzeigeobjekt wurde.

Hinweis: Die wichtigsten forstwirtschaftlichen Fachbegriffe, die in diesem Aufsatz verwendet werden, sind gekennzeichnet [*] und im Anhang erläutert.

Der Röhlinwald bei Sankt Georgen an der jungen Brigach – geografische und geologische Zuordnung

Der Röhlinwald liegt auf dem Buntsandstein-Plateau südlich der Stadt Sankt Georgen, begrenzt und entwässert von Brigach und Röhlinbach. Im Süden befindet sich die Streusiedlung Stockwald im Tal des Röhlinbaches und im Osten der Sankt Georgener Ortsteil Stockburg (Streusiedlung). Der Röhlinbach trennt die Gemarkungen Sankt Georgen (mit Stockburg und Brigach) und Unterkirnach. In der Ost-West-Ausdehnung reicht der Röhlinwald von der Stockburger Mühle



Der Röhlinwald in der Geologischen Spezialkarte des Großherzogtums Baden (FERDINAND SCHALCH, 1896): Es überwiegt der arme Mittlere Buntsandstein (braune Farbe).

bis zum Ortsteil Brigach (6 km). Er hat eine Breite zwischen einem und zwei Kilometern. Die heutige Fläche beträgt etwa 600 Hektar.

Zwischen der landwirtschaftsfeindlichen Buntsandsteindecke und dem in den Tälern anstehenden kristallinen Rumpf befindet sich ein markanter Quellhorizont, an welchem einst die Besiedlung mit Einzelhöfen ansetzte.

Zur Geologie und Bodenkunde wird auf den Artikel von ANKE SIMON und ALBERT REIF in den *Schriften der Baar* hingewiesen.¹

Geregelte Waldwirtschaft im 19. Jahrhundert

Dass bei all dem Lärm im Streit um die (im zweiten Teil des Beitrags beschriebene) Ablösung der Berechtigungen im Röhlinwald zeitgleich eine weitaus geräuschärmere Entwicklung Platz greifen konnte, soll nicht übergangen werden: Die Einführung der sogenannten geregelten Waldwirtschaft [*], vorangetrieben durch die von der Direktion entsandten Taxatoren (oder Forsteinrichter). Deren

Aufgabe bestand (und besteht noch immer) in der Inventur und mittelfristigen Planung im Zehnjahresintervall, wie vom badischen Forstgesetz seit 1833 vorgeschrieben.

Auch 1859 wurden wieder das Vermessungsoperat [*] und die neuen Pläne für die Domänenwaldungen des Forstbezirks Villingen erstellt. Zugleich wurden rückblickend auch der Waldbau und die Ergebnisse der bisherigen Bewirtschaftung kritisch unter die Lupe genommen. So heißt es in einer Wanderbeilage der Forsteinrichtungswerke [*], der Forstlichen Chronik bis 1858/59, zu den Themen Waldbau und Holzernte:

Selbst aber der tatkräftigste, beste Wille, dem Walde einen möglichst vollständigen natürlichen Aufwuchs zu verschaffen, stößt auf zahllose Schwierigkeiten. Der Schlagstellung, wenn oft auch nur mäßig gegriffen, folgt in bei weitem den meisten Fällen der üppig wuchernde, nachteilige Heidelbeer-Überzug. Die dadurch an und für sich schon mangelhaft eingestellte Besamung stößt aber noch auf weitere, mächtige Gegner, es sind dieses der ewige Winter mit seiner intensiven Kälte und seiner lange andauernden Schneedecke, die häufigen Fröste den ganzen Sommer hindurch, im Sommer oft so anhaltend trocken und heiß, dem die junge zarte Pflanze als Opfer endlich erliegen muß. Lange Verjüngungszeiträume und hoher Umtrieb sind geboten.



Aktuelle topografische Karte zur Lage des Röhlinwalds. Geobasisdaten © Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg (www.lgl-bw.de), Az.: 2851.9-1/19

Die Weißtanne zeigt, gegen die Fichte, welcher Art die mineralische Beschaffenheit der Bodenverhältnisse es auch sei, ein wesentlich vorteilhafteres Gedeihen. Dieser natürliche Fingerzeig blieb bei den Schlagführungen nicht unbeachtet [...].

Der Holzhauereibetrieb wäre so übel nicht, wenn man, damit angefangen, auch zum erwünschten baldigen Ende kommen könnte; gar zu schläfrig ist der Gang. Im Frühjahr mit den Durchforstungen begonnen, dann in Hieben fortgesetzt, erreicht dieses endlose Machwerk in den Schlägen doch, wenn es gut geht, zu Ende November sein Ziel. Allseitige Arbeitsverdienstgelegenheit, namhafte Übersiedlungen oft ganzer Familien in andere Landstriche, dabei aber auch ein Hang zum geschäftigen Müßiggang, das mögen die Hauptursachen sein, warum sich nur eine Handvoll Arbeiter zur Holzhauerei hergibt; die, bei nur einigermaßen eifrigem Betriebe, ihren Verdienst bedeutend steigern könnten.

Bekam der Forstbetrieb bereits die Konkurrenz der in den Schwarzwaldtälern sich anbahnenden Industrialisierung zu spüren? War es die allzu dürftige Entlohnung der um so viel gefährlicheren und körperlich anstrengenderen Waldarbeit, die dazu führte, dass der Arbeitsplatz Wald in der Bevölkerung nicht mehr sonderlich gefragt war? Andererseits hatte die Zahl der Auswanderer um die Mitte des Jahrhunderts nach den Hungerjahren und der Revolution doch soeben erst ihren Höhepunkt überschritten – wie passt dazu ein „*Hang zum geschäftigen Müßiggang*“? Fast sieht es so aus, als habe der Chronist das für die örtliche Bevölkerung so wenig schmeichelhafte Urteil aus Goethes *Götz von Berlichingen* übernommen:

Schreiben ist geschäftiger Müßiggang. Es kommt mir sauer an; indem ich schreibe was ich getan habe, ärgre ich mich über den Verlust der Zeit, in der ich etwas tun könnte.

Sauer mag auch den Taxator die allwinterliche Schreibearbeit angekommen sein.

Spätestens seit dem forstgesetzlichen Verbot des Femelns [*], also der Entnahme von starken Einzelstämmen, jener bäuerlich-archaischen Nutzungsform, die – bei aller Unzulänglichkeit – immerhin tannenreiche Bestände hervorgebracht hatte, war man auch in Baden zur „schlagweisen Altersklassenwirtschaft“ [*] übergegangen. Die hatte nicht zuletzt GEORG LUDWIG HARTIG (1764–1837) in seinen „Generalregeln“ propagiert, der Forstklassiker, den König Friedrich I. nach Stuttgart gerufen hatte.² Denn in den schachbrettartig gelagerten, gleichaltrigen Reinbeständen seines „Massenfachwerks“ war mit dem damaligen Instrumentarium die Nachhaltigkeit besser zu messen, zu gewährleisten und zu kontrollieren als in klein strukturierten, ungleichaltrigen Bergmischwäldern.

Das ursprünglich für Laubwälder erfundene Schirmschlagverfahren [*] mit Dunkel- und Lichtschlag (mit Hieben zur Auflockerung des Kronendachs und damit zur Steuerung des Lichtgenusses für die nachrückende Waldgeneration)

sowie nachfolgende Räumung wurde jetzt auch den Nadelmischwäldern mit ihrer Femel-Vergangenheit übergestülpt – allzu oft freilich mit der Folge fortschreitender Destabilisierung durch Sturm und Schnee nach den großflächigen, allzu starken Eingriffen.

Zuoberst auf der Agenda des „Domänenärars“ (der Staatsforstverwaltung/ „Ärar“ war das Vermögen einer Körperschaft) stand freilich der Grunderwerb. So war man auch bemüht, an den Röhlinwald angrenzende vormals landwirtschaftlich genutzte Flächen (im Stockwald, in Stockburg und im Brigachtal), vorzugsweise ganze Höfe, zu erwerben, so dass der Röhlinwald-Distrikt XII mit seinen Abteilungen Weißwald, Moosacker und Haldenwald 1859 bereits wieder eine Fläche von 259 Morgen (= 93 Hektar) umfasste. Und hier wurde nun intensiv kultiviert. [Hinweis: 1 Badischer Morgen (ab 1810) = 0,36 Hektar].

Bei Neuaufforstungen kamen im Regelfall Kiefern- und Fichtensamen zur Anwendung, angesichts der herrschenden Spätfrostgefahr eine durchaus sinnvolle Strategie. Auf Blößen (unbestockte Waldflächen) und Sturmflächen wurde im großen Stil gepflanzt, auch hierbei vorwiegend Fichten, vielerorts nicht ohne zuvor Wasserabzugsgräben anzulegen oder die bereits vorhandenen wieder in Stand zu setzen. Unterm Dach des Waldbestandes hingegen pflegte man vorweg die Heidelbeerdecke plattenweise abzuziehen („Platten hacken“).

Aus der Chronik, die dem Forsteinrichtungswerk von 1859 beigelegt war, erfahren wir, dass im Weißwald (Röhlinwald-Abteilung XII. 1) im Jahr 1834

[...] 10 Morgen mit 8,7 Pfund Föhren- und Fichtensamen aufgeforstet, 33 Morgen mittelst Riefen und Platten durch Einsaat von 20 Pfund Föhren- und Fichtensamen und Pflanzung von 300 Stück der gleichen Pflanzen in Culturstand gebracht [... wurden].

[Hinweis: Föhren / Föhren / Forlen sind Bezeichnungen für die Kiefern]

Auch im Jahr 1836/37 wurden wieder „Platten gehackt“ (die Beerstrauchdecke entfernt),

[...] behufs der Aufnahme des abfallenden Samens. 1839/40 wurde der im Lichtschlag stehende Theil, 5 Morgen, in Platten gelegt und diese mit 40 Pfund Weißtannen- und etwas Föhrensamen angesät. 1855 wurden 6 Morgen Blösen mit 1.500 Stück Fichtenpflanzen kultiviert.

Im Moosacker (Röhlinwald-Abteilung XII. 2) wurde 1834

[...] die neu aquirierte Fläche mit 8,7 Pfund Föhrensamen pro Morgen angesät, 1835 abermals mit 12 Pfund Föhrensamen pro Morgen. 1838 wurden zu beiden Seiten des Vizinalweges die vorhandenen Blösen 12 Morgen mit 3.800 Forlenpflanzen ausgesetzt. 1844 wurden weitere 18 Morgen Blösen mit 8 Pfund Föhrensamen, um 36 cr, Fichtensamen um 12 cr, für Arbeit 70 cr, Erfolg ziemlich gut. 1852 wurden die Schneedrucklücken vom letzten Winter, 23 Morgen, mit 46.500 Fichtenpflanzen cultivirt. Kosten für

Arbeit und Beifuhr der Ballenpflanzen 138 f, Erfolg gut. 1853 wurden weitere 5 Morgen Lücken mit 10.700 Fichtenpflanzen ausgesetzt [...]. 1854 wurden die lückig stehenden Föhren auf 8 Morgen mit 12.600 Fichtenpflanzen unterpflanzt.

[Hinweis zur Währung in Baden (bis 1872): 1 Gulden (f. oder fl.) entspricht 60 Kreuzern (cr). 1 Kreuzer hat 4 Pfennige.]

Der **Haldenwald** (Röhlinwald-Abteilung XII.3) erweist sich als besonders arbeitsintensiv, nachdem 1845

[...] der ganze sg. Dobelhof, von welchem diese Abtheilung ein Teil ist, mit 133 Morgen um die Summe von 14.500 f von Philipp Haas von Stockburg für den Kameraldomänenetat angekauft werden konnte. 45 Morgen hiervon waren bereits Wald. 1846 wurde dieser mit 250 Pfund Fichtensamen, theils Voll-, theils Plattensaat mit ziemlichem Erfolg kultivirt. 1847 [...] wurden 8 Morgen holzleere Stellen mit 40 Pfund Fichtensamen plattenweise angesät [...].

Gleichzeitig wurde ein Holzabfuhrweg angelegt.

1850 [...] wurden weitere 6 Morgen Blösen an der nordwestlichen Grenze mit 11.420 Fichtenpflanzen kultiviert [...]. Gleichzeitig wurden die Pfriemen durch arme Leute gegen Überlassung des Hiebsergebnisses ausgehauen.

[Bei den Pfriemen handelte es sich um Besenginster, dazu jedoch möglicherweise auch um Hasel und Ebereschen, wie sonst hätte der Chronist von „Hiebsergebnissen“ schreiben können?]

1853 wurden abermals 5,5 Morgen Blösen mit 11.315 Stück Fichtenpflanzen angesetzt. 1854 weitere 6 Morgen Lücken mit 9.400 Fichtenpflanzen kultivirt. 1856 ein weiterer Theil der [...] vorhandenen Blösen, 7 Morgen, mit 17.000 Stück 6jährigen Fichtenpflanzen mit gutem Erfolg in Culturstand gebracht.

Außerdem wurde am Osthang der Boden für eine Saat- und Pflanzschule vorbereitet. 1858 heißt es:

Die Pflanzen dieser Saatschule bis auf wenige 3–4jährige im Juni bei der bekannten Trockeniß sämtlich ausgedürrt.

Schließlich ist stichwortartig auch noch der Vollzugsnachweis für 1859 angefügt:

Frühjahr Unterpflanzung in Forlen und Pfriemen eine Steinhalde. Die Steine herausgenommen und gute Erde dahin gebracht, mit Fichte, die aus Schlägen genommen wurden – 1.000 Stück – ausgepflanzt. Anfänglich und bis zum Eintritt der starken Trockne der beste Erfolg.

Im Bemühen um eine Verbesserung des zu Zeiten des Kirchenrats so gründlich ruinierten Waldzustands (siehe Teil 1 des Aufsatzes in *Schriften der Baar* 2016) zeigte sich im Kultursektor eine deutliche Präferenz für Fichten und Kiefern. Die Weißtanne, von der man sich ja „*ein wesentlich vorteilhafteres Gedeihen*“ versprach, wäre hier aufgrund ihrer Frostempfindlichkeit chancenlos gewesen. Dennoch muss erstaunen, wie wenig man auch unter dem vor Spätfrost schützenden Bestandsschirm auf die Tanne gesetzt hat. Insbesondere deren Naturverjüngung scheint Probleme bereitet zu haben. Dies trotz des Eifers, mit dem man „*Platten hackte*“, um die Ansamung zu begünstigen. Schließlich war man doch mit dem Vorsatz gestartet, „*dem Walde einen möglichst vollständigen natürlichen Aufwuchs zu verschaffen*“, verstand man sich doch als Naturverjüngungsbetrieb.

War womöglich der für Laubwaldbetriebe erfundene Hartig'sche Großschirmschlag [*] – dabei ging es um die vollständige und schnelle Verjüngung auf großer Fläche unter dem Kronenschirm von Altbäumen – mit daran schuld, dass Fichten und Heidelbeeren überhand nahmen und die Weißtanne mehr und mehr ins Hintertreffen geriet? Die ließ sich offensichtlich nicht mehr ähnlich problemlos verjüngen wie – trotz Waldweide – noch in den Zeiten der regellosen Plenterung [*]. Oder gab es noch andere Gründe für das Ausbleiben der Tannen-Naturverjüngung?

Jedenfalls hatte es reichlich Blößen gegeben im Röhlinwald, die in den Flachlagen zu versumpfen drohten und die man glaubte, erst entwässern und dann mit Fichten auspflanzen zu müssen. Als ob nicht auch den Damaligen schon bekannt gewesen wäre, dass die Fichten mit ihren flachstreichenden Tellerwurzeln das Sturmrisiko weiter erhöhen würden. Auch würden die im Sturm tanzenden Wurzelteller ja die durch Viehtritt vorgeschädigten Böden weiter verdichten. Zugunsten der allzu spärlichen Weißtannenverjüngung empfahl der Taxator, die Umtriebszeit (Zeitraum von der Begründung des Bestands bis zur Ernte) und die Verjüngungszeiträume (Zeitraum vom Beginn der Verjüngung bis zur Räumung des Altbestands) künftig wieder zu verlängern.

Vielleicht lag es an eben dieser Vorgabe, dass sich der Zustand des Röhlinwalds bis zur Jahrhundertwende doch deutlich verbessert haben sollte. An Stelle des Femelns und des Schirmhiebs war man im badischen Schwarzwald mehr und mehr zum „Badischen Femelschlagverfahren“ [*] übergegangen. Das war ein wachswieher Kompromiss zwischen dem der Weißtanne bekanntermaßen zwar behagenden, doch forstgesetzlich verbotenen Femeln und der verordneten schlagweisen Altersklassenwirtschaft. Bis zu 60 Jahre lang durfte wieder ungestraft gefemelt werden, und erst danach wurde das Altholz gegen die Hauptsturmrichtung schlagweise geräumt.

Das Femelverbot im öffentlichen Wald hatte in den tannenreichen Gebieten des Schwarzwalds, insbesondere im Einzugsbereich der flößbaren Täler für erhebliche Aufregung gesorgt, vereinzelt sogar zu Tätlichkeiten geführt. Denn die Vorzüge des Femelns lagen sowohl für die von der Floßholzproduktion lebenden Waldbauern wie für die walddreichen Gemeinden auf der Hand.

Glückliches liberales Baden: Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde das Verbot bereits als Kuriosum³ empfunden. Dass die gesetzliche Bestimmung längst außer Anwendung war, bestätigte 1884 im badischen Wolfach anlässlich einer Fachtagung der Leiter der Forstlichen Versuchsanstalt, Professor KARL SCHUHBERG⁴,

[...] daß an vielen Orten des Schwarzwaldes – nicht nur im Privatwald allein – auch in Staats- und Gemeindewaldungen, in letzteren auf die dringenden Vorstellungen auf die großen wirtschaftlichen Einbußen, welche die Überführung in den Femelschlagbetrieb veranlasste, Femelhiebe wieder Regel geworden sind, ist in Baden und den Nachbarländern wohlbekannt.

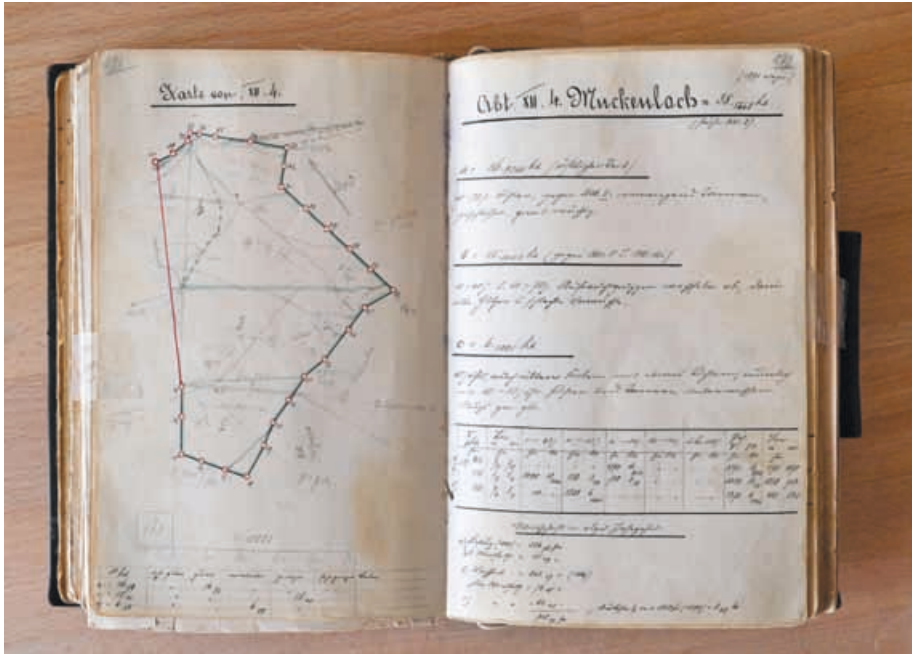
Im staatlichen Forstamt in Villingen scheint man einstweilen jedoch an der schlagweisen Bewirtschaftung festgehalten zu haben. Und auch die Stadt wollte in ihrem stolzen Waldbesitz kein Zurück zum Femelbetrieb. Dem Leiter des städtischen Forstamtes von 1876 bis 1895, Oberförster HUBERT GANTER, hatte sein Faible für den Femelwald sogar ein Disziplinarverfahren eingebracht.

Sein staatlicher Kollege von nebenan, Oberförster FRIEDRICH ROTH (nicht verwandt mit Ferdinand Roth), Forstamtsleiter von 1893 bis 1899, stammte aus dem laubbaumreicheren Unterland und war schon deshalb eher ein Vertreter des schlagweisen Hochwalds. Eine Abschrift des für ihn verbindlichen Forsteinrichtungswerks samt Planungsvorschrift, Vollzugsspalte und Revierkarte in filigraner Handschrift pflegte er in der Manteltasche mit sich zu tragen.

Das der Nachwelt erhaltene „Vademecum“ enthält darüber hinaus alles, was ein Forstamtsleiter damals über seinen Betrieb wissen musste – von Kubie-



Das „Vademecum“ (Taschenbuch) aus der Rocktasche des Oberförsters FRIEDRICH ROTH, Villingen Forstamtsleiter von 1893 bis 1899. Alle Fotos (soweit nicht anders vermerkt): Wolf Hockenjos.



Das „Vademecum“ (Taschenbuch) aus der Röhlinwald-Abteilung Muckenloch, ein Auszug des Forsteinrichtungswerks von 1890 im Taschenbuch des FRIEDRICH ROTH.

nungstabellen (zur Ermittlung des Festgehalts liegenden Holzes) über phänologische Aufzeichnungen (jährliche Notizen über die Wetterdaten und deren Einfluss auf das Austreiben und Blühen der Bäume), Löhne der Forstarbeiter und Wahlergebnisse in den Gemeinden seines Bezirks bis zum Fahrplan der Postkutschen. Dem geschichtlichen Kapitel I. seines Büchleins ist zu entnehmen, dass sich der Röhlinwald bereits 1846 durch Ankauf des Lochhofs (132 Morgen um 14.500 f) nochmals vergrößert hatte.

In den Bestandsbeschreibungen des Taxators ist nachzulesen, dass es mittlerweile auch viel zu durchforsten gab in den um die Jahrhundertmitte aus Saat und Pflanzung hervorgegangenen fichtenreichen Stangenhölzern. Nennenswerte Endnutzungen hatte der Taxator nur im Weißwald (Röhlinwald-Abteilung XII. 1) geplant, in einem jetzt 80- bis 120-jährigen Bestand aus

partienweise jüngeren Forlen mit Fichten und etwas Tannen in dunkel- und lichtschatgähnlicher Stellung.

Die Vorschrift fürs Jahrzehnt lautete konsequenterweise: streifenweiser Abtrieb sowie Anbau und Ausbesserung. Von den 1.900 zur Endnutzung vorgesehenen Festmetern war bis 1898 erst ein Viertel der geplanten Masse eingeschlagen worden. Dafür war andererseits auch wieder umso mehr Dürr- und Windfallholz angefallen. Von badischem Femelschlag, gar von Femeln findet sich keine Spur.

Dass der Femelbetrieb durchaus nicht mehr verfehmt war, dafür hatte zwischenzeitlich auch die Wissenschaft gesorgt, nicht zuletzt der Altmeister der naturnahen Waldwirtschaft, der charismatische Münchener Waldbaulehrer KARL GAYER⁵, der in seinem 1880 erschienenen Lehrbuch dazu aufforderte, man müsse sich

vorurteilsfrei an die Natur und ihre im Femelwald so deutlich wahrnehmbaren Fingerzeige halten und vom Femelwalde lernen.

Im Schwarzwald war es um die Jahrhundertwende erneut zu größeren Sturm Schäden gekommen, die diesmal insbesondere an den Säumen des Femelschlags zu beklagen waren, weil der Sturm diesmal nicht aus westlicher Richtung, der „Hauptsturmrichtung“, sondern regelwidrig von Osten geblasen hatte. Von den Verfechtern der klassischen Lehre der Altersklassenwirtschaft wurden die Sturm Schäden nicht dem Femelschlag, sondern fälschlicherweise dem Femeln angelastet.

Der Wald als Wirtschaftsfaktor – das Waldbausystem „Keilschirmschlag“ wird eingeführt

Dass das Pendel der waldbaulichen Lehrmeinungen im beginnenden 20. Jahrhundert auch wieder ins andere Extrem ausschlug, hatte freilich nicht so sehr „Forstmeister Sturm“ ausgelöst, als vielmehr ein forstpolitisches Erdbeben im fernen Bayern: Der Wirtschaftsliberalismus hatte auch vor der Forstwirtschaft nicht haltgemacht. Er hatte die sogenannte „Bodenreinertragslehre“ hervorgebracht, die im Wald vor allem das verzinsliche Kapital sah. Dieses musste sich für den Waldeigentümer so rasch wie möglich amortisieren, was zu einer noch ausgeprägteren Bevorzugung der raschwüchsigen Fichte und zu einer erneuten Verkürzung der Umtriebszeiten führte.

In der Ersten Kammer des bayerischen Landtags war 1908 der „Antrag Törring“ eingebracht worden, der deutschlandweit für Furore sorgen sollte.⁶ Unterfüttert mit einer umfangreichen Denkschrift hatte der Großprivatwaldbesitzer und Reichsrat GRAF TÖRRING-JETTENBACH beantragt, die Nutzung in den bayerischen Staatswaldungen drastisch zu erhöhen.

Obwohl dem Antrag letztendlich nicht im geforderten Ausmaß stattgegeben worden ist, weckte er die Begehrlichkeit anderer Landesregierungen. „*Faule Gesellen*“, so hießen fortan auch in Baden nicht nur die (vermeintlich oder tatsächlich) überalterten und überbevorrateten Waldbestände aus den Zeiten der staatlich geduldeten Femelei, die Schmähung galt auch der alten Garde konservativ gesinnter Forstleute.

Im Großherzogtum erreichte die Bodenreinertragslehre ihren Höhepunkt zweifellos in der „Ära Philipp“, benannt nach dem ebenso scharfzüngigen wie überdynamischen Landesforstmeister KARL PHILIPP (1924–1930), der die Polemik gegen die Naturgemäßen auf die Spitze getrieben hatte. Noch in seinem beruflichen Vermächtnis, der Kampfschrift „Der rationalisierte Waldbau“⁷

Eine forstgeschichtliche Fährtenlese



Forstamtliche Planungskarte (1920) mit eingezeichneter Keilfront.

(1932), schleuderte er der Fabel um den Femelwald seitenweise seine Wahrheiten entgegen. Kostprobe:

In dem schauerlichen Getöse der Femelschlacht müssen Vernunft, Begriffe und System die Flucht ergreifen. Hier ergießt sich ein Wildbach von Phrasen, unheimlich beleuchtet durch das jähe Aufblitzen des Unsinnns und der Ungereimtheit! In der Tat erhebt sich gegen die Wissenschaft eine barbarische Hinterwäldlerkultur.

1924 hatte Philipp eine neue Dienstanweisung für die Forsteinrichtung des öffentlichen Waldes erlassen, in welcher als Wirtschaftsziel ein möglichst hoher Bodenreinertrag unter Erhaltung der Bodenertragsfähigkeit verbindlich vorgeschrieben wurde.

Mitautor und Nachfolger Philipps als Landesforstchef war EMIL KURZ. Diesen hatten jedoch die Nazis 1933 zum gemeinen Landforstmeister degradiert und als Forstamtsleiter nach Villingen geschickt, sozusagen in die badisch-sibirische Verbannung. Das „Philipp’sche System“ – der Keilschirmschlag [*] –, landesweit sonst ein eher kurzes Zwischenspiel, sollte in Villingen in Reinkultur zur Anwendung gelangen. Praktiziert wurde es bis zur politischen Rehabilitation von Emil Kurz und seiner Ernennung zum ersten Forstpräsidenten des neuen Bundeslandes Baden-Württemberg im Jahr 1952.

Der Keilschirmschlag, dem auch der Röhlinwald unterworfen wurde, war ein ausgeklügeltes, räumlich streng geordnetes Konstrukt, bestehend aus einem Schirmhieb zur Einleitung der Verjüngung mit nachfolgender Räumung von Ost nach West (gegen die Hauptsturmrichtung) in gezackter Keilfront. Seinetwegen besuchten in den Nachkriegsjahren Exkursionen aus aller Herren Länder den Forstbezirk, und oft genug machte man seinetwegen auch im Röhlinwald Station. Dankschreiben und Ergebnisbekundungen der forstlichen Großgeister jener Zeit rissen nicht ab – alle scheint der redegewandte Emil Kurz für sein System gewonnen zu haben.

Für ein paar Jahre wurde der staatliche Forstbezirk Villingen so zum „Mekka“ der Forstleute, wie die *Stuttgarter Zeitung* vom 29. September 1951 meldete. Und der *Südkurier* brachte am 12. Juli 1952 eine Abschiedshuldigung für den neuen Landesforstpräsidenten Emil Kurz unter der Überschrift: „Erfolgreiche neuzeitliche Forstwirtschaft – Der staatliche Forstbezirk international als Musterbezirk anerkannt“.

Wohin auch sonst hätte man in der Nachkriegszeit Exkursionen internationaler Kapazitäten bedenkenlos schicken können, wenn nicht zu dem von den Nazis gedemütigten, nach Kriegsende als unbelastet eingestuften Villingener Forstamtschef. Was den staunenswerten Erfolg seiner Überzeugungsarbeit keineswegs schmälern soll. Am erfolgreichsten war er damit beim städtischen Kollegen nebenan, wo der Keilschirmschlag – in Abwandlung – bis zum heutigen Tag praktiziert wird.

Der Keilschirmschlag wird aufgegeben – ein freier Stil des Waldbaus wird praktiziert

Im Röhlinwald wie auch anderwärts sollte sich freilich bald auch die Kehrseite des Philipp-Kurz'schen Systems offenbaren: Die Keilfront – ihr entlang wurde geräumt – begann sich unter dem Druck des Nutzungsplans und außerplanmäßiger (sogenannter „zufälliger“, also sturm-, schneedruck- oder käferbedingter) Nutzungen allzu oft zu verselbständigen. Die Erntebestände wurden rascher aufgerollt, als es dem Waldbau gelingen wollte, die Weißtanne unterm Altholzschirm zu verjüngen und mit ausreichendem Höhenvorsprung auf die Freifläche hinter der Keilfront zu entlassen, wo sie allzu oft unter Spätfrost litt und von der robusteren, in der Jugend rascher wüchsigen Fichte überwachsen wurde.

Zur Einleitung der „Verjüngung unterm Schirm“ (unterm Kronendach) waren „Kitzelhiebe“ zur „Hebung des Kronendachs“ durchzuführen. So wollten es Karl Philipp und Emil Kurz. Hierzu diene – fatalerweise – auch der Ausrieb der sogenannten Tannenvorwüchse [*], von den Kritikern des Verfahrens zu Recht als „Schulbubenmord“ bezeichnet. Führte der doch häufig zum Ausfall einer ganzen Tannengeneration, erst recht zum Verlust der für naturnahe Bergmischwälder charakteristischen vertikalen wie horizontalen Kleinstruktur.

Dieses System trug so mit dazu bei, dass die Tanne mehr und mehr zur Verliererin wurde. Ihr ohnehin rückläufiger Anteil sollte im Schwarzwald im Lauf des 20. Jahrhunderts nochmals halbiert werden. Von all den Besuchern des Forstbezirks in der Ära Kurz hatte immerhin einer es gewagt, offen Systemkritik zu üben: Als Teilnehmer einer Lehrfahrt der forstlichen Abteilung der Universität Freiburg, die 1948 auch in den Forstbezirk Villingen führte, hat laut Exkursionsprotokoll der Altmeister der forstlichen Standortskunde, GUSTAV ADOLF KRAUSS, dem verdutzten Forstamtschef entgegeng gehalten:

Entsprechend den heutigen Erkenntnissen müsste die Freistellung der Verjüngung auch hier in Villingen langsamer erfolgen, sonst haben wir wiederum botanisch zwar Abies, aber ökologisch Picea.

[Abies = Weißtanne / Picea = Fichte]

Womit er eine Besonderheit der Schatten ertragenden Weißtanne ansprach: den Umstand, dass die ökologischen und ökonomischen Vorzüge dieser Baumart in aller Regel erst nach langen Überschildungszeiträumen voll zur Geltung gelangen.

Die gezackte Keilfront im Röhlinwald wurde unter den Amtsnachfolgern von Emil Kurz gestoppt, noch ehe sie die westliche Hälfte des Distrikts erreicht hatte. Aus Pietätsgründen und weil bei studentischen Exkursionen weiterhin nach dem Keilschirmschlag gefragt wurde, galt die Röhlinwald-Abteilung Muckenloch (XII. 4) noch über Jahrzehnte als eine Art Keilschirmschlag-Museum, weil man hier das System nach Karl Philipp und Emil Kurz, zumindest dessen Keillinie zu Vorführungszwecken, eingefroren und erhalten hatte.

Ansonsten wurde jetzt der „*freie Stil des Waldbaus*“ propagiert bei eher wieder femelschlagartigem Vorgehen, „*räumlich geordnet*“ mit abschließender Räumung von Ost nach West (gegen die Hauptwindrichtung). Nicht nur, weil der eigentliche Femelbetrieb im öffentlichen Wald nach wie vor forstgesetzlich untersagt war, sondern weil dieser nach Kriegsende auch als ideologisch belastet galt.

Nachdem nämlich die Nazis 1933 die „Ära Philipp“ abrupt beendet hatten, vereinnahmten sie für sich die „naturgemäße Waldwirtschaft“ der Dauerwald-Befürworter; die ließ sich perfekt in ihre Blut-und-Boden-Ideologie einfügen und propagandistisch missbrauchen. Zwar wurde 1950 in Schwäbisch Hall die keineswegs rechtslastige *Arbeitsgemeinschaft Naturgemäße Waldwirtschaft (ANW)* gegründet, doch deren Mitglieder sollten noch lange als Ewiggestrige, als Ideologen⁸ und „*forstliche Zeugen Jehovas*“ verdächtigt und verspottet werden. Für die Rückkehr zu einer „naturnahen“, gar „naturgemäßen“ Waldwirtschaft waren dies gewiss keine günstigen Voraussetzungen.

Forschungslabor Röhlinwald – die chemische Bekämpfung der Heidelbeere

Die Heidelbeere, Zwergstrauch bodensaurer Standorte, galt, wie wir gesehen haben, schon früh als lästiges Kulturhindernis, auch als Hemmnis für die Naturverjüngung. Ihretwegen wurden „*Platten gehackt*“, das heißt es wurde plätzweise die Heidelbeerdecke abgezogen – eine mühsame und teure Maßnahme, zumal bei Arbeitskräftemangel, wie sie in der Wirtschaftswunderzeit im Forst zunehmend beklagt wurde.

In den Jahren 1950 bis 1955 wurden deshalb von der Badischen Forstlichen Versuchsanstalt (jetzt Forstliche Versuchs- und Forschungsanstalt Baden-Württemberg in Freiburg – FVA) in Zusammenarbeit mit dem Bodenkundlichen Institut der Universität Freiburg unter Leitung der Professoren GERHARD MITSCHERLICH und WOLFGANG MOLL im Röhlinwald Versuchsflächen zur chemischen Bekämpfung der Heidelbeere angelegt.

Weshalb man bei der Auswahl der Flächen nicht im Staatswald fündig geworden war, sondern gleich nebenan in dem an die Stadt abgetretenen Teil (Sankt Georgener Stadtwaldabteilung I.5), lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Benötigt wurden 19 Flächen zu je 2 Ar (10 Meter auf 20 Meter), die durch Gräben gegeneinander abgegrenzt wurden und 1955 auch noch gegen den Wildeinfluss eingegattert wurden.

War es damals pure Arglosigkeit gegenüber Chemie-Einsätzen im Forst, dass man den Stadtwald und nicht den Staatswald dafür ausgewählt hatte?

1962 berichteten die Versuchsleiter in der Fachpresse ausführlich über die Ergebnisse ihres Versuchs.⁹ Zum Einsatz kamen – in verschiedenen Wiederholungen, Mischungen und Dosierungen – die Mittel *Branntkalk*, *Anforstan* (ein Unkrautvernichtungsmittel), *Hederich-Kainit* (besonders fein gemahlener Kalidünger), *kohlensaurer Kalk* und *Kalkstickstoff* sowie das synthetische Präparat „Tributon“ (Handelsname), dessen Wirkstoffe ab 1965 als „Agent Orange“ im



Der Röhlinwald wird Forschungslabor: Chemische Heidelbeerbekämpfung mit Wirkstoffpräparat *Tributon* und anschließender Düngung.

Vietnamkrieg Verwendung finden und zu schweren körperlichen Missbildungen führen sollte („Entlaubungsmittel“). Nichtsdestotrotz war der Einsatz des in *Tributon* enthaltenen Wirkstoffes 2,4,5-T als „Tormona“ (Handelsname) bis zu seinem deutschlandweiten Verbot im Jahr 1988 in der Forstwirtschaft noch weit verbreitet.

Als Ergebnis des Versuchs wurde unter anderem festgehalten:

Das Wirkstoffpräparat Tributon zeigte seine Wirkung trotz der späten Spritzung im September noch im gleichen Jahr. Die Blätter der Heidelbeere färbten sich braun und die Sträucher starben ab. Eine Schädigung des Altholzes trat nicht ein.

Immerhin hatte man mit der Ausbringung der Mittel abgewartet bis zum Ende der Heidelbeer-Ernte. Zusammenfassend heißt es im Bericht:

Untersuchungen über die Kosten ergaben, dass die Bekämpfung mit Wirkstoffmitteln, wenn sie im großen und unter Einsatz von Motorrücken-spritzern oder Sprühgeräten erfolgen kann, am vorteilhaftesten ist. Zur Förderung der Naturverjüngung ist im Anschluß an die Heidelbeerbekämpfung eine Düngung mit Kalk, Stickstoff und Phosphorsäure zu empfehlen.

Inwieweit man dieser Empfehlung dann andernorts, etwa im staatlichen Teil des Röhlinwalds, gefolgt ist, lässt sich hier nicht nachprüfen. Sicher ist, dass in den 1960er Jahren noch im großen Stil mit Kalk, Phosphor und Stickstoff gedüngt wurde. Die Düngungskarten mit den jeweils behandelten Flächen und den Dosierungen belegen, dass dies auch im Staatswalddistrikt Röhlinwald geschah.

Beides, Düngung zur Ertragssteigerung und erst recht der Einsatz von Herbiziden, sind längst als forstwirtschaftliche Irrwege entlarvt, als unrühmliche Beispiele eines allzu unbedarften Umgangs mit Mensch und Natur. Statthaft, wenn auch nicht unumstritten, ist lediglich noch die Kompensationsdüngung zur Beseitigung der Altlasten aus den Jahren des sauren Regens.

Der Wald-Wild-Konflikt wird zum Thema

Ob sich der Name Röhlinwald (Rehle- oder Rehlinwald) nicht vielleicht doch von Rehlein ableiten lässt? Eher nicht, dennoch: Dass die Forstliche Versuchs- und Forschungsanstalt (FVA) eben diesen Staatswalddistrikt ausgewählt hatte, um ab dem Jahr 1975 in einem wissenschaftlich begleiteten Großversuch der Rolle des Rehwilds auf den Grund zu gehen, dürfte freilich nicht auf allfällige Bambi-Assoziation zurückzuführen gewesen sein.

Zwischenzeitlich hatte man nämlich (neben der Heidelbeere) landauf, landab einen weiteren Verursacher der Misere mit dem ausbleibenden Tannennachwuchs ausgemacht: das Rehwild. Ganz so neu war diese Erkenntnis allerdings nicht, vor allem nicht im Bereich der fürstlich fürstenbergischen Standesherrschaft, wo die Klagen, Petitionen und Beschwerden der Gemeinden und Untertanen über Wildschäden schon sehr früh eingesetzt und vielerorts gar die revolutionäre Stimmung angeheizt hatten.

Nichts davon ist den Akten über den Ablösungsstreit um die Nutzungsrechte im Röhlinwald und über dessen desolaten Zustand (siehe *Schriften der Baar* 2016) zu entnehmen: Jagd und Wild waren hier kein Thema. Anders als im Fürstenbergischen war im Großherzogtum Baden bereits 1830 ein Wildschadengesetz in Kraft getreten, nach dessen Paragraphen die Forstbeamten für Verbissschäden sogar persönlich in Regress genommen werden konnten. Im Jahr 1833, als Oberforstrat CHRISTIAN PETER LAUROP den Röhlinwald besichtigt hatte, war auch dessen Lehrbuch „Laurop's Forstpolizei“ erschienen, das die Wildschadensproblematik in überaus rigider Form angesprochen hat:

Überhaupt hat das Forstschutzpersonal gegen das Wild wie gegen Waldfrevler zu verfahren. Denn das Rehwild, so warnte er, ist das schädlichste für die Waldungen, dessen Daseyn mit der Kultur eines Waldes gar nicht vereinbar ist.

Gab es im Röhlinwald kein Wildproblem oder hatte man halt zu Zeiten der Waldweide andere Sorgen, zumal der Jungwuchs, wie wir gesehen haben, gegen das Vieh eingehagt – „alle Jahre fleißig verhängt“ – und damit womöglich auch gegen das Rehwild leidlich geschützt war?

Auch in den Forsteinrichtungswerken des 19. Jahrhunderts haben das Rehwild und seine so ausgeprägte Vorliebe für Knospen und Triebe junger Tannen noch keinerlei Erwähnung gefunden: 1832 heißt es unter

[...] Jagden: a) wenige Hasen, Füchse, hie und da ein wechselndes Reh [...] sind die vorkommenden Wildarten, wonach b) der Zustand der Jagd schlecht genannt werden darf, was in der bisherigen Streitbarkeit und in der Verpachtung der umgebenden Jagden seinen Grund findet.

Im Jahr 1850, kurz nach Aufhebung des standesherrschaftlichen Jagdregals, als die Bauern kurzzeitig „freie Büchse“ und einen wahren „Vernichtungskrieg“ gegen das Wild entfesselt hatten, lesen wir sogar: *„Der Wildstand ist gering und für den Wald unschädlich, da zur Zeit keine Rehe und nur wenige Hasen und Füchse vorhanden sind“*. Nach Aktenlage sollte das bis zur Jahrhundertwende auch so bleiben.

Ein erster Hinweis auf nennenswerten Wildverbiss findet sich im Villinger Forsteinrichtungswerk des Jahres 1899, in welchem der Taxator zwar nicht über den Röhlinwald, so doch über den an fürstlich fürstenbergischen Waldungen angrenzenden ehemaligen Klosterwalldistrikt Weißwald schreibt:

Da Tanne und Buche ohne Frage auch bei thunlicher Verminderung des Wildstandes im Weißwald den Angriffen des Rehes ausgesetzt sein werden, so sind unter Benützung der Randbäume Drahtgitter um die einzelnen Löcher zu legen.

Auf den angrenzenden fürstlichen Jagden war man in den 1860er Jahren zur *„allgemeinen und regelmäßigen Winterfütterung“* übergegangen und hatte damit beim Rehwild eine wahre Bevölkerungsexplosion ausgelöst.¹⁰ Was in der wilhelminischen Zeit auch auf den Pacht- und Eigenjagden der Privatjäger und alsbald auch auf den staatlichen Regiejagden Nachahmer gefunden hat. Anlass genug für eine erste Warnung der Karlsruher Domänenverwaltung, die mit Erlass vom 28. März 1902 anordnete:

Die selbstverwalteten Jagden sind tunlichst nach dem Grundsatz der Nachhaltigkeit, jedoch unter dem Gesichtspunkt einer pfleglichen Waldwirtschaft zu betreiben. Demgemäß ist der Wildstand in solchen Grenzen zu halten, dass eine sichere und vollkommene Verjüngung der Bestände ermöglicht wird, ohne dass erhebliche Aufwendungen zur Verhütung von Wildbeschädigungen gemacht werden müssen.

Wild und Wildverbiss wurden im forstlichen Schrifttum nun immer häufiger thematisiert, so auch bei KARL PHILIPP in seiner umstrittenen Schrift *„Der rationalisierte Waldbau“* (1932). Im Rahmen einer *„forstlichen Gewissenserforschung“* hatte der Beamte in sich zu gehen und sich die Frage vorzulegen: *„Ist meine Wirtschaftsführung nicht durch den Wildstand in Frage gestellt?“* Denn, so Philipps Begründung: *„Tannenzucht und Wild vertragen sich zusammen wie Feuer und*

Wasser, Hühner- und Fuchsfarm auf demselben Gebäude“. Dumm nur, dass sich das Rehwild nirgends lieber aufhielt und nirgends konzentrierter zu Schaden ging, als in der wärmenden Morgensonne an den gezackten Osträndern des Keilschirmschlags, wo ihm gleichermaßen reichlich Äsung und Deckungsschutz geboten wurden.

Dass es ausgerechnet ein Erlass des Karlsruher Finanzministeriums (als oberster Forstbehörde) vom 20. Juni 1927 war und nicht erst Hermann Görings Reichsjagdgesetz von 1934, der zu forcierter Hege und zu einem wildfreundlichen Dienstjagdbetrieb aufforderte, kann heute nur noch als bittere Pointe gelesen werden:

Die staatlichen Selbstverwaltungsjagden können inmitten von Pachtjagden als kleine Wildschutzgebiete wirken, indem sie mit ihrem pfleglichen Jagdbetrieb in der Nähe übernutzter oder bei Pachtübergang oft fast ganz ausgeschossener Pachtjagden den Ausgangspunkt für die Wiedererneuerung des Wildstands bilden.

Schutz der Weißtanne – als Grundsatz gilt: Wald vor Wild

Das zur Trophäenzucht verpflichtende Reichsjagdgesetz, das die Fütterung in Notzeiten vorschrieb, den Schrotschuss auf Rehwild verbot und dann nahezu unverändert als Bundesjagdgesetz fortleben durfte, sollte sich für die Weißtanne buchstäblich als Schuss in den Ofen erweisen. Das musste sogar bereits das Berliner Reichsforstamt noch einräumen, das sich am 15. Mai 1943 unter der Federführung seines Waldbaureferenten, Tannenkenners und späteren Chefs der F.F. Forstverwaltung, LUKAS LEIBER, genötigt sah, einen Runderlass zum „Schutz der Weißtanne“ herauszugeben. Im „Jahr des totalen Krieges“ werden ihn so sehr viele Forstleute nicht mehr gelesen haben, wohl selbst der Reichsforst- und Reichsjägermeister nicht mehr:

In der Lebensgemeinschaft Wald hat die Tanne eine bevorzugtere Stellung einzunehmen als das Wild! Ich verlange, dass diesem Gesichtspunkt grundsätzlich voll Rechnung getragen wird, dass insbesondere überall dort, wo eine naturgemäße Tannenuirtschaft durch den Wildstand gefährdet erscheint, sofort und solange ein verstärkter Abschuss durchgeführt wird, bis die Gewähr für die Erreichung des Betriebszieles gegeben ist.

Wald vor Wild, ein Grundsatz, der bis zum heutigen Tag die Jagdverbände in Alarmstimmung zu versetzen pflegt. Den im Erlass geforderten Reduktionsabschuss sollten freilich erst nach Kriegsende die hungrigen und nicht eben waidmännisch gesinnten Angehörigen der französischen Streitkräfte realisieren. Nach der Wiedererlangung der Jagdhoheit war die deutsche Jägerschaft umso eifriger darum bemüht, dass der Rehwildbestand sich – wie schon in den Jahren nach der Revolution – schneller als erwartet erholen konnte.



Das Rehwild wird zum Problem.

Das Problem überhegter Schalenwildbestände und sich verschlimmernder Verbißschäden war 1961 erstmals auch Thema der Freiburger Forstlichen Hochschulwoche. Eine Exkursion zur Demonstration der Problematik vor Ort führte auch in den staatlichen Forstbezirk Villingen. Wahrscheinlich schon um 1955, so heißt es im Exkursionsführer, hätten die Wildstände die vom Schalenwildausschuss des Deutschen Jagdschutzverbandes empfohlenen Dichtezahlen überschritten: „*Ein Rückgang der Wildpretgewichte und Trophäen ist unverkennbar. Die Verbißschäden an Tanne [...] nehmen ständig zu.*“

1960 hatte der Forsteinrichter in Villingen nicht nur dazu aufgefordert, endgültig die „*Zwangsjacke des Keilschirmschlags*“ abzustreifen, sondern dabei auch unmissverständlich die Wildproblematik angesprochen:

Die Zone der Tannenverjüngung war zu knapp bemessen, so dass entsprechender Verjüngungsvorrat fehlt, den wir bei den heutigen Wildständen dringend benötigen.

Zur Lösung des Problems forderte er auf den staatlichen Regiejagden eine

[...] radikale Verstärkung des Abschusses. Und Zäunung dann, wenn kein Einfluß [...] auf die Höhe des Abschusses gegeben ist. Dies kann in Einzelfällen auf der Regiejagd bei Überhege der Nachbarn der Fall sein.

Auch der Röhlinwald wurde seit Mitte der 1930er Jahre in Eigenregie bejagt; zuvor war er vorwiegend an einheimische Jäger verpachtet gewesen, ohne dass es zu Beanstandungen gekommen wäre. Nun aber, nach der Wiederherstel-

lung der deutschen Jagdhoheit, begann das Reh, mehr und mehr den Waldbau zu durchkreuzen. Die Abschussentwicklung in den staatlichen Eigenjagdbezirken des Forstbezirks folgte dabei einer auffallenden Zehnjahres-Schwungung: Wann immer sich die Forsteinrichtung ankündigte, kletterte der jährliche Rehwildabschuss auf bis zu 13 Stück pro 100 Hektar Wald, um danach ebenso rasch wieder abzufallen auf ein eher bescheidenes Niveau von 5 bis 8 Stück.

Auch der Röhlinwald machte da keine Ausnahme. Den jägerischen Bemühungen der Beamten war kein durchschlagender Erfolg mehr beschieden, mag sein, dass sie noch allzu sehr in den hegerischen und waidmännischen Vorstellungen des Reichsjagdgesetzes verhaftet geblieben waren: Weißtannenverjüngung gab es jedenfalls fast nur noch im Schutz von rehwildsicheren Drahtzäunen.

Großversuch:

Welche Auswirkungen hat das Rehwild auf das Waldwachstum?

Im Jahr 1975 also startete die Forstliche Versuchs- und Forschungsanstalt, Abteilung Waldschutz, in fünf Wuchsgebieten des Landes ihren Großversuch zur Ermittlung des Rehwildeinflusses auf die Naturverjüngung von Nadelwaldmischbeständen, wobei für eine ihrer Beobachtungsflächen der Röhlinwald (Abteilung XII. 4, Muckenloch) ausgewählt wurde. Auf systematisch verteilten Stichproben von je 1 Ar wurde die jeweilige Verbissbelastung untersucht, je ein Drittel davon gezäunt, unbehandelt oder mit einem Verbisschutzmittel behandelt.

Nach 13 Versuchsjahren wurde in der Fachzeitschrift über die ersten Ergebnisse berichtet.¹¹ Allen jagdlichen Anstrengungen zum Trotz hatte demnach in den ersten fünf Jahren des Versuchs der Terminaltriebverbiss auf den ungeschützten Flächen zwischen 52 % und 70 % geschwankt, mithin auf einem für die jungen Tannen ruinösen Niveau. Was sich auch bereits deutlich im Verjüngungsbild abgezeichnet hatte: Die verbissresistenteren Fichten dominierten das Geschehen, so dass energische Pflegeeingriffe bis hin zu flächigen „Entfichtungen“ erforderlich wurden. Dann erst verbesserte sich die Situation:

Erst nach drastischer Erhöhung des Abschusses im Jagdjahr 1981/1982 auf 16,8 Stück / 100 ha Wald (= um rd. 100 % des Vorjahres!),

so fasst ERWIN KÖNIG, der Versuchsleiter, die Ergebnisse zusammen,

geht der Verbiß 2 Jahre lang stark zurück. Der geringere Abschuß in den folgenden Jahren führt dann zu einem Wiederanstieg des Verbisses; doch hält sich derselbe dann an dem zwischenzeitlich angestiegenen Jungwuchsvorrat bei einem jährlichen Abschuß von 9 bis 11 Stück / 100 ha Wald auf einer tolerierbaren Höhe zwischen 10 % und 20 %.

War es möglich, dass überhegte Rehwildbestände dem Wald, speziell der jungen Weißtanne, mehr zusetzten als etliche Jahrhunderte Waldweide? Was bis zu

deren Verbot Rindern, Schafen und Ziegen der Lehenbauern ringsum nicht gelungen war, das schien das Rehwild nun zu schaffen. Auch der Forsteinrichter des Jahres 1980 legte nochmals den Finger auf die Wunde, wenn er mit Blick auf das zurückliegende Jahrzehnt in seinem Erläuterungsband feststellt:

Der Rehwildabschuß liegt mit 9,4 Stück/100 ha Wald zwar recht hoch, er hat aber ausweislich des starken Verbisses an Tanne nicht ausgereicht, um mit tragbaren Aufwendungen für Schutzmaßnahmen die waldbaulichen Ziele zu erreichen.

Hauptziel des neuen Betriebsplanes war es deshalb,

mittelfristig den erforderlichen Tannen-Naturverjüngungsvorrat zu schaffen. Dabei sind alle jagdlichen, waldbaulichen und forstschutztechnischen Mittel zu aktivieren.

Bezogen auf die waldbaulichen Mittel bedeutete das: Anstelle der bisherigen Waldbaustrategie mit ihrer hohen Gangzahl, mit der erstrebten Verjüngung an Säumen und der abschließenden Räumung war nun wieder ein moderateres, femelartiges Vorgehen angesagt – unter Stilllegung von Säumen und Fronten. Je ausgedehnter die Verjüngungsvorräte, so die Lehre aus der Vergangenheit, umso eher würde jener Kippeffekt eintreten, ab welchem das Angebot an Tannen-Äsung die Nachfrage übersteigt

Um die Daseinsberechtigung der Regiejagd in den staatlichen Eigenjagdbezirken unter Beweis zu stellen und forstpolitisch abzusichern, hatte 1979 sogar der Haushaltsplan der Landesforstverwaltung den Hinweis enthalten:

Die Verwaltungsjagdbezirke haben zunehmend die Aufgabe, beispielgebend und regulierend auf die angrenzenden Jagdbezirke einzuwirken, und zwar nach dem Grundsatz „Wald vor Wild“.

Ermunterung genug, um auch in den mosaikartig eingelagerten staatlichen Eigenjagdbezirken des Hintervillinger Raumes (im Bereich der Gemeinden Mönchweiler, Königsfeld, Niedereschach und Dauchingen) gehörig Druck zu machen und durch einen forcierten Abschuss auch in den angrenzenden Pachtjagden rundum für eine Entlastung vom Rehwildverbiss zu



Rehwildverbiss an junger Tanne.

sorgen. Und siehe da: Bereits nach fünf Jahren (1986) stellt der Zwischenrevisionsbericht für den Staatswald des Forstbezirks Erfreuliches fest:

Dank des seit 1980 verstärkt durchgeführten Rehwildabschlusses stellt sich auf zahlreichen Flächen [...] bereits außerhalb der Zäune reichlich Tannen-Naturverjüngung ein. Sie wird (jetzt noch) sehr sorgfältig geschützt; bei weiterer intensiver Bejagung ist die Zeit nicht mehr fern, wo auf den Einzelschutz der Tanne verzichtet werden kann.

Im Jahr 1995 führte eine Exkursion des Baden-Württembergischen Forstvereins (im Rahmen seiner in Villingen-Schwenningen durchgeführten 27. Hauptversammlung) unter anderem in den Röhlinwald. Thema der Exkursion: „Tannen-Wirtschaft bei regulierten Wildbeständen“. „Heute kann die Verbissbelastung“, so ist es im Tagungsbericht nachzulesen, „als vernachlässigbar gering eingestuft werden.“ Grundvoraussetzung für das Gelingen der Tannen-Naturverjüngung auf der Baar sei eine kombinierte Strategie aus intensiver Rehwildbejagung, einem Stopp der Säume des Keilschirmschlags und dem Arbeiten auf der möglichst großen Fläche sowie intensiven Wildschutzbemühungen.

Die Rehabilitation des Dauerwalds und der Femelwirtschaft

1990 waren die Orkane „Vivian“ und „Wiebke“ über den Kontinent hinweggebraust und hatten in Baden-Württemberg mehr Sturmholz hinterlassen als zusammengerechnet in der gesamten Forstgeschichte zuvor. Weil dabei bevorzugt labile, fichtenreiche Bestände geworfen wurden, weil strukturierte Bergmischwälder sich als stabiler erwiesen hatten, brachte das Jahr den Baden-Württembergern nach der politischen nun auch noch die waldbauliche Wende: hin zur naturnahen Waldwirtschaft!

Eingeleitet wurde die waldbauliche Wende durch einen Stuttgarter Ministerialerlass, den sogenannten „Plenterwald-Erlass“ vom 7. Januar 1992. In ihm wurden – knapp anderthalb Jahrhunderte nach dem Femelverbot des badischen Forstgesetzes – die Forsteinrichter aufgefordert, „die Möglichkeiten zur Ausweisung von Plenterwäldern, Dauerbestockungen sowie Plenterüberführungswäldern [...] verstärkt zu nutzen.“

Dem Erlass vorgehend, hatten der Taxator und die Betriebsführung bereits im Jahr zuvor im staatlichen Forstbezirk Villingen-Schwenningen die Wende vollzogen: Der Röhlinwald wurde in seinen noch leidlich strukturierten Teilen und soweit noch Tannen beigemischt waren, als „Plenterüberführungswald“ ausgewiesen mit dem Ziel künftiger Plenternutzung. Eine Kursänderung sollten auch die nächstfolgenden Forsteinrichter nicht mehr planen, wenngleich sich deren Begeisterung für Naturnähe und Plenterung unter dem Eindruck der Spitzenböen des Jahrhundert-Orkans „Lothar“ vom 26. Dezember 1999 wieder spürbar abkühlen sollte, nachdem diesem in manchen Landesteilen überhaupt nichts mehr standgehalten hatte.

1993 wird der Röhlinwald zum Schonwald für Höhlenbrüter erklärt. Davon profitiert unter anderem der Sperlingskauz.

Foto: Bernhard Scherer.



Der zentrale Teil des Röhlinwalds, der 1993 wegen seines Bruthöhlenangebots zum Schonwald erklärt worden war, einem Waldschutzgebiet (§ 32 Waldgesetz von Baden-Württemberg – LWaldG) zugunsten von Schwarzspecht, Raufußkauz und Sperlingskauz, hat auch den Jahrhundert-Orkan unbeschädigt überstanden. Die Heidelbeere indes wird nicht mehr als störendes Kulturhindernis wahrgenommen: Weil sie unter dem Bestandsschirm kaum mehr als Kniehöhe erreicht, fördert sie sogar die Verjüngung der Tanne, weil die Sämlinge im Schutz der schütterten Beerstrauchdecke versteckter starten können und weniger Gefahr laufen, sogleich von den Rehen vernascht zu werden.

1998, im Zuge der vorletzten Verwaltungsreform, die neben einer Verminderung der Zahl der Forstämter und der Personaleinsparung vor allem die Einräumigkeit von Forstorganisation und Gemeindezugehörigkeit zum Ziel hatte, wurde der Röhlinwald (jetzt als Distrikt XIV) wieder dem Forstamt Triberg zugeordnet, das (wie auch das staatliche Forstamt Villingen-Schwenningen) sodann 2005 im Rahmen der vorerst letzten Reform aufgelöst worden ist und seitdem als Betriebsstelle Schwarzwald des in Donaueschingen ansässigen Kreisforstamts (Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis) weiter fungiert.

Der Röhlinwald heute – ein langer kurvenreicher Weg zum Musterbestand

Die Exkursion der Arbeitsgemeinschaft naturgemäßer Waldwirtschaft (ANW) vom 26. April 2013 führte in den Röhlinwald (Abteilung XIV. 4, Muckenloch), wo den Teilnehmern die Ergebnisse der allerjüngsten Forsteinrichtung vorgestellt wurden. Was diese, nunmehr in dürren digitalen Textbausteinen, erfasst und beschrieben hat, entpuppt sich vor Ort als nahezu ideal gemischter „*Dauerwald in Verjüngungsphase*“ aus 45 % Fichte, 30 % Tanne und 25 % Kiefer, wobei sowohl Kiefer wie auch Tanne (da auf 5 m Höhe geästet) „*an mehreren Orten wertholztauglich*“ sind. „*Viel Tannen-Nachwuchs vorhanden*“, heißt es sodann. „*Ortweise Tannen-Vorwüchse auf 6 m geästet. Alte Buchen-Vorbauten auf 10 % der Fläche*“. [*]

Die Planung für das neue Jahrzehnt sieht einen zweimaligen Durchhieb auf hiebsreife Tannen und Fichten jeweils mit nachfolgender Schlagpflege vor, mit einem Nutzungssatz von 140 Erntefestmetern je Hektar, macht zusammen 3.320 Festmeter. 200 junge Tannen sollen zur späteren Wertholzerzeugung erstmals geästet werden. Keine Frage: Der „Rehlewald“ von einst hat sich zu einem hochprofitablen Wald gemausert mit dem Potenzial zu weiterer Wertsteigerung – mit hin zu einem empfehlenswerten Waldbaumodell.

Beim Blick in die Geschichte dieses Waldes wird deutlich, dass das Jahrhundertwährende Ringen um Nachhaltigkeit letztendlich zu einem kaum noch erwartbaren Erfolg geführt hat. Der Weg hierhin hat sich freilich als überaus steinig und kurvenreich erwiesen, mitunter mündete er auch in Sackgassen. Wer hätte dem ausgebeinten Klosterwald von einst, dem Schauplatz eines heute nachgerade grotesk anmutenden, unsäglich langwierigen, an Pedanterie kaum zu überbietenden Streits um Brennholzrechte, eine solche Karriere je zugetraut?

Wie war das damals noch: Hatte man dem Bürger von Sankt Georgen vor anderthalb Jahrhunderten nun drei oder vier badische oder württembergische Klafter – „*jedes zu 4 Rappen Pfennig verstammloset*“ – zugestanden und wie viele waren schließlich eingeflossen in die Berechnungen der Experten zur Ablösung der Rechte und zur Aufteilung des Röhlinwalds? Betrug der 1844 veranschlagte nutzbare Zuwachs 0,5 oder 0,8 Klafter pro Jahr und Morgen, oder war der vielleicht absichtlich allzu vorsichtig veranschlagt worden?

Egal: Das Forsteinrichtungswerk des Jahres 2013 verzeichnet einen im Stichprobenverfahren ermittelten Zuwachs von je 12 Vorratsfestmetern pro



Junge Weißtannen gedeihen im Schutz der Heidelbeere.



Nach einer wechselvollen Geschichte: Der Röhlinwald gilt heute ökologisch wie ökonomisch als Vorzeigemodell einer nachhaltigen Waldwirtschaft.

Hektar und Jahr bei Tanne und Fichte, von 6 Vorratsfestmetern bei der Kiefer. Im Stadtwald nebenan, erstritten von den Sankt Georgener Bürgern, werden es kaum weniger sein. Und aus dem bedauernswerten Unterförster Weißhaupt, dem seine vorgesetzte Dienststelle anno 1815 „*nicht die mindeste Kenntnis der Forstwirtschaft*“ glaubte, attestieren zu müssen, weil er nicht im Stande gewesen sei, auch nur eine stimmige „*Berechnung des kubischen Inhalts abzugeben*“, ist unterdessen der Forstinspektor MATTHIAS BREITHAUPT geworden, der als zuständiger Forstrevierleiter anno 2013 die Teilnehmer der ANW-Exkursion ebenso selbstbewusst wie sachkundig und routiniert in die Standorts- und Ertragsverhältnisse des Röhlinwalds eingeführt hat.

Der Röhlinwald, so hatte der vielgescholtene Waldkircher Bezirksförster Montanus 1816 noch geklagt, habe „*durch die vorzüglich stattgehabte Plänterwirtschaft*“ große Nachteile erlitten. Und noch weitaus abschätziger hatte sich 1932 Karl Philipp über das „*schauerliche Getöse der Femelschlacht*“ ausgelassen. Er und sein Epigone Emil Kurz, der vom badischen Landesforstchef zum gemeinen Villinger Forstamtschef degradierte und später baden-württembergischer Landesforstpräsident war, hatten den Röhlinwald in die „*Zwangsjacke des Keilschirmschlags*“ gesteckt, ehe wieder der „*freie Stil des Waldbaus*“ angesagt war.

Alles Schnee von gestern, alles Geschichte: Im Herbst des Jahres 2013 wurde für die Waldentwicklungstypen des Tannen-, Fichten- und Buchen-Mischwalds im baden-württembergischen Staatsforstbetrieb die Plenternutzung in Gestalt der Dauerwaldwirtschaft verbindlich vorgeschrieben.

Glossar

Forsteinrichtung (auch Taxation): Das badische Forstgesetz von 1833 schrieb für den öffentlichen Wald (Staats- und Gemeindewald) in zehnjährigem Turnus eine Betriebsprüfung durch betriebsfremde Taxatoren vor, bestehend aus Inventur der Holzvorräte, Erfolgskontrolle und Planung. Die Forsteinrichtungswerke bestehen aus einem textlichen Erläuterungsband und dem Zahlenwerk. Ein weiterer Bestandteil ist das Vermessungsoperat mit den neu eingemessenen Waldflächen.

Femel- oder Plenterwald: Ungleichaltriger Bergmischwald, entstanden durch einzelstammweise Entnahme von erntereifen Stämmen (durch Femeln oder Plentern/Pläntern), womit zugleich die natürliche Verjüngung angeregt wird, so dass keine Pflanzung erforderlich wird. Insbesondere die Schatten ertragende Weißtanne profitiert von dieser naturnahen Form des Waldbaus. Das badische Forstgesetz von 1833 verbot die Femelwirtschaft im öffentlichen Wald, weil ungleichaltrige Mischwälder sich mit dem damaligen Instrumentarium nicht messen und kontrollieren ließen.

Schlagweiser Altersklassenwald: Die Forstwissenschaft des 18. und 19. Jahrhunderts propagierte im Bestreben um Nachhaltigkeit gleichaltrige und gleichwüchsige Reinbestände in schachbrettartiger Anordnung als Flächen- oder Massenfachwerk.

Hartig'scher Großschirmschlag: Vom Forstklassiker GEORG LUDWIG HARTIG (1764–1837) für Laubwälder entwickelte Hiebsform, bei welcher zur Einleitung der Verjüngung großflächig das Bestandesdach aufgelockert wurde (erst im „Dunkelschlag“, dann im „Lichtschlag“) und schließlich die flächige Räumung der erntereifen Stämme folgte – also eine Form der Altersklassenwirtschaft. Nadelwälder wurden so destabilisiert, so dass Sturmschäden die Folge waren.

Badischer Femelschlag: Ein Kompromiss zwischen der Femelwirtschaft und der Altersklassenwirtschaft, den das badische Forstgesetz toleriert hatte, wobei befristet (etliche Jahrzehnte lang) gefemelt werden durfte, um ausreichend Naturverjüngung zu erzielen. Sodann wurde schlagweise (flächig) das verbliebene Altholz geräumt.

Keilschirmschlag: Nach einem Schirmschlag zur Einleitung der Naturverjüngung wurde der erntereife Waldbestand von Osten her (gegen die Hauptsturmrichtung) in gezackter Keilfront „räumlich geordnet“ geräumt.

Tannenvorwuchs: Die Schatten ertragende junge Weißtanne vermag in naturnahen Wäldern viele Jahrzehnte lang ohne nennenswertes Höhen- und Dickenwachstum „im Schattenschlaf“ zu verharren, um dann bei Auflichtung des Kronendachs wie ein biologisch junger Baum durchzustarten. In Bergmischwäldern stellen Vorwüchse eine wertvolle Reserve und ein charakteristisches Strukturelement dar.

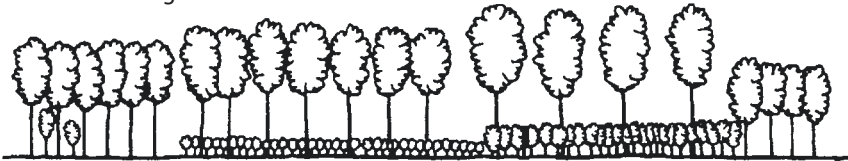
Vorbau: Pflanzung von Schatten ertragenden Tannen und Buchen unter dem Bestandesdach, wo die Naturverjüngung versagt.

Eine forstgeschichtliche Fährtenlese

Kahlschlag



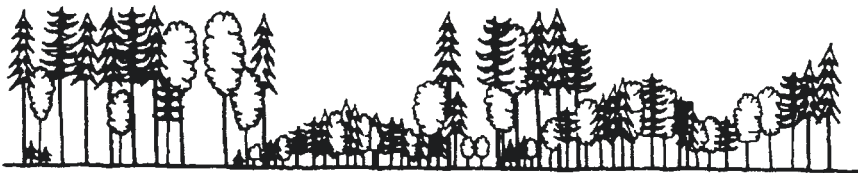
Schirmschlag



Saumschlag



Femelschlag



Plenterung



Grundformen von Naturverjüngungsverfahren (nach KNUCHEL und KÖSTLER). AUS: FREDO RITTERSHOFER: Waldpflege und Waldbau. Für Studierende und Praktiker. Rittershofer Verlag. Freising 1994.

Autor

WOLF HOCKENJOS

Der ehemalige Leiter des staatlichen Forstamts Villingen-Schwenningen (1980 – 2005) veröffentlicht seit Jahren in Büchern und verschiedenen Zeitschriften, auch regelmäßig in den Schriften der Baar, Beiträge mit wald- und landschaftskundlichen Themen.

Wolf Hockenjós
Alemannenstraße 30
78166 Donaueschingen
wohock@gmx.de

Anmerkungen

- 1 ANKE SIMON/ALBERT REIF: Die Vegetation des Röhlinwaldes (Ostschwarzwald) unter der besonderen Berücksichtigung der jüngeren Waldgeschichte. In: Schriften der Baar, Band 40 (1997), Seite 181–206. Dort steht (Seite 182): „*Der untersuchte Teil des Röhlinwaldes [...] wird vom staatlichen Forstamt Villingen-Schwenningen verwaltet und erstreckt sich über eine Fläche von 244 ha [...]. Nach Westen hin schließt sich der vom staatlichen Forstamt Triberg verwaltete Teil des Röhlinwaldes (Gemeindewald St. Georgen) an.*“
Im Zuge der Reform des Jahres 2005 sind die staatlichen Forstämter aufgelöst und in das Kreisforstamt des Schwarzwald-Baar-Kreises überführt worden.
- 2 KARL HASEL: Forstgeschichte. Pareys Studententexte Band 48, 1985 (ab Seite 230).
- 3 WOLF HOCKENJOS: Die Wiederentdeckung des Femelwaldes. Auf forstgeschichtlicher Spurensuche im Bücherschrank eines badischen Forstamtes. Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 164. Jahrgang 1993 (ab Seite 213).
- 4 KARL SCHUBERG: Schlaglichter zur Streitfrage: schlagweiser Hochwald- oder Femelbetrieb. Forstwissenschaftliches Centralblatt 1886 (Seite 131).
- 5 KARL GAYER: Der Waldbau. Berlin 1880.
- 6 WOLF HOCKENJOS: 100 Jahre Antrag Törring. AFZ-DerWald 21 / 2008.
- 7 KARL PHILIPP: Der Rationalisierte Waldbau. Ein Lehr- und Lesebuch. Karlsruhe 1932.
- 8 WOLF HOCKENJOS: Forstideologisches aus Baden. Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 166. Jahrgang 1995 (Heft 2/3).
- 9 GERHARD MITSCHERLICH/WOLFGANG MOLL: Über einen Versuch zur Bekämpfung der Heidelbeere im Hochschwarzwald. Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 133. Jahrgang 1962 (Heft 3).
- 10 KURT STEPHANI: Geschichte der Jagd in den schwäbischen Gebieten der fürstenbergischen Standesherrschaft. Donaueschingen 1938.
- 11 ERWIN KÖNIG/BERNHARD BAUMANN: Der Einfluß des Verbisses durch Rehwild auf die Naturverjüngung von Nadelwaldmischbeständen. Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 161. Jahrgang 1990 (Heft 9).

Die Kornweihe als Durchzügler und Wintergast auf der Baar – Beobachtungen an einem langjährigen Schlafplatz

von HARTMUT und GABI EBENHÖH und HELMUT GEHRING

Dieser Beitrag ist Felix Zinke († 2017) gewidmet, der sich unermüdlich für den Schutz der Natur auf der Baar eingesetzt hat.

Einleitung

Die drei in Deutschland brütenden Weihenarten Rohrweihe, Kornweihe (Bild 1 und 2) und Wiesenweihe (*Circus aeruginosus*, *C. cyaneus* und *C. pygargus*) haben in Europa eine ähnliche Brutverbreitung. Sie reicht von der Iberischen Halbinsel bis weit nach Osteuropa, dabei bestehen vor allem in Mitteleuropa große Verbreitungslücken. Die drei Weihen unterscheiden sich sehr wesentlich in ihrem Zugverhalten. Die Rohrweihe, die in Deutschland den größten Brutbestand der drei Arten hat, überwintert hauptsächlich in Westafrika. Sie ist regelmäßig zu den Zugzeiten im Frühjahr und vor allem im Herbst auf der Baar zu beobachten. Die Wiesenweihe ist ausgesprochener Langstreckenzieher und hat ihr Winterquartier südlich der Sahara. Auch sie erscheint auf dem Zug in unserem Raum, wird jedoch deutlich seltener als Rohr- und Kornweihe festgestellt.



Bild 1: Männchen der Kornweihe. Foto: Jiri Bohdal.



Bild 2: Weibchen der Kornweihe. Foto: Helmut Gehring.

Die Kornweihe hat in Deutschland den geringsten Brutbestand aller drei Arten. Nach starken Bestandsrückgängen brütet sie fast nur noch auf den Ostfriesischen Inseln. Ihr europäisches Brutgebiet reicht am weitesten nach Norden, sowohl auf den Britischen Inseln als auch in Fennoskandien (Skandinavien/Finnland/Karelien) und Nordwest-Russland. Sie ist Kurzstreckenzieher und überwintert in Mittel- und Südeuropa (BAUER et al. 2012, BAIRLEIN et al. 2014). Nach Ringfunden zeigen die baltischen und finnischen Brutvögel eine nordost-südwestliche Zugrichtung, so dass wir annehmen können, dass die im süddeutschen Raum durchziehenden und überwinterten Kornweihen aus diesen Gebieten und aus Nordwest-Russland stammen (BAIRLEIN et al. 2014).

Kornweihen jagen im Offenland. Sie sind spezialisierte Vogel- und Kleinsäugerjäger (BAUER et al. 2012). Bei uns können sie ab September/Oktobre bis März/April beobachtet werden. Außerhalb der Brutzeit nächtigen sie gern gemeinsam in Riedwiesen und Hochstaudenfluren. Obwohl sie im offenen Land jagen, sind Winterbestände eines Gebietes tagsüber kaum zu erfassen. Gute Ergebnisse erhält man dagegen durch Beobachtungen und Zählungen an ihren Schlafplätzen. Aus dem süddeutschen Raum sind einige Schlafplätze ausführlich beschrieben worden, nämlich aus der süd- und mittelbadischen Oberrheinebene (ANDRIS et al. 1970, KROPP/MÜNCH 1979), vom Federsee (EINSTEIN 2000) und zuletzt vom Ammerseegebiet (FACKELMANN 2011). Auch auf der Baar befindet sich ein

langjährig und regelmäßig besetzter Schlafplatz bei Pfohren (Donaueschingen), der bereits seit 1970 bekannt ist und von ZINKE/REICHELT (1976) aufgeführt wurde. Seit 1988 wird dieser Schlafplatz von unserer Beobachtergruppe kontrolliert. Er steht in seiner Bedeutung gemäß der Anzahl der hier regelmäßig erscheinenden Kornweihen nach dem Federseegebiet in Baden-Württemberg sicherlich an zweiter Stelle.

In dieser Arbeit wollen wir über Beobachtungen an diesem Schlafplatz berichten und unsere Ergebnisse mit den Beobachtungen an den anderen Schlafplätzen vergleichen.

Beschreibung des Gebietes

Das Ried Mittelmeß ist ein etwa 60 Hektar großes Niedermoorgebiet nordöstlich von Donaueschingen-Pfohren. Es liegt auf einer Höhe von 680 bis 700 m ü. NN. Ein leicht gewelltes Relief mit zu Nässe neigenden Böden prägt das Landschaftsbild. Die Moorfläche ist durch die Verlandung eines nacheiszeitlichen Sees entstanden (OPPERMANN 1997). Bis in die 1950er Jahre wurde hier noch intensiv Torf abgebaut. Nach dem Einstellen des Torfabbaus entwickelte sich ein abwechslungsreiches Mosaik aus Groß- und Kleinseggenrieden, Feuchtwiesen, Pfeifengrasbrachen und Röhrichten. In die weite, offene, baartypische Landschaft sind vereinzelt Weidenbüsche eingestreut (Bild 3).



Bild 3: Naturschutzgebiet (NSG) Birken-Mittelmeß – Schlafplatz der Kornweihen im Sommer.

Foto: Helmut Gehring.

Eine intensive landwirtschaftliche Nutzung erfolgt nicht. Einige Teilflächen werden aktuell nach naturschutzfachlichen Gesichtspunkten und den Richtlinien der Landschaftspflege des Landes Baden-Württemberg als Vertragsnaturschutzflächen extensiv bewirtschaftet. Ein großer Teil des Gebietes liegt seit Jahrzehnten brach.

Das Mittelmeß-Ried ist Bestandteil des Naturschutzgebietes (NSG) Birken-Mittelmeß. Die Unterschutzstellung als Naturschutzgebiet erfolgte im Zusammenhang mit dem Flurneuordnungsverfahren Donaueschingen-Pföhren 1996. Hierfür waren neben der Vogelwelt (unter anderem bedeutendes Brutgebiet des Braunkehlchens) auch botanische Besonderheiten von Bedeutung, so das Vorkommen von Strauchbirke (*Betula humilis*), Kammfarn (*Dryopteris cristata*) und Spatelblättriges Greiskraut (*Senecio helenitis*). Mittlerweile wurde auch ein stattliches Vorkommen des extrem seltenen Blauschillernden Feuerfalters (*Lycaena helle*) nachgewiesen.

Die südwestlich gelegenen Brachfluren mit dem ausgeprägten Bestand der Hochstaudenpflanze Mädesüß (*Filipendula ulmaria*) werden von den Kornweihen bevorzugt als Schlafplatz genutzt (Bild 4).

Daneben werden auch angrenzende Riedflächen zum Nächtigen angefliegen, so zum Beispiel das Hinterried, der Michelbrunnengraben und das Birkenried. Allerdings haben diese Schlafplätze nicht die Bedeutung des Mittelmeß-Rieds.

Material und Methode

Von einer schmalen Straße, die am Ried vorbeiführt, lassen sich die ankommenden und einfliegenden Kornweihen gut beobachten, ohne sie zu stören. Gezählt wurde vor allem bei der abendlichen Ankunft am Schlafplatz, nach Möglichkeit von mindestens zwei Personen. Die Beobachtungen sollten möglichst schon eine Stunde vor Sonnenuntergang beginnen. Zu diesem Zeitpunkt waren immer wieder schon einzelne Kornweihen anwesend. Der Haupteinflug erfolgte jedoch erst später (siehe unten). Morgenzählungen, wie sie von anderen Schlafplätzen berichtet werden, wurden nur ganz wenige durchgeführt. Die Beobachtungen am Abend waren von den Lichtverhältnissen in der Dämmerung abhängig und endeten, wenn offensichtlich keine Vögel mehr erschienen.

Die Kornweihen flogen aus verschiedenen Richtungen ein, vorzugsweise aus nördlicher und südlicher Richtung. Mit zunehmender Dämmerung konnte man die zum Teil sehr niedrig einfliegenden Weihen nur noch mit dem Fernglas erfassen. Wenn sie zu spät entdeckt wurden, war es nicht leicht, sie von bereits anwesenden Kornweihen zu unterscheiden, die noch über dem Ried flogen.

Die Erfassungsgenauigkeit hing weitgehend vom Verhalten der Kornweihen während des Einflugs ab. Im Zweifelsfall wurde eine sichere Minimalzahl notiert. Während die adulten (geschlechtsreifen) Männchen auch in der Dämmerung als solche erkennbar waren, haben wir auf die Unterscheidung von adulten Weibchen und Jungvögeln verzichtet, weil das auf größere Entfernung und vor allem bei schwächerem Licht nicht möglich war.

Beobachtungen an einem langjährigen Schlafplatz

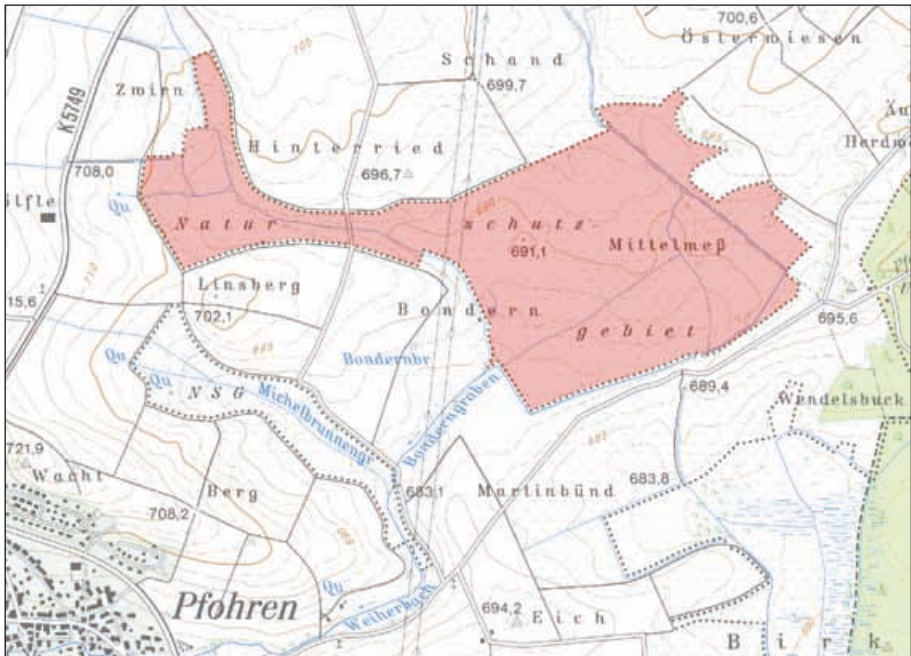


Bild 4: Schlafplatz-Einflug der Kornweihen am 19.10.2005 (17.30 bis 19 Uhr). Das räumliche Muster zeigt das typische Bild: Die Weihen bevorzugen den südwestlichen Teil des Mittelmeß-Rieds als Schlafplatz. Kartografische Grundlage: Geobasisdaten © Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg (www.lgl-bw.de), Az.: 2851.9-1/19.

In den einzelnen Jahren wurde sehr unterschiedlich häufig gezählt, abhängig von den Möglichkeiten der Beobachtergruppe. Wenn die Kornweihen ausblieben, wurde nur noch selten kontrolliert.

An den Zählungen haben sich im Laufe der Jahre viele Personen beteiligt. Es waren Roseltraud und Horst Dannert, Xaver Dietrich (†), Gabi und Hartmut Ebenhöf, Andreas Ebert, Matthias Ebert, Peter Gapp, Helmut Gehring, Marliese Hartel, Helmut Kaiser (†), Karl-Heinz Leyhe (†), Christel und Hermann Pelchen, Thomas Schalk, Kerstin Schatral und Felix Zinke (†). Einige weitere Personen beteiligten sich gelegentlich an den Zählungen.

Ergebnisse – Durchschnittliche Schlafplatzbesetzung

Die ersten Kornweihen nach der Brutzeit werden in manchen Jahren schon im August und September beobachtet. In dieser Zeit nächtigen hier auch regelmäßig Rohrweihen.

Die Zuwanderung beginnt in der Regel erst ab Anfang Oktober und erreicht Ende Oktober bis Anfang November ihren Höhepunkt (Bild 5). Die Abbildung (Pentaden-Summen der Individuen über 28 Jahre) zeigt ab Dezember einen deutlichen Rückgang des durchschnittlichen Winterbestandes (Pentade = Fünfergruppe). Dieser Rückgang ergibt sich daraus, dass in vielen Jahren die Kornweihen weiterziehen, wenn durch eine geschlossene Schneedecke mit Frost die vorwiegend gejagten Kleinsäuger nicht mehr erreichbar sind. Der endgültige Abzug erfolgt in der zweiten Märzhälfte bis spätestens Mitte April. Beobachtungen zur Brutzeit (Mai, Juni, Juli), wie sie noch von ZINK/REICHELT (1976) angegeben wurden, gab es in den letzten Jahren nicht mehr. Die Feststellung von zwei weibchenfarbigen Kornweihen am 4. Mai 2006 von Felix Zinke ist eine Ausnahme.

Stärke des jährlichen Einflugs

Durch die unterschiedliche Häufigkeit der Schlafplatz-Zählungen in den einzelnen Jahren würde eine Jahressumme der Pentaden-Maxima, wie EINSTEIN (2000) angibt, nicht unbedingt die tatsächliche Stärke des Einflugs widerspiegeln. Nach Bild 5 beobachtet man im Mittel Ende Oktober und im November die größte Anzahl von Kornweihen am Schlafplatz. Wie wir weiter unten zeigen, verläuft der jährliche Einflug unterschiedlich. Er erreicht in manchen Jahren sein Maximum erst im Januar oder Februar. Wir wählten als Maß für die Stärke des Einfluges einerseits die größte festgestellte Anzahl am Schlafplatz, andererseits (um einen einmaligen Spitzenwert auszugleichen) den Durchschnittswert der fünf höchsten Zählergebnisse im Laufe des Winters. Bei Letzterem nehmen wir aus einer Pentade nur einen Wert, das heißt wir mitteln die fünf höchsten Pentaden-Maxima.

In Bild 6 ist das Ergebnis dargestellt. Es zeigt, dass beide Werte denselben beinahe zyklischen Verlauf für den jährlichen Einflug ergeben. Wie man sieht, unterliegt die Besetzung starken Schwankungen. Neben „guten“ Jahren mit bis zu 40 Kornweihen (maximal 61 im Winter 1994/95) gibt es Jahre, in denen weniger als 10 Vögel gezählt wurden (siehe unten).

Verlauf der Schlafplatzbesetzung in einzelnen Jahren

In Bild 7 ist die Schlafplatzbesetzung von vier ausgewählten Jahren dargestellt. Die Auswahl soll zeigen, wie unterschiedlich die Besetzung verlaufen kann.

Eine durchgehende Besetzung wie im Winter 2001/02 ist typisch für Jahre, in denen die Baar weitgehend schneefrei bleibt (Bild 7b). Frostperioden spielen eine untergeordnete Rolle, solange der Boden offen ist und Kleinsäuger gejagt werden können. Einen ähnlichen weitgehend konstanten Winterbestand stellten wir in den Jahren 1988/89 und 1997/98 fest.

Im Herbst 1994 (Bild 7a) stieg die Anzahl der Kornweihen von Mitte Oktober bis Mitte Dezember kontinuierlich an und erreichte das bisherige Maximum von 61 Vögeln. Nach der großen Anzahl der auf der Baar anwesenden Mäusebussarde war es ein gutes Mäusejahr. Anfang Januar gab es Schneebedeckung und Frost und keine Weihe flog mehr den Schlafplatz an. Erst im Februar und März, nachdem der Boden wieder offen war, zählten wir wieder bis zu 11 Kornweihen am Schlafplatz.

Der Abzug bei Schnee und Frost trifft auf eine ganze Reihe von Jahren zu. Beispielsweise erfolgte der Abzug im Winter 1999/2000 bereits weitgehend im November, während im Winter 2002/03 erst Anfang Februar eine bis zu 50 cm hohe Schneedecke die Vögel vertrieb.

Im Winter 2006/07 verließen die Kornweihen Ende Januar/Anfang Februar bei Frost und Schnee das Gebiet; ein Teil kehrte dann Ende Februar wieder zurück. Kurzstreckenzieher müssen in der Lage sein, bei sich verschlechternden

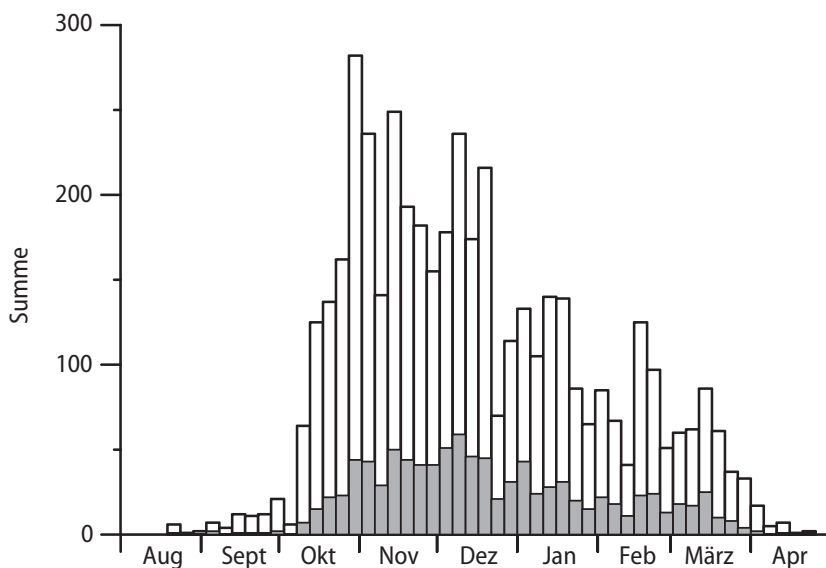


Bild 5: Jahreszeitliches Auftreten: Summen der Pentaden-Maxima 1988 bis 2016 (28 Winter).
 Grau: geschlechtsreife (adulte) Männchen. Pentade = Fünfergruppe.

Die Kornweihe als Durchzügler und Wintergast auf der Baar

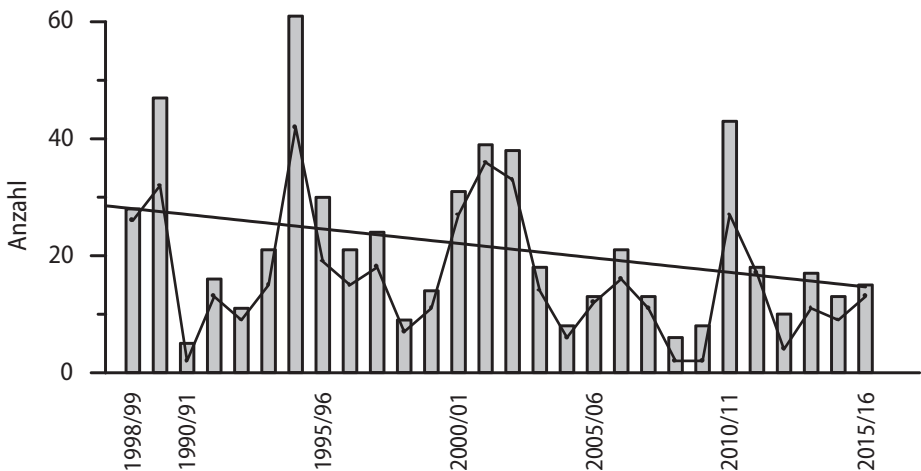


Bild 6: Bestandsentwicklung: Wintermaxima am Schlafplatz Mittelmeß in den einzelnen Jahren (Säulen) mit Regressionsgerade. Linienkurve: Durchschnitt der fünf höchsten Zählwerte von Oktober bis Anfang März. Aus einer Pentade wurde nur ein Wert berücksichtigt.

Bedingungen in den nördlichen Überwinterungsgebieten auszuweichen und weiterzuziehen.

Auch bei der letzten Beobachtung im Winter 2015/16 verließen die meisten Kornweihen das Gebiet, als Mitte Januar Schnee und Frost einsetzten (Bild 7d). Im Februar fanden sich zwar wieder Kornweihen ein. Eine stabile Schlafplatzgesellschaft von auch nur wenigen Vögeln bildete sich nicht mehr, wie man aus der wechselnden Anzahl von Männchen und weibchenfarbigen Vögeln ablesen kann.

Ungewöhnlich war der Verlauf im Winter 2013/14 (Bild 7c). Nach einem schwachen Bestand von November bis Januar von durchschnittlich sechs Kornweihen stieg die Anzahl Ende Februar/Anfang März auf maximal 17 Vögel an.

In vier Jahren hatten wir eine Maximalbesetzung von höchstens 10 Kornweihen am Schlafplatz. Im Winter 1991/92 waren im November erst fünf Kornweihen anwesend. Da es bereits Anfang Dezember anhaltend Schnee und Frost gab, fanden sich keine weiteren Weihen ein.

Im August 2008 wurde das Ried im Mittelmeß zum großen Teil abgemäht. Vermutlich war das der Grund, dass sich dann im Herbst nur wenige Kornweihen einfanden. Zusätzlich bedeckte ab Mitte Dezember vielfach eine geschlossene Schneedecke die Baar. Auch im folgenden Winter 2009/10 stellten sich nur wenige Kornweihen ein.

Im Winter 2012/13 schließlich wurden im Oktober an mehreren Zähltagen noch keine Kornweihen festgestellt (nur einmal drei weibchenfarbige), Mitte November dann einmalig 10 Vögel, doch wenige Tage später dann nur

Beobachtungen an einem langjährigen Schlafplatz

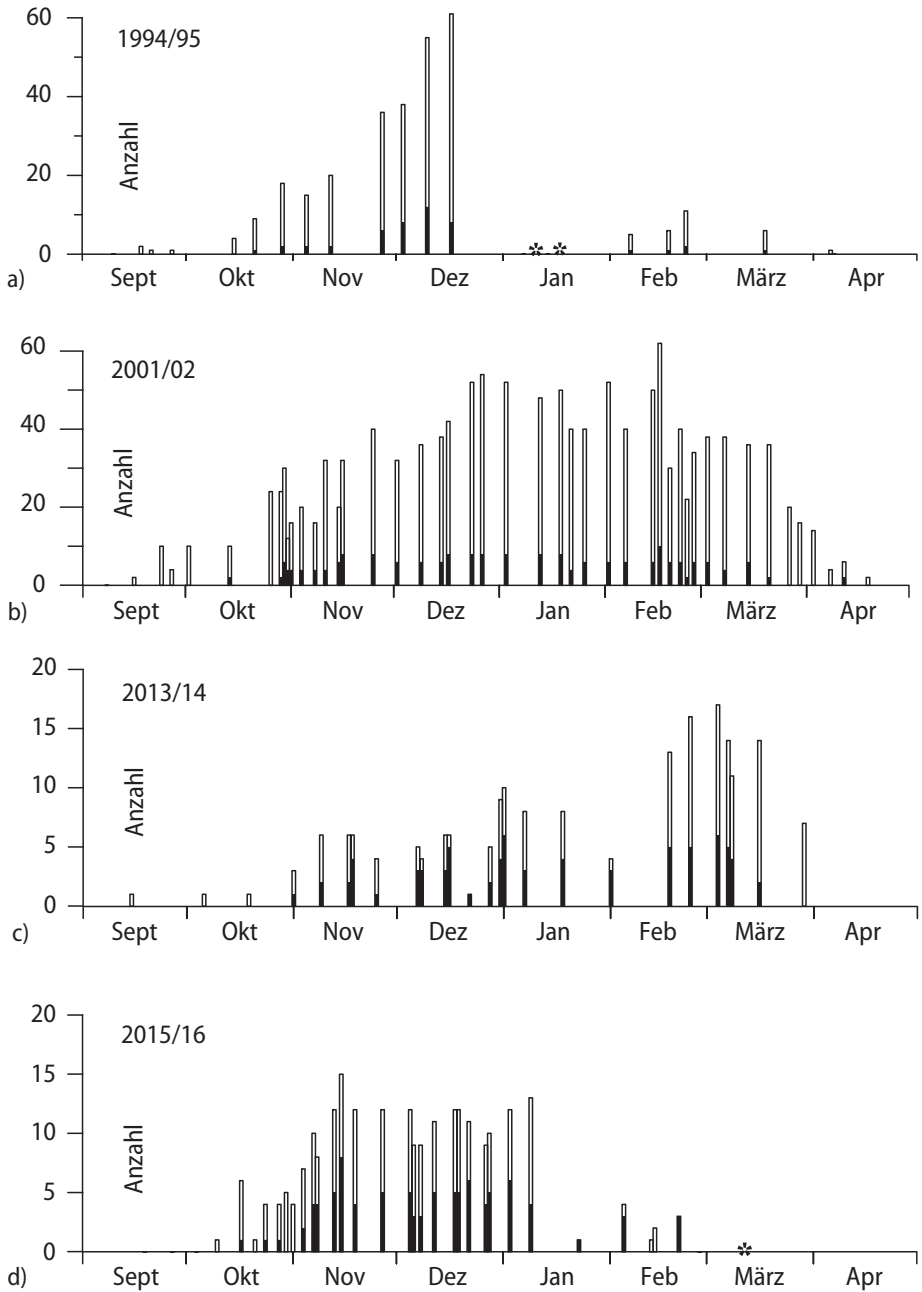


Bild 7: Schlafplatz-Besetzung in einzelnen Jahren (historisch geordnet).

Stern (*): Die Beobachtung fand statt – keine Kornweihen anwesend. Schwarz: adulte Männchen.

noch drei oder vier. Der Dezember begann mit Schnee und Dauerfrost, danach wurden nur noch ein bis zwei Männchen gesehen.

Ankunft und Verhalten am Schlafplatz

Im Herbst erscheint die Mehrzahl der Kornweihen in der Stunde vor Sonnenuntergang am Schlafplatz (Bild 8), nur ein kleiner Teil nach Sonnenuntergang (Bild 9a). Im Mittwinter, bei kürzerer Tageslänge (unter 9 Stunden), verschiebt sich die Ankunft bezogen auf den Sonnenuntergang erwartungsgemäß nach hinten. Fast die Hälfte der Vögel fliegt erst in der Viertelstunde nach Sonnenuntergang den Schlafplatz an (Bild 9b). Nimmt die Tageslänge wieder zu, bleibt es bei der späteren Ankunft (Bild 9c). Einzelne Kornweihen erscheinen bereits eine Stunde vor Sonnenuntergang oder noch früher am Schlafplatz, wie es auch von FACKELMANN (2011) beschrieben wird.

Ankommende Kornweihen überfliegen das Ried einige Male, ehe sie sich absetzen. Früh ankommende Kornweihen jagen oft noch in der Umgebung des Riedes oder sie setzen sich auf kurzrasige Flächen in der Nachbarschaft hin, bevor sie später ins Ried einfallen. Ankommende Kornweihen stoßen bisweilen auf bereits sitzende Vögel und bringen diese so noch einmal zum Auffliegen. An manchen Tagen herrscht große Unruhe unter den Kornweihen. Manchmal ist es ein Fuchs, der durchs Ried streicht und die Kornweihen aufscheucht. Oft können die Beobachter keinen Grund für die Unruhe erkennen. Möglicherweise sind es Tage, an denen neue Kornweihen angekommen sind.

Die ersten im Herbst erscheinenden Kornweihen werden häufig von Rabenkrähen angegriffen. Später im Herbst/Winter ist das nicht mehr der Fall. Mäuse-



Bild 8: Kornweihen-Weibchen im Anflug zum Schlafplatz. Foto: Helmut Gehring.

Beobachtungen an einem langjährigen Schlafplatz

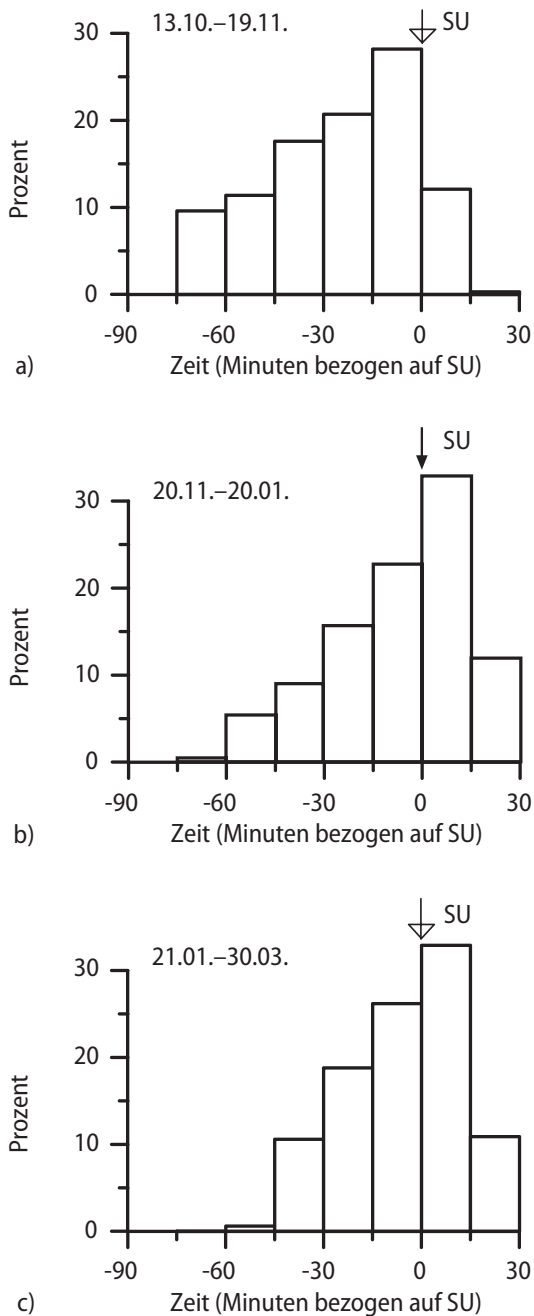


Bild 9: Ankunft der Kornweihen am Schlafplatz in verschiedenen Zeitabschnitten des Winters (Auswertung über alle Beobachtungszeiträume). SU: Sonnenuntergang.

bussarde, die über das Ried fliegen, werden nur ausnahmsweise von Kornweihen angegriffen. Dagegen wurde ein Raufußbussard am Rande des Riedes attackiert, während die gleichzeitig anwesenden Mäusebussarde nicht beachtet wurden. Bei einem Habicht fliegen die Kornweihen auf, kreisen zusammen hoch und rufen dabei. Meist fallen sie später wieder ein, bisweilen jedoch ziehen sie geschlossen ab. Ob sie dann einen Ausweichschlafplatz anfliegen oder ob sie unbemerkt in der tiefen Dämmerung zurückkommen, wissen wir nicht. Dass ein Habicht eine Kornweihe schlug, wie EINSTEIN (2000) berichtet, konnten wir nicht beobachten. Ein Wanderfalke, der im Herbst einen Ruheplatz in den Gittermasten einer Überlandleitung hatte, stieß gelegentlich auf die Kornweihen. Auch hier konnten wir nicht beobachten, dass er Jagderfolg hatte.

Bei strengem Frost flogen einzelne Weihen in den nahe gelegenen Unterhölzer Wald. Wo sie dort nächtigten, konnten wir nicht herausfinden.

Anteil adulter Männchen

Die Jungvögel der letzten Brutsaison ähneln den adulten Weibchen. Sie lassen sich bei guten Beobachtungsbedingungen erkennen. Das ist am Schlafplatz wegen der Beobachtungsentfernung und den Lichtverhältnissen meist nicht der Fall. Wir haben daher beim Zählen nur zwischen den gut erkennbaren adulten Männchen und den weibchenfarbigen Vögeln unterschieden.

Der durchschnittliche Anteil adulter Männchen in allen Jahren von September bis April liegt bei knapp 22 %, ermittelt aus den Pentaden-Maxima (siehe Bild 5). Im Durchschnitt steigt der Männchenanteil von Oktober (14 %) bis Dezember (25,6 %) an und bleibt bis März bei 24 bis 25 %. Das heißt, dass Weibchen und Jungvögel im Durchschnitt etwas früher als adulte Männchen ziehen. Gleiches stellten auch EINSTEIN (2000) und FACKELMANN (2011) fest. Am Federsee liegt der durchschnittliche Männchenanteil im Dezember mit 30 bis 40 % deutlich höher als bei uns. Bei uns erreicht nur in einzelnen Jahren der Anteil adulter Männchen Werte um 40 bis 50 %. Das geht einher mit einer relativ geringen Anzahl von Kornweihen insgesamt. Andererseits blieb auch in mehreren Jahren mit geringer Anzahl von Vögeln der Männchenanteil unter 25 %.

Dazu zwei Beispiele aus jüngster Zeit mit hohem Männchenanteil: Im Winter 2013/14 waren in den Monaten November und Dezember nur drei bis neun Kornweihen anwesend, durchschnittlich die Hälfte davon waren Männchen. Im Herbst 2015/16 zählten wir vier bis 15 Kornweihen, 42 % waren Männchen. Beides, niedrige Anzahl von Kornweihen und hoher Männchenanteil deuten auf eine schlechte Brutsaison in den Herkunftsgebieten hin. Lag die Schlafplatzbesetzung bei über 20 Kornweihen, war der Männchenanteil immer unter 25 %.

Einzugsbereich und weitere Schlafplätze

Tagsüber sind in der direkten Umgebung des Schlafplatzes kaum Kornweihen (Bild 10) anzutreffen. Das Jagdgebiet scheint die gesamte Riedbaar und andere Bereiche der Baar darüber hinaus zu umfassen. Mit Sicherheit spielen die

Beobachtungen an einem langjährigen Schlafplatz

Wiesen der Donauniederung zwischen Donaueschingen und Gutmadingen, die als Natura-2000-Gebiet ausgewiesen sind, eine bedeutende Rolle. EINSTEIN (2000) gibt für den Federsee einen Einzugsbereich von 10 bis 15 km um den Schlafplatz an. Das dürfte auch für unseren Bereich zutreffen.

Wenn bei Frost und Schnee (Bild 11) nur wenige Kornweihen auf der Baar verbleiben, wird der Schlafplatz im Mittelmeß nicht angeflogen. Für Einzeltiere oder kleine Gruppen gibt es folglich noch weitere Nächtigungsorte auf der Baar, die uns unbekannt sind. Mit Sicherheit gibt es gelegentlich aufgesuchte Schlafplätze in kleinen Brachflächen in der Niederung der Stillen Musel beim Ankenbuck.

Bei Fischbach (Gemeinde Niedereschach, Gebiet Pfaffenberg) im Norden des Schwarzwald-Baar-Kreises bestand während des Untersuchungszeitraums mindestens drei Jahre lang ein Schlafplatz, der von drei bis sechs Kornweihen aufgesucht wurde (DANNERT/PELCHEN, mündliche Mitteilung). Im Winter 2000/01 nächtigten sie in einer hohen, nicht gemähten Wiese und in einer angrenzenden Ackersenf-Fläche auf trockenem Untergrund. Im Winter 2004/05 wurden hier von Oktober bis Dezember wieder drei bis sechs Kornweihen festgestellt, während im gleichen Jahr im Mittelmeß nur maximal acht Kornweihen gesehen wurden. Der Schlafplatz bei Fischbach bestand auch noch im Winter 2005/06, danach nicht mehr, weil offensichtlich eine geeignete Hochstaudenflur fehlte.



Bild 10: Weibliche Kornweihe im Suchflug. Foto: Helmut Gehring.

Diskussion

Der näherungsweise zyklische Verlauf der Schlafplatzbesetzung (Bild 6) dürfte im Wesentlichen mit der Feldmausdichte zusammenhängen, das heißt mit der Nahrungsverfügbarkeit im Umfeld des Schlafplatzes. EINSTEIN (2000) vermutet dasselbe für das Federseegebiet. Jedoch verlaufen die Winterbestände auf der Baar, am Ammersee und am Federsee nicht gleichsinnig, wie Tabelle 1 zeigt. Man vergleiche etwa die Jahre 1990/91 und 2004/05 (niedrige Werte bei uns) oder 1994/95 mit dem höchsten Wert im Mittelmeß, während sowohl im Ammerseegebiet und am Federsee durchschnittlich weniger Vögel erschienen.

ZINKE/REICHEL (1976) fanden in den Jahren 1970/71 bis 1975/76 als Maximalzahlen vier bis 13 Kornweihen und einmal 25 (Winter 1974/75), während wir in einigen Jahren zwischen 1988 und 2002 30 bis 40 Vögel zählten. Bis in die 1990er Jahre hat sich somit der Winterbestand deutlich erhöht. Eine Zunahme der Kornweihen von 1970 bis in die Mitte der 1990er Jahre stellt auch GATTER (2000) fest, nach den am Randecker Maar (Schwäbische Alb) im Herbst durchziehenden Kornweihen. Danach deutete sich dort eine Abnahme an. Im Durchschnitt vermerken wir ebenfalls einen Rückgang der Kornweihen seit den 1990er Jahren, wie die fallende Regressionsgerade in Bild 6 zeigt. Gerade das Jahr 2011/12 mit wenigen Kornweihen bei einem guten Mäusejahr stützt die Vermutung, dass die Brutbestände im Herkunftsgebiet abgenommen haben.



Bild 11: Bei geschlossener Schneedecke rasten nur noch wenige Kornweihen auf der Baar.

Foto: Helmut Gehring.

Beobachtungen an einem langjährigen Schlafplatz

Winter	Mittelmeß	Ammersee	Federsee
1988/89	28	9	71
1989/90	47	18	156
1990/91	5	17	42
1991/92	16	12	22
1992/93	11	37	45
1993/94	21	13	15
1994/95	61	7	13
1995/96	30	15	25
1996/97	21	6	37
1997/98	24	10	63
1998/99	9	21	
1999/00	14	16	
2000/01	31	11	
2001/02	39	59	
2002/03	38	87	
2003/04	18	36	
2004/05	8	78	
2005/06	13	45	
2006/07	21	51	
2007/08	13	119	
2008/09	6	20	
2009/10	8	33	

Tabelle 1: Vergleich der Wintermaxima (Tagessummen) an den Schlafplätzen Pfohren-Mittelmeß, Ammerseegebiet und Federsee, soweit sich die erfassten Jahre überschneiden.

Bild 12: Überwinternder Raubwürger:
Der Raubwürger gehört ebenfalls zu den regelmäßigen Herbst- und Wintergästen im NSG Birken-Mittelmeß. Foto: Helmut Gehring.



Ausblick

Dass rastende oder gar überwinternde Zugvögel (Bild 12) nicht nur einen sicheren Platz für die Übernachtung benötigen, ist eine Selbstverständlichkeit. Ein ausreichendes Nahrungsangebot ist in gleicher Weise erforderlich. Um die überregionale Bedeutung für die bei uns rastenden und überwinternden Kornweihen zu erhalten, müssen die Vegetationsstruktur am Schlafplatz und das Nahrungsangebot im Umfeld gesichert werden.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass der hohe Anteil an Dauergrünland im Bereich der Baar-Hochmulde für die Kornweihen eine große Rolle spielt. Wir gehen davon aus, dass sich das für die Ernährung tagsüber genutzte Jagdgebiet von den auf Muschelkalk gelegenen Gebieten im Westen bei Wolterdingen bis zum Fuße des Albtraufs bei Öfingen im Osten erstreckt. Im Süden dürfte die Donauniederung mit ihren wechselfeuchten Wiesen eine bedeutende Rolle als Jagdgebiet spielen.

Nur wenn es gelingt, günstige Bedingungen in den Brut-, Rast- und Überwinterungsgebieten zu erhalten oder zu schaffen, können unsere Zugvögel dauerhaft überleben. Wir sollten unseren Beitrag dazu leisten.

Autoren

GABI EBENHÖH

DR. HARTMUT EBENHÖH

Gabi und Hartmut Ebenhöh sind hervorragende Kenner der heimischen Vogelwelt mit dem Schwerpunkt Greifvögel. Sie haben bereits mehrere Beiträge in unserer Schriftenreihe veröffentlicht.

Gabi und Dr. Hartmut Ebenhöh
Kirnacher Höhe 7
78089 Unterkirnach
hartmut.ebenhoeh@t-online.de

DR. HELMUT GEHRING

Helmut Gehring befasst sich seit Jahrzehnten sehr intensiv mit der Vogelwelt der Baar. Er ist Autor zahlreicher Beiträge über die heimische Tier- und Pflanzenwelt.

Dr. Helmut Gehring
Königsberger Straße 30
78052 Villingen-Schwenningen
gehring.vs@t-online.de

Literatur

ANDRIS, K./F. SAUMER/F. TRILLMICH (1970): Beobachtungen an Schlafplätzen der Kornweihe (*Circus cyaneus*) in der Oberrheinebene. In: Vogelwelt. Band 91 (Seite 1841–91).

BAIRLEIN, F./J. DIERSCHKE/V. DIERSCHKE/V. SALEWSKI/O. GEITER/K. HÜPPOP/U. KÖPPEN/W. FIEDLER (2014): Atlas des Vogelzuges. Ringfunde deutscher Brut- und Gastvögel. Aula-Verlag Wiebelsheim.

BAUER, H.-G./E. BEZZEL/F. FIEDLER (2012): Kompendium der Vögel Mitteleuropas. Aula-Verlag Wiebelsheim.

EINSTEIN, J. (2000): Zug, Überwinterung und Verhalten der Kornweihe (*Circus cyaneus*) am Federsee (Süddeutschland, Oberschwaben). In: Ornithologische Jahreshefte für Baden-Württemberg. Band 16 (Seite 13–22).

FACKELMANN, C. (2011): Langjährige Schlafplatztradition der Kornweihe (*Circus cyaneus*) im Ammerseegebiet und die Bedeutung des Ampermoos. In: Ornithologischer Anzeiger. Band 50 (Seite 43–60).

GATTER, W. (2000): Vogelzug und Vogelbestände in Mitteleuropa. Aula-Verlag Wiebelsheim.

GEDEON, K./C. GRÜNEBERG/A. MITSCHKE/H. SUDFELD/W. EIKHORST/S. FISCHER/M. FLADE/S. FRICK/I. GEIERSBERGER/B. KOOP/M. KRAMER/T. KRÜGER/N. ROTH/T. RYSLAVY/S. STÜBING/S. R. SUDMANN/R. STEFFENS/F. VÖKLER/K. WITT (2014): Atlas Deutscher Brutvogelarten. Stiftung Vogelmonitoring Deutschland und Dachverband Deutscher Avifaunisten. Münster.

KROPP, R./C. MÜNCH (1979): Beobachtungen an Schlafplätzen überwinternder Kornweihen (*Circus cyaneus*) in der Renchniederung (Mittelbaden). In: Ökologie der Vögel. Band 1 (Seite 165–179).

OPPERMANN, R. (1997): Das Gebiet Mittelmeß und sein Umfeld – Vegetation, Habitatstruktur und Avifauna. In: Schriften der Baar. Band 40 (Seite 128–129).

ZINKE, F./G. REICHELT (1976): Die Riedbaar – ihre Biotope und ihr Bestand bedrohter Vögel. In: Schriften der Baar. Band 31 (Seite 15–52).

CASIMIR BUMILLER (Hg.): Geschichte der Stadt Villingen-Schwenningen

Band II: Der Weg in die Moderne • 736 Seiten, gebunden – 35 Euro

Verlag der Stadt Villingen-Schwenningen. Villingen-Schwenningen 2017.

Zur 1200-Jahr-Feier der Erst-Erwähnung der drei Baar-Orte Schwenningen, Tannheim und Villingen in einer Urkunde des Karolingerkaisers Ludwig des Frommen aus dem Jahr 817 hat die Stadt Villingen-Schwenningen unter Mitarbeit von zehn Autorinnen und Autoren unter der Federführung des Historikers CASIMIR BUMILLER nun erstmals eine umfangreiche Stadtgeschichte veröffentlicht. Der vorliegende Band II ist einem hoffentlich noch erscheinenden Band I vorgeschaltet, damit nun, nach dem Ableben (fast) aller Zeitgenossen, endlich die Geschichte der bisher eher „vergessenen“ NS-Zeit umfassender aufgearbeitet werden kann.

Im Gegensatz zu bisherigen Publikationen beschränkt sich der vorliegende Band nicht auf einzelne Orte, Themen und Zeitabschnitte, sondern stellt ein umfassendes Bild der Doppelstadt vom Jahr 1806 – dem Ende des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation unter Napoleons Einfluss – bis in die Gegenwart dar und geht dabei im Gegensatz zum Untertitel weit über den „Weg in die Moderne“ hinaus. Außerdem ist der Buchtitel etwas irreführend: Zu der seit 1972 bestehenden Doppelstadt gehören bekanntlich nicht nur die beiden Stadtbezirke Villingen und Schwenningen, sondern auch die verschiedenen Ortsteile wie das in der besagten Urkunde erwähnte Tannheim. Diese Orte tauchen aber erst im letzten Kapitel und eher am Rande auf.

Das Buch umspannt und thematisiert also in politischer Hinsicht den badischen und württembergischen Spätabolutismus,



die Zeit Napoleons einschließlich der Befreiungskriege, Restaurationszeit und Vormärz, die 1848er Revolution, die konstitutionellen Monarchien Baden und Württemberg, das „halbdemokratische“ deutsche Kaiserreich – hier geht es im engeren Sinne um den „Weg in die Moderne“ –, die demokratische Weimarer Republik, den Rückfall in die NS-Diktatur und den Zweiten

Weltkrieg mit allen damit verbundenen Gräueln, die Besatzungszeit mit zunächst zaghaftem politischen Neubeginn und schließlich die bis heute bestehende Bundesrepublik, in deren Epoche die Vereinigung der beiden Städte im Jahre 1972 fällt.

In ökonomischer Hinsicht prägte die Schwerpunktverlagerung vom primären, sekundären und tertiären Wirtschaftssektor die Geschichte von Villingen und Schwenningen ganz wesentlich: Am Beginn stand eine weitgehend agrarische, allerdings schon von Handwerk durchdrungene Wirtschaft, dann folgte eine zunehmend handwerklich und vorindustriell geprägte Phase, die weiter in die industrielle Epoche führte – hier ist für die Doppelstadt die Uhrenindustrie besonders hervorzuheben. Nach der schmerzlichen Strukturkrise seit den 1970er Jahren entwickelte sich gerade in Villingen-Schwenningen die postindustrielle, vor allem auf Dienstleistungen aller Art beruhende Wirtschaft. Die Stadt war in den vergangenen zwei Jahrhunderten immer wieder von schweren Krisen und Rückschlägen betroffen, die es zu meistern galt. Heute steht Villingen-Schwenningen wirtschaftlich wieder gut da.

Mit dem Wandel der Wirtschaft korrespondierte die gesellschaftliche Entwicklung: Zu Beginn stand eine dörflich und kleinstädtisch geprägte Gesellschaft, selbst in Villingen wohnten damals weniger als 3.000 Menschen. Die Bewohner lebten überwiegend in einer nach heutigen Maßstäben kaum vorstellbaren Armut, die durch die napoleonischen Kriege, Seuchen und andere Umstände verschlimmert wurde. Durch die zunehmende wirtschaftliche Entwicklung und Migration veränderte sich die Gesellschaft zu einer städtisch geprägten: Kultur, Vereinswesen, bessere Bildung durch das Schulwesen, aber auch soziale Einrichtungen veränderten die Lebenswelt der Menschen in der späteren Doppelstadt. Dazu trug auch die Industrialisierung entscheidend bei: Aus ehemaligen Bauern und Handwerkern wurden Industriearbeiter. Langsam wuchs der Wohlstand, Freizeit spielte eine wichtigere Rolle. Andererseits herrschte, vor allem durch den Zweiten Weltkrieg und dessen Folgen bedingt, in beiden Städten bis in die 1960er Jahre eine erdrückende Wohnungsnot, die ein Leben auf engstem Raum bedingte. Inzwischen hat der Dienstleistungssektor überhand genommen, die gegenwärtige Gesellschaft ist städtisch geprägt mit all ihren Licht- und Schattenseiten.

In diesem Kontext sei noch auf die für die Doppelstadt wichtige konfessionell-religiöse Entwicklung in den vergangenen gut 200 Jahren verwiesen, die das Buch ebenfalls thematisiert. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren das ausschließlich katholische Villingen und das ausschließlich protestantische Schwenningen kulturell streng voneinander getrennt. Es brauchte lange, bis man sich dazu durchrang, Bürger der jeweils anderen Konfession in den eigenen Reihen erst zu tolerieren und dann zu akzeptieren. Durch gesellschaftliche Umbrüche vermischten sich die Religionen immer mehr, neue kamen hinzu. Jedoch ist ein letzter Rest der alten Konfessionalisierung bis heute nicht verschwun-

den, auch wenn sich die heutige urbane Gesellschaft weitgehend säkularisiert hat.

Diese allgemeinen politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklungen stecken den Rahmen der Stadt ab und wirkten, wie im Buch gut dokumentiert, immer auf sie ein.

Es ist an diesem Ort unmöglich, auch nur die wesentlichen Inhalte zu referieren, allein die Aufzählung der zentralen behandelten Themen, die alle Bereiche menschlichen Lebens und Zusammenlebens umfassen, würde den hier vorgegebenen Raum sprengen. Der über zweieinhalb Kilogramm schwere „Wälzer“ im Format 28/22/4 cm enthält 9 Hauptkapitel, die in weitere über 320 (!) Unterkapitel gegliedert sind. Man muss sich also für die Lektüre schon sehr viel Zeit nehmen, wenn man nicht nur flüchtig darin blättern will.

Das Buch ist allein vom Volumen her ein riesiger Wissensschatz, die Autoren haben sich sehr viel Mühe gegeben, dem Leser die Stadtgeschichte der letzten 200 Jahre strukturiert, detailliert und anschaulich wiederzugeben. Dazu trägt die Fülle der graphischen Darstellungen wie Reproduktionen alter und neuer Gemälde, Fotos, Karten, Tabellen, Faksimiles von Dokumenten und Plakaten und anderem bei.

Oberbürgermeister Rupert Kubon schreibt im Grußwort, mit dem vorliegenden Buch solle „*das historische Erbe und Gedächtnis beider Städte bewahrt und geschärft [...] und mit der vergleichenden Betrachtung beider Geschichten die Verbundenheit der Bürgerinnen und Bürger mit ihrer Kommune gefördert werden [...]*.“ (Seite 7). Der erste Punkt scheint gut realisiert: Villingener wie Schwenninger finden sehr viele Informationen von der Anekdote bis zur Strukturanalyse ihrer jeweiligen Stadtgeschichte.

Die vergleichende Methode hingegen, die bei den heutigen Einwohnern ein Gefühl gemeinsamer Identität aufkommen lassen soll, überzeugt nur teilweise. Dies betrifft vor allem die Geschichte bis zum

Zusammenschluss der Städte im Jahr 1972. Casimir Bumiller als Herausgeber postuliert im Vorwort, „*dass die historische Entwicklung beider Kommunen in der Zeit vor 1972 in einem Zwei-Säulen-Modell erarbeitet werden muss*“, und diese getrennte Darstellung werde in „*resümierenden vergleichenden Absätzen immer wieder miteinander verklammert*.“ (Seite 7).

Herausgekommen ist ein Buch, das sich in weiten Teilen eher wie eine Geschichte von „Villingen und Schwenningen“ [Hervorhebung durch den Rezensenten] – so der Titel der letzten großen Publikation zur Stadtgeschichte aus dem Jahr 1999 zur Tausendjahrfeier der Marktrechtsverleihung an Bezelin von Villingen – anmutet, aber nicht wie die eigentlich angestrebte, deutlicher identitätsstiftende „Geschichte Villingen-Schwennings“.

Spannender wäre das Buch zu lesen, wenn es die beiden Orte unter den verschiedenen Themen immer wieder direkt miteinander vergleichen würde, also die wesentlichen Gemeinsamkeiten und Unterschiede herausarbeiten und fragen würde, was im Einzelnen dazu beigetragen hat, dass sich bestimmte Erscheinungen in den beiden Orten ähnlich oder eben unterschiedlich entwickelt haben. Dann hätten die referierten großen Stoffmengen von Anfang an unter einer klareren Fragestellung gestanden.

Die vom Herausgeber angesprochenen, den einzelnen Kapiteln angehängten vergleichenden Absätze sind daher auch die interessantesten Abschnitte des Buches, an ihnen hätte sich das gesamte Werk orientieren können. Die parallele Vorstellung der beiden Orte führt teilweise auch zu Wiederholungen. Ein Beispiel ist das wichtige und immer wiederkehrende Thema der Maßnahmen gegen die Wohnungsnot, das meist erst ausführlich für den einen, dann für den anderen Ort geschildert wird, ohne dass relevante Unterschiede deutlich werden. Diese Darstellungen wirken streckenweise ermüdend, vor allem, wenn sie

Verwaltungsvorgänge immer wieder *in extenso* ausbreiten. Hier wäre es spannender gewesen, in Dokumenten mehr die betroffenen Menschen zu Wort kommen zu lassen und zu verdeutlichen, wie sie konkret unter den Missständen zu leiden hatten.

Trotz der mit viel anerkennenswertem Fleiß recherchierten und zusammengetragenen Fakten bleiben in dem Buch Lücken und Unausgewogenheiten. In der Villingener Lokalpresse wurde bereits moniert, dass der von den Nationalsozialisten ermordete Kantor Ewald Huth nicht erwähnt wird. Dies ist aber nur Teil des Mankos, dass etwa bei der Darstellung der Verfolgung von Gegnern und Kritikern des NS-Regimes fast nur Kommunisten, Sozialdemokraten oder Gewerkschaftler thematisiert werden. Auch wenn diese als erste und am schlimmsten den Terror erfahren mussten, wäre es angebracht gewesen, auch die anderen, etwa „Bürgerliche“, zu würdigen.

Ähnliches gilt für die unmittelbare und frühe Nachkriegszeit: Als politische Akteure, die das Fundament für das spätere freiheitliche, rechtsstaatliche und demokratische System legten, treten wieder vorwiegend Kommunisten, Sozialisten und Gewerkschaftler in Erscheinung. So ist Mitgliedern der KPD, die Anfang der fünfziger Jahre, noch vor ihrem Verbot als verfassungsfeindliche Partei, in der politischen Bedeutungslosigkeit versank, mehr Raum gewidmet als denen der CDU, einer Parteienneugründung, die mit dem zu Weimarer Zeiten noch weitgehend unbekanntem Konzept der Volkspartei so erfolgreich wurde und die Geschehnisse sowohl des Landes als auch der Städte Villingen und Schwenningen bis heute maßgeblich geprägt hat.

Es ließen sich noch weitere Aspekte anführen, hier soll nur noch auf das vielleicht größte Manko des Buches hingewiesen werden: Es fehlen jegliche Register. Gerade wegen der manchmal erschlagenden Fülle des Stoffes, der vielen Orte, Namen, Institutionen und Gesellschaften aller Art, fällt es schwer, sich in dem über 700-seitigen

Werk zu orientieren. Die erwähnten über 300 Unterkapitel bringen zwar eine deutlichere Struktur in das Buch. Diese wird aber wieder weitgehend dadurch verwässert, dass im Inhaltsverzeichnis nur die neun Hauptkapitel mit Seitenzahlen aufgeführt werden, die ihrerseits teilweise über 100 Seiten umfassen. Wer das Buch, das sich ohnehin nicht einfach in einem Zug durchlesen lässt, als Informations- und Wissensschatz nutzen möchte und beispielsweise etwas über die Geschichte seines Sportvereins wissen möchte, wird es schwer haben, das Gesuchte zu finden. Hier hätte die Stadt gut getan, in Zeiten sprudelnder Einnahmen etwas mehr zu investieren.

An dem Buch haben neben dem Heraus-

geber mitgearbeitet: Dr. MARGA BURKARDT, KILIAN FEHR, UTE GRAU, Dr. BARBARA GUTTMANN, Dr. HEINRICH MAULHARDT, Dr. ROBERT NEISEN, Dr. ANJA RUDOLF und Dr. MONIKA SPICKER-BECK.

Diese Buchbesprechung will nicht den Eindruck zurücklassen, der vorliegende Band sei nicht lesenswert. Der Rezensent hat ihn mit großem Interesse durchgearbeitet und dabei viel Neues gelernt. Er möchte dem Herausgeber und den Autoren dafür ausdrücklich seinen Respekt zollen. Vielleicht lässt sich aber beim noch folgenden Band I das eine oder andere optimieren.

Dr. Michael Raub
(Villingen-Schwenningen)

JAN KEUPP • JÖRG SCHWARZ: Konstanz 1414 – 1418 • Eine Stadt und ihr Konzil
181 Seiten, gebunden – 20 Euro • Verlag Konrad Theiss. 2. Auflage. Darmstadt 2017.

Rechtzeitig zum letzten Jubiläumsjahr (600 Jahre Konstanzer Konzil) ist die Neuauflage des Buches von KEUPP/SCHWARZ erschienen. Es ist eine sehr gute Einführung in die Thematik und erklärt das damalige Geschehen in allgemeinverständlicher Sprache. Zur Vorbereitung eines Besuchs der Stadt Konstanz und der Veranstaltungen zum Konzilsjubiläum im Jahr 2018 bestens geeignet.

Das Buch ist dreigeteilt: Am Anfang geht es in einer allgemeinen Einleitung um die Frage, was ein Konzil überhaupt ist. Es folgt eine Beschreibung der politischen und kirchengeschichtlichen Dimensionen des Konzils und schließlich wird die damalige Sozial- und Alltagsgeschichte der Handelsstadt Konstanz geschildert.

Der Historiker JÖRG SCHWARZ von der Ludwig-Maximilians-Universität München stellt die Frage: Ein Konzil – was ist das? Das Wort kommt vom lateinischen „concilium“, das eine allgemeine Versammlung, einen Kreis oder eine Schar bezeichnet. Im Latein des Mittelalters wird das Wort nur noch für organisierte Versammlungen der

christlichen Kirchen verwendet, deren beherrschende Gestalt zunächst vor allem der oströmische Kaiser war. Nach der 1054 erfolgten Trennung der Westkirche von der Ostkirche berief nun der Papst die Konzilien ein. Sie waren jetzt universelle Versammlungen der römischen Kirche und beanspruchten die Gültigkeit ihrer Beschlüsse für die gesamte westliche Kirche.

Im zweiten, geschichtlichen Buchteil, der den Rezensenten am meisten faszinierte, erzählt Schwarz stringent und klar geordnet von dem politischen und kirchlichen Rahmen, in dem das Konzil stattfand.

Zur Vorgeschichte: Zu Beginn des 14. Jahrhunderts begann für Europa eine Epoche, die geprägt war von neuem Gedankengut, von Handelsbeziehungen, aber auch von Widersprüchen und schroffen Gegensätzen. Es war keine Krisenzeit für das Zeitalter, wohl aber für die Kirche: Die in Rom ansässigen Päpste gerieten nach Ende der Stauferzeit in eine zunehmende politische Abhängigkeit vom französischen König. Dies führte schließlich 1309 zur Übersiedlung des Papstes von Rom nach Avignon.

Dieses Exil in Avignon dauerte fast 70 Jahre. In dieser Zeit verfiel die Stadt Rom, blieb aber religiöser Mittelpunkt, so dass die Päpste 1377 wieder dorthin zurückkehren konnten. Die anti-französische Haltung des 1378 gewählten Papstes Urban VI. führte dazu, dass die französischen Kardinäle einen Gegenpapst wählten, der wieder nach Avignon zurückkehrte.

So begann das Große Abendländische Schisma: 1409 beriefen nicht die beiden Päpste, sondern die Kardinäle ein Konzil nach Pisa ein. Das Konzil zitierte sowohl den Papst aus Rom als auch den Papst aus Avignon vor das Konzil, wo sie sich rechtfertigen sollten. Weil sie nicht erschienen, wurden beide für abgesetzt erklärt. Ein neuer Papst wurde gewählt. Die beiden Gegenpäpste akzeptierten ihre Absetzung nicht. So gab es jetzt drei Päpste – das Schisma war also noch größer geworden.

Der in Pisa neu gewählte Papst lebte nur noch ein Jahr. Ihm folgte mit dem Italiener Baldassare Cossa als Johannes XXIII. ein typischer „Renaissance-Mensch“. Er plante, durch Einberufung eines neuen Konzils nach Rom das Schisma zu beenden. Doch dort herrschte Chaos, nachdem die Stadt vom König von Neapel erobert und geplündert worden war. Die Sicherheit der Konzilsteilnehmer war nicht zu gewährleisten.

Daraufhin machte Sigismund, 1411 zum römisch-deutschen König gewählt, als Schutzherr der Kirche den Vorschlag, das Konzil im Reichsgebiet, nämlich in Konstanz durchzuführen. Dies wurde nach längeren Verhandlungen von Papst Johannes akzeptiert. Der Beginn wurde auf den Allerheiligentag des Jahres 1414 festgesetzt.

Wenige Tage davor zog Papst Johannes



mit viel Pomp in Konstanz ein und unterstrich damit seinen Machtanspruch, den auch die Konstanzer Bürger verstanden und akzeptierten. Tagungsort war zunächst das Münster der Stadt. Dort fanden 45 Sitzungen statt. Anfang 1415 stellten die Kardinäle überraschend ein Dokument mit 18 Anklagepunkten gegen den Papst zusammen. Ihnen missfiel der monarchische und selbstbezogene Regierungsstil des Papstes. Aus Furcht vor einer Publikation dieser Liste gab

Papst Johannes im Februar 1415 die Partie verloren und dankte ab.

König Sigismund ließ die Stadt absperren, doch Ende März konnte Johannes nach Schaffhausen fliehen, wo der ihm wohlgesonnene Herzog Friedrich von Tirol über die österreichischen Vorlande herrschte. Beim Versuch, nach Frankreich zu entkommen, wurde Johannes in Breisach gefangen und nach Radolfzell gebracht. Im Prozess vor dem Konzil ab Ende Mai 1415 wurde er als unwürdig und gefährlich offiziell abgesetzt. Bis 1419 war er Gefangener in der Feste Mannheim. Schließlich konnte er sich mit einem hohen Lösegeld freikaufen, starb jedoch noch im gleichen Jahr im heimatlichen Italien.

Der Name Johannes war für lange Zeit als Papstname diskreditiert. Erst über 500 Jahre später, im Jahre 1958, wählte Angelo Giuseppe Roncalli wieder den Papstnamen Johannes. Die Nummer XXIII war frei, weil das fünfjährige Pontifikat von Baldassare Cossa (1410–1415) aus der offiziellen Zählung gestrichen worden war. Papst Johannes XXIII. hatte für 1962 das Zweite Vatikanische Konzil einberufen. Er war einer der sympathischsten und eindrucksvollsten Erscheinungen auf dem Stuhl Petri.

Zurück zum Konstanzer Konzil: Auf Druck des Konzils trat der in Rom residierende Gregor XII. als Papst ab. Er wurde wieder Kardinal, starb aber noch vor Ende des Konzils im Jahr 1417. Der dritte Papst – Benedikt XIII. – residierte als Papst in Avignon. Er verweigerte die vom Konzil erhobene Rücktrittsforderung und berief sich darauf, dass er von jenen Kardinälen gewählt worden sei, die vor dem Schisma 1378 ernannt worden waren. Dennoch wurde er im Juli 1417 vom Konzil abgesetzt und aus der Kirche ausgeschlossen. Er starb 1423 im hohen Alter auf einer Burgfestung am spanischen Mittelmeer.

Nun musste ein neuer Papst gewählt werden: Nach langen Diskussionen über den Wahlmodus wurde das Konklave am 8. November 1417 im Lager- und Kaufhaus am Konstanzer Seeufer (das heutige „Konzilsgebäude“) eröffnet. Bereits drei Tage später wurde Oddo Colonna, ein Kardinal aus dem römischen Adel, zum Papst gewählt. Er nahm den Namen des Tagesheiligen Martin an.

Der neue Papst Martin V. stellte die Macht des Papsttums im Kirchenstaat wieder her, begann eine umfassende bauliche Erneuerung der Stadt Rom und verlagerte das Zentrum der päpstlichen Macht vom Lateran nach Sankt Peter. Mit seinem Auszug aus Konstanz im Mai 1418 war das Konzil beendet.

Das vorliegende Buch schildert auch den Prozess gegen Jan Hus und dessen Hinrichtung, was aber hier nicht thematisiert wird, weil bereits in den *Schriften der Baar* (Band 56/2016) eine Rezension von Rolf Baiker

über den böhmischen Reformator enthalten ist. Siehe dazu auch die folgende Buchbesprechung zu den Wegbereitern der Reformation.

Der dritte Teil des Buches schließlich widmet sich der Schilderung des Eigen- und Innenlebens der Stadt Konstanz zur Zeit des Konzils. Der Historiker JAN KEUPP (Universität Münster) berichtet einfühlsam und detailfreudig über das Leben der Einwohner und das der Gäste in der Stadt. Der Themenkreis beginnt mit dem Streit von Patriziern und Zünften um Einfluss im Rat der Stadt, setzt sich fort mit der Erzählung über das Schicksal und die Erlebnisse der vielen Konzilsgäste aus aller Welt und schließt mit der erbaulichen Beschreibung von Sinneslust und schönen Frauen, wie sie der welterfahrene Minnesänger Oswald von Wolkenstein in seinen Liedern preist.

Wolkenstein zog viel durch die Lande. Er sang an verschiedenen europäischen Höfen. In der Konzilsstadt Konstanz endet im Jahr 2018 das Konzilsjubiläum mit dem „Jahr der Kultur“, das Oswald von Wolkenstein gewidmet ist. Die Stadt lädt 2018 zu Veranstaltungen zum „Jahr der Kultur“ nach Konstanz ein.

Alles ist gut recherchiert, wird humorvoll erzählt und macht das Buch zu etwas Besonderem, dem man viele Leser wünscht.

Bücher zum Konstanzer Konzil wurden in den *Schriften der Baar* bereits vorgestellt: Band 2014 (Seite 217) / Band 2015 (Seite 227) / Band 2016 (184) / Band 2017 (Seite 169).

Dr. Hans Keusen (Bräunlingen)

WALTER RÜGERT: John Wyclif, Jan Hus, Martin Luther – Wegbereiter der Reformation
112 Seiten – 16 Euro • Südverlag, Konstanz 2017.

Das vorliegende kleine Buch von WALTER RÜGERT ist die vierte von bisher fünf zum Umfeld des Konstanzer Konzilsjubiläums erschienenen Veröffentlichungen. Alle Bän-

de der Reihe sind außerordentlich instruktiv, für den interessierten Laien leicht lesbar und wunderschön illustriert. In den *Schriften der Baar* wurden aus der Reihe bereits

vorgestellt: Konstanz zur Zeit des Konzils (2015), Jan Hus (2016) und Hieronymus von Prag (2017). Im Band 2019 wird der Band „Martin V.“ vorgestellt.

Ohne zu sehr ins historische Detail zu gehen, erfährt der Leser sehr Erhellendes zur Vorgeschichte des Konstanzer Konzils und zu der bisweilen komplizierten Verschränkung von Adels- und Kirchenpolitik auf der britischen Insel wie in Kontinentaleuropa. Die leichte Lesbarkeit tut der profunden Information keinerlei Abbruch.

Rüger schließt damit auch eine Lücke inmitten der Reformationsfeierlichkeiten der letzten Jahre, die sich allzu sehr mit der Gestalt Luthers beschäftigten, der mitnichten der Alleinverantwortliche für diese reformatorische Wendezeit und damit für den Aufbruch in die Neuzeit ist.

Schon John Wyclif (1330–1384) wurde durch seine Analyse des Zustands der Kirche im Vergleich zu den Maßstäben des Evangeliums zum leidenschaftlichen Kirchenkritiker. Er eröffnete damit auch den Reigen der Einzelgestalten, die dem eigenen Gewissen und der persönlichen Einsicht auch unter Androhung von Strafen mehr gehorchten als den Vorschriften und Lehrsätzen der Mächtigen in Kirche und Welt. So kritisierte er etwa die Zölibatsverpflichtung, zumal dieses wie auch andere Gelübde kaum gehalten wurden. Auch bezeichnete er lange vor Luther den Papst in Anspielung auf die Apokalypse als den „Antichristen“.

Auch die erst auf dem Laterankonzil von 1215 festgezurte extreme Abendmahlslehre mit der Vorstellung einer realen Wesenswandlung durch die Amtsgewalt der geweihten Priester und noch dazu, ohne den Laien auch den Kelch anzubieten – bis heute Lehre der katholischen Dogma-



tik und Praxis der Liturgie – war schon Wyclif ein Dorn im Auge wie einige Jahrzehnte später noch verstärkt Jan Hus und Martin Luther.

Wie kam Jan Hus zu seiner Position, die ihn schließlich in Konstanz auf den Scheiterhaufen brachte? Jan Hus las mit hoher Sensibilität die Kirchenschriften des zum Professor avancierten Wyclif, die ihm wohl vom zehn Jahre jüngeren Oxford-Studenten und Freund Hieronymus von Prag überbracht worden waren (siehe

Besprechung des Hieronymus-Bandes durch den Rezensenten im Band 2017 der *Schriften der Baar*). Bekanntlich erlitt Hieronymus ein Jahr später in Konstanz dasselbe Schicksal wie Hus. Gedenk-Inschriften beider „Märtyrer der Wahrheit“, wie sie die Hussiten heute nennen, finden sich im „reuigen“ Konstanz unter anderem am Hussenstein, vor der Lutherkirche und im Hus-Museum. Während Wyclif außer einer Art Strafversetzung ungeschoren davonkam – seine nachträgliche Verurteilung auf dem Konstanzer Konzil und Exhumation mit Verbrennung der Gebeine blieben ihm in Diesseits erspart –, ging man mit den unbeugsamen Tschechen Jan Hus und Hieronymus von Prag weniger glimpflich um.

All dies ist im rezensierten Bändchen klar, nachvollziehbar und in gebotener Kürze dargestellt. Mehr Details auch zur politischen Dimension der Vorgänge finden sich im Band „Jan Hus“ in dieser Reihe.

Und Martin Luther, der dritte im Titel? – Hätte man in der gedruckten und digital überbordenden Fülle an Lutheranalysen und Lutherhommagen im Reformationsjahr auf die Darstellung dieses Giganten im vorliegenden Buch verzichten können? – Nein, denn dem Autor ist der theologische und historische Vorlauf zum umfassenden

Geschehen im 16. Jahrhundert und bis heute wichtig. Das Konzil zu Konstanz hat bei der Untersuchung des „Falles Hus“ die Sprengkraft der Schriften von Wyclif wiedererkannt. Die große Gelegenheit einer „Reform an Haupt und Gliedern“ nutzten indessen das Konzil und dessen restaurative Kräfte nicht. Die Legende, wonach Hus (zu deutsch „Gans“) gesagt haben soll, dass nach ihm ein „Schwan“ komme, dass er also quasi noch prächtiger in der Gestalt Luthers wieder auferstehen werde, scheint sich erfüllt zu haben.

Verdienst des Luther-Kapitels ist, dass Rügert aufzeigt, wie die Gedanken der Vorläufer in Luther weiterwirkten und wie sich die politischen Verhältnisse nach einem weiteren Jahrhundert ohne Kirchenreform und unter der Ägide eines wenig geliebten, globalpolitisch bedrängten Kaisers wie auch durch das Autonomiestreben deutscher Landesfürsten zugunsten von Luthers Anliegen verändert haben. Die Reformation nahm ihren Lauf und wurde durch zahlreiche weitere, eher vergessene Namen von Reformern in die Fläche ausgestreut.

Freilich sollte sich Wyclifs zentrale Vision und Forderung eines absolut friedlichen

Christentums, frei von Krieg und Mord, nicht erfüllen. Schon die Hussitenkriege, bald nach dem empörenden Feuertod des Prager Predigers aus der „Bethlehem-Kapelle“, dann das gewaltsame Aufbegehren der Bauern und Luthers strenge Reaktion darauf oder die Gewalt des Eiferers Thomas Müntzer, der spätere Dreißigjährige Krieg, die verschiedenen konfessionellen Fundamentalismen und nicht zuletzt der Judenhass des späten Luther wurden zu einer Art negativer Dialektik der Reformation. Diese mündete schließlich in die nationalsozialistische Verirrung der sogenannten „Deutschen Christen“.

Erst in der Gegenwart scheinen sich die Konfessionen langsam zu einer recht eingeschränkten Synthese im Blick auf die gemeinsamen Wurzeln und unter der Last der gemeinsamen Herausforderungen zu verbinden. Schön nachzulesen im Schlusskapitel „Die Reformation und die Folgen – gute Bedingungen und verpasste Chancen“.

Die handliche Ausgabe zu den Wegbereitern der Reformation nimmt man gerne mit auf eine Reise oder Besichtigung.

Elmar Enssle (Donaueschingen)

JENS JUNGINGER (Hg.): Das evangelische Tuttlingen • Glaubensernst – Gewerbefleiß – Gestaltungskraft • 184 Seiten – 20 Euro • Kohlhammer-Verlag, Stuttgart 2017.

Tuttlingen war, wie FRIEDEMANN MAURER in seinem Beitrag schreibt, von der Reformation bis ins 19. Jahrhundert hinein eine Konfessionsinsel, „ein feste Burg“ gegenüber einem andersgläubigen Umland (ab Seite 70), der südlichste Außenposten des württembergischen Luthertums. Eine solche Lage prägt Geschichte und Selbstbewusstsein einer Stadt nachhaltig. Daher lag es nahe, im Jahr des Reformationsjubiläums den Weg der evangelischen Kirche Tuttlingens in die Gegenwart in einer Vortragsreihe nachzuzeichnen.

Die fünf Beiträge dazu werden in diesem Band einer größeren Öffentlichkeit vor-

gestellt. MATTHIAS FIGEL beschreibt, wie der Reformator Ambrosius Blarer 1535 im deutschen Südwesten, auch in Tuttlingen, das neue Bekenntnis einführte. MATTHIAS WISCHMEYER untersucht die Einrichtung einer neuen Kirchenordnung im 16. und 17. Jahrhundert. FRIEDEMANN MAURER deutet die pietistisch geprägte Mentalität der Tuttlinger als den tragenden Grund der dynamischen Wirtschaftsentwicklung seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. MATTHIAS KOHLER schildert, wie sich im Nationalsozialismus die landeskirchliche Orthodoxie gegen die „Deutschen Christen“ behaupten konnte. JENS JUNGINGER stellt vor dem

Hintergrund der allgemeinen Entwicklungen in Deutschland die Veränderungen in der evangelischen Kirche Tuttlingens bis zur Gegenwart dar.

Auch wenn die einzelnen Beiträge auf ihr jeweiliges Thema konzentriert sind und sich nicht zu einer durchgehenden Geschichte des evangelischen Tuttlingens zusammenfügen, werden wesentliche Stationen, Impulse und leitende Ideen dieser Entwicklung deutlich.

Trotz des Titels geht es keineswegs nur um Tuttlingen. Vielmehr wird die neuzeitliche Kirchengeschichte der Stadt stets aus größeren – württembergischen und deutschen – Zusammenhängen hergeleitet. Das ist prinzipiell sinnvoll, schließlich kann ein schwäbisches Amtsstädtchen, anders als Lindau, Straßburg oder Zürich, auf dieser Ebene kaum eine eigenständige Entwicklung beanspruchen. Es kommt jedoch auf die Gewichtung an. Der Beitrag über Ambrosius Blarer macht dessen Persönlichkeit und Wirken greifbar, aber von Tuttlingen ist erst gegen Ende auf wenigen Seiten die Rede (ab Seite 28). Dagegen stellt sich vor dem Hintergrund der NS-Kirchenpolitik im Reich der Kampf des Dekans Ebbinghaus gegen die Zumutungen der Regimeanhänger als spannendes Drama vor Ort dar.

Die gesellschaftlichen und kirchlichen Umbrüche in der Bundesrepublik von 1945 bis heute werden in einiger Breite dargestellt. Tuttlinger Bürger berichten in Erzählcafés von ihren diesbezüglichen Erfahrungen. Dies wird methodisch eingefangen und auf die örtliche Ebene hinuntertransponiert. Vielleicht hätte für die Frühe Neuzeit der Tuttlinger Blickwinkel noch deutlicher hervorgehoben werden können, wenn Quellen wie Visitationsakten oder Kirchenkonventsprotokolle systematischer herangezogen wor-



den wären. Für die ersten drei Beiträge hätte man sich eine Karte der Territorien und Konfessionen gewünscht.

FRIEDEMANN MAURER ist der einzige Nichttheologe unter den Autoren. Er befasst sich mit der Tuttlinger Wirtschaftsgeschichte, als deren profunder Kenner er sich einmal mehr erweist. Als Pädagoge sucht er für die erstaunliche Entwicklung der Stadt zum heutigen Weltzentrum der Medizintechnik

nach mentalen Ursachen und findet sie in Protestantismus und Pietismus. Dabei bedient er sich der berühmten These Max Webers von Prädestinationsglauben und innerweltlicher Askese, die er ohne viele Umschweife auf Tuttlingen überträgt (ab Seite 76). Das könnte allerdings, um seine eigenen Worte zu benutzen, eine „steile These“ (Seite 82) sein – zu steil, denn sie verharrt methodisch im Bereich der Hypothese: Die ohnehin umstrittene Annahme, die Weber vor allem für den Calvinismus Westeuropas und Amerikas entwickelt hat, wird mit keiner Quelle aus Tuttlingen oder auch Württemberg in der historischen Realität schwäbischer Lutheraner verankert. Zu fragen wäre überdies, wie sich in Maurers Erklärungsansatz landeskirchliche Orthodoxie und Pietismus, an und für sich Gegensätze, zueinander verhalten.

Anmerkungen und Literaturverzeichnis zeigen, dass die Aussagen der Autoren auf solider Quellenbasis beruhen und dem Stand der Forschung entsprechen. In Format und Aufmachung erfüllt der Band hohe ästhetische Ansprüche. So wird 500 Jahre nach der Reformation nachdrücklich in Erinnerung gerufen, dass das evangelische Bekenntnis zur historischen Identität Tuttlingens gehört.

Michael Tocha (Villingen-Schwenningen)

ANDREA ALTHAUS: Vom Glück in der Schweiz? • Weibliche Arbeitsmigration aus Deutschland und Österreich (1920 – 1965) • 447 Seiten, kartoniert – 45 Euro
Campus-Verlag. Frankfurt am Main 2017.

Lebensgeschichtliche Erzählungen von Frauen, die ihr Glück in der Schweiz suchten, stellt ANDREA ALTHAUS in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung, Migrationserzählungen deutscher und österreichischer Frauen, die von den 1920er bis in die 1960er Jahre in der Schweiz im Haushalt oder im Gastgewerbe arbeiteten.

Die Verwendung von lebensgeschichtlichen Erzählungen ist in der Geschichtswissenschaft nicht unumstritten. Ihnen wird häufig vorgeworfen, sie seien „*subjektiv verzerrte*“, teilweise sogar „*absichtlich verfälschte*“ Darstellungen einer historischen Wirklichkeit (Seite 31). Der Historikerin Andrea Althaus kommt es deshalb darauf an, einen Weg zu suchen, „*wie Lebensgeschichten als Quellen für die Analyse eines historischen Phänomens herangezogen werden können, ohne sich dabei in Einzelfallanalysen zu verlieren und den außertextlichen Bezug aus den Augen zu verlieren.*“ (34).

Grundsätzlich gilt: Wer sich erinnert, erzählt (35). Grundlagen der Dissertation von Andrea Althaus sind überwiegend biographisch-narrative Interviews. Die Autorin geht von bestimmten Kategorien aus und lässt die befragten Frauen dann frei erzählen. Dabei stellen diese selbst ihren lebensgeschichtlichen „*Erlebnis-, Ereignis- und Erzählzusammenhang* her.“ Die Interviews wurden transkribiert und wegen der Mundart der Befragten sprachlich angepasst. Wesentlich sind für Althaus aber nicht die Einzelfälle. Sie möchte Charakteristika der Migrationsbewegung deutscher und österreichischer Frauen in die Schweiz erarbeiten und untersuchen, wie die betrof-



fenen Frauen die Migrationserfahrung in ihre Lebensgeschichte einbetteten und interpretierten.

Die einzelnen Lebensgeschichten werden miteinander verglichen, was Gemeinsamkeiten in den unterschiedlichen Lebensberichten aufzeigt. Außerdem werden die biographischen Erzählungen in ihren historischen Kontext gesetzt und eingeordnet.

Über Archivmaterial erarbeitet Andrea Althaus in einem ersten Teil ihrer Dissertation die Geschichte der Migration deutscher und österreichischer Frauen in die Schweiz, die seit 1880 zum Einwanderungsland wurde.

Zwischen 1889 und 1910 waren zwei Drittel aller Einwanderer Deutsche und Österreicher. Durch deren monarchistisches Denken sah die Schweizer Gesellschaft ihre politische Souveränität mehr und mehr gefährdet, Überfremdungsängste entstanden. 1930 waren von 110.590 Hausangestellten in der Schweiz knapp ein Drittel Ausländerinnen, rund 70 Prozent davon Deutsche. Offensichtlich gab es zu dieser Zeit nicht mehr genug Schweizerinnen, die bereit waren, eine Arbeit mit relativ schlechten, unübersichtlichen Arbeitsbedingungen und wenig Freizeit anzunehmen, ein Arbeitsplatz, zu dem die persönliche Abhängigkeit vom Arbeitgeber gehörte und der insgesamt gesellschaftlich wenig Anerkennung fand.

Viele Schweizer Mädchen wollten nicht mehr bedienen, weshalb die Schweizer Hausfrauen und das Gastgewerbe nach billigen und arbeitswilligen fremden Dienstmädchen verlangten. Da diese fremden Frauen aber im Kern der Schweizer Gesell-

schaft, in der Schweizer Familie, arbeiteten, wurde diese Entwicklung argwöhnisch beobachtet. „*In der Gestalt der deutschen Hausangestellten [...] verbanden sich diskursiv Geschlecht, Nationalität und berufliche Tätigkeit zu einer, den schweizerischen ‚Volkskörper‘ bedrohenden, Gefahr.*“ (79). Die ausländischen Hausangestellten seien eine Gefahr für schweizerische junge Leute. Die Deutschen und die Österreicherinnen kämen nur „zum Männerfangen“ in die Schweiz. Im gesellschaftlichen Diskurs der Schweiz galten 1939 die Losungen: „*Dienst im Haus ist Dienst am Volke*“ (78) und „*die Schweizer [Männer?] den Schweizerinnen*“ (84).

In der Nachkriegszeit kam zu den Überfremdungängsten die Angst vor der Einschleppung von Krankheiten durch die fremden Frauen, die angeblich durch ihre Arbeit in den Familien eine besondere gesundheitliche Bedrohung darstellten. Zu Beginn der 1960er Jahre wurde es für die Schweiz aber immer schwieriger, Hausangestellte aus dem Ausland zu bekommen. Auch deutsche und österreichische Mädchen suchten keine Stellen im Haushalt mehr, und wenn doch, dann wollten sie ihr Haushaltsjahr mit dem Erlernen von Französisch verbinden und gingen eher in die Westschweiz.

Vor dem erarbeiteten Hintergrund eines Diskurses der deutschen und österreichischen Dienstmädchen in Politik und Gesellschaft interpretiert Andrea Althaus dann die verwendeten Lebensgeschichten.

Die 79 Erzählerinnen der Untersuchung von Andrea Althaus wurden zumeist zwischen 1925 und 1945 geboren (85 Prozent). Mehr als 90 Prozent der befragten Frauen unterschiedlichster sozialer und regionaler Herkunft migrierten nach 1945 in die Schweiz. In der Regel hatten sie eine entbehrungsreiche Kindheit und Jugend hinter sich. „*Lernen, arbeiten [auch für Kinder] und in die Kirche gehen war sehr wichtig.*“ (160). Eine strenge Erziehung forderte von ihnen Werte ein wie Gehor-

sam, Verzicht auf Widerrede und auf eigene Meinung. Diese Erziehungsziele wurden außerdem häufig mit physischer Gewalt durchgesetzt.

„*Der auf christlicher – hier meist katholischer – Grundlage basierende (Autoritäts-) Glaube, der den Kindern in der Kirche, Schule und Familie eingetrichtert wurde, regelte sämtliche zwischenmenschliche Beziehungen und legte nicht nur alters-, sondern auch schichtspezifische Hierarchien fest.*“ (164). Solche gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen haben in den von Andrea Althaus vorgelegten biographischen Erzählungen eine große Bedeutung.

Die Arbeit steht bei vielen der Befragten in ihrer Kindheit und Jugend an erster Stelle. „*Ich war einfach immer eine Fleißige. [... Die] Schule und so, das ist fast nebenher gelaufen. Die Hauptsache war das Arbeiten. Wir hatten Heuferien, Kartoffelferien, Ernteferien, damit wir zu Hause helfen konnten.*“ (175). Die Normen, stets fleißig und gehorsam zu sein, beeinflussen dann auch die erzählten Erfahrungen in der Schweiz. Arbeit ist in den bäuerlichen Herkunftsfamilien wichtiger als Schule und Bildung. „*Ich durfte keinen Beruf erlernen, das hat geheißen, als die Schule fertig war, wir brauchen dich und dann war ich daheim in der Landwirtschaft.*“ Besonders schlecht sind die Bildungschancen für Mädchen. „*Meine Schwester und ich, wir mussten einfach zu Hause bleiben [...]. Mädchen, ist ja nicht so wichtig, die heiraten.*“ Der Krieg und die Wirren der Nachkriegszeit zerstörten viele weibliche Bildungspläne (188).

Im Vergleich zur eigenen schlimmen Kriegskinder-Erfahrung erschien die Schweiz als Paradies und als einzige realistische Möglichkeit, der heimatlichen Not zu entfliehen. Die Österreicherin Ilse Reber (Jahrgang 1932) bemerkt: „*Ich wollte an einen Ort, wo ich erstens ein paar Fränkli verdiene, weil sie alle gesagt haben, in der Schweiz gebe es das große Geld, und zweitens dachte ich, wenn ich in die Schweiz*

gehe, bekomme ich ein eigenes Zimmer.“ (197).

Bessere Verdienstmöglichkeiten in der Schweiz und schlechte berufliche Perspektiven im Nachkriegsdeutschland waren wichtige Migrationsmotive. Die jungen Frauen wünschten sich mehr persönliche Freiheit, sie wollten das Elternhaus endlich verlassen. So erklärte Elsa Zeller aus Österreich: *„Bei uns hat's null Möglichkeiten gegeben zum Geldverdienen. Es war Landwirtschaft. Ich bin ohne Strom und ohne Leitungswasser aufgewachsen.*“ (206). Einige Migrantinnen hofften auf sozialen Aufstieg, sich durch den Verdienst endlich etwas leisten zu können, sich bis dahin unerfüllte Wünsche endlich zu ermöglichen.

Abenteuerlust war ein weiteres Migrationsmotiv: *„Früher hat man halt kein Geld gehabt für Reisen. Da hat man halt seine Abenteuerlust auf diese Art und Weise befriedigen können.*“ (209). Viele Frauen wollten in der Fremde ihre Ausbildung erweitern. Manchmal war es sogar möglich, in einem Haushalt der französischen Schweiz seine Sprachkenntnisse zu verbessern.

Die Arbeit als Dienstmädchen in einem fremden Haushalt in der Schweiz galt damals als akzeptierte Form weiblicher Migration, schließlich konnte man sich so auf die zukünftige Aufgabe als Hausfrau und Mutter vorbereiten und befand sich immer noch unter der Aufsicht und dem Schutz eines familiären Systems. In die Schweiz zu gehen, war etabliert, viele junge Frauen taten das. Man kannte jemanden, der jemanden in der Schweiz kannte. Über Netzwerke wurden Stellen vermittelt und Wissen über Arbeitsmöglichkeiten weitergegeben. Schwieriger war es da schon, die bürokratischen Hürden zu überwinden, um in die Schweiz zu gelangen. Die Mädchen warteten oft mehrere Monate auf eine Einreisebewilligung.

Die Reise selbst war für viele Mädchen der erste Weg in die Selbständigkeit. An der Grenze musste man eine Gesundheitsuntersuchung über sich ergehen lassen. Mit

Lungenröntgen, Bluttest und Desinfektion glaubte die Schweiz, ihre Bevölkerung vor gesundheitlichen Risiken zu bewahren. Von den einreisenden Frauen hingegen wurde diese Prozedur eher als demütigend und deprimierend empfunden.

Die einzelnen Arbeitsplätze in der Schweiz unterschieden sich begrifflicher Weise stark. Gemeinsame Merkmale der Arbeitsverhältnisse waren aber noch in den 1950er und 1960er Jahren, dass die Angestellten im Haushalt wie auch im Gastgewerbe mit dem Arbeitgeber unter einem Dach lebten, der Lohn nicht nur in Geld ausgezahlt wurde, sondern auch in Form von Kost und Logis, und die Frauen der „Hausgewalt“ des Arbeitgebers unterstellt waren. Es gab keine Berufsverbände für Hausangestellte. Die Arbeitszeiten waren überlang, die Freizeit kurz. Bis 1962 gab es in Basel keine gesetzliche Regelung der wöchentlichen Arbeitszeit, trotzdem stehen nicht die langen Arbeitszeiten, sondern die erlebnisreiche Freizeit im Vordergrund der Migrationserzählungen.

Auch noch Mitte der 1960er Jahre galten in den großbürgerlichen Haushalten der Schweiz klar definierte Standesunterschiede. Einige Arbeitgeberinnen nutzten ihre Position, um in ihrem persönlichen Umfeld die sozialen Unterschiede zu demonstrieren. Da waren Arbeitsplätze in eher mittelständischen Haushalten fairer, in denen die Frauen überwiegend selbständig walten konnten. Von den Schweizer Arbeitgeberinnen wurde erwartet, dass sie ihre „Töchter“ im Sinne der als weiblich geltenden Tugenden erziehen und vor den Gefahren der Fremde beschützen. Die knappe Freizeit sollte durch Bildungsangebote genutzt werden. Männerbekanntschaften der Hausangestellten waren verpönt.

Vor allem im Gastgewerbe gab es häufige sexuelle Belästigungen, von denen ganz besonders Ausländerinnen betroffen waren. Stellenwechsel wurde bei Dienstmädchen nicht gerne gesehen. Wegen der geringen Freizeit fanden die Migrantinnen

eher wenig Kontakt außerhalb des Arbeitsplatzes. In Basel gab es einen katholischen Hausangestelltenverein, in dem sich die deutschen Hausangestellten treffen konnten, um die knappe Freizeit gemeinsam zu gestalten.

Trotz mancher negativen Erfahrungen, wie Opfer von Fremdenfeindlichkeit zu sein, bewerten die Erzählerinnen ihren Schweiz-Aufenthalt im Zusammenhang mit ihrer Biographie überwiegend positiv. Häufig wird diese Zeit von den betroffenen Frauen sogar als schönste Zeit des Lebens gesehen. Die Migrationsphase war für sie eine Phase der Bildungserweiterung, der Zunahme an persönlicher Freiheit und Selbständigkeit und von mehr persönlicher Wertschätzung in dem neuen Umfeld. Die Erlebnisse in der Schweiz ermöglichten es den Frauen, nach ihrer persönlichen Ein-

schätzung nach der Migrationsphase ein anderes, bewussteres Leben zu führen.

Andrea Althaus nutzt in ihrer Dissertation lebensgeschichtliche Quellen. Sie weist konsequent auf den Sachverhalt, dass biographische Erzählungen eine geschichtliche und eine lebensgeschichtliche Dimension haben. Durch die Einordnung der individuellen Lebensgeschichten in den historischen Kontext liefert Andrea Althaus eine Erklärung, wie biographische Erzählungen mit ihrer individuellen Sinnggebung entstehen, wie sich Widersprüche zwischen persönlichen Erfahrungen zum dargestellten historischen Kontext erklären lassen und welche persönlichen Motive die Migration der Frauen beeinflussten.

Dr. Annemarie Conradt-Mach
(Bad Dürkheim)

WOLFGANG PROSKE (Hg.): Täter, Helfer, Trittbrettfahrer – NS-Belastete aus Südbaden 422 Seiten – 20 Euro • Kugelberg-Verlag, Gerstetten 2017.

Seit den 1990er Jahren wandte sich die NS-Forschung systematisch und umfassender als in den Jahren zuvor den Tätern zu. Das Augenmerk richtete sich dabei nun auch auf Akteure, die im lokalen und regionalen Bereich aus Überzeugung und im Einklang mit der NS-Ideologie Posten und Aufgaben in der Partei, ihren zahlreichen Gliederungen und im Staat übernommen hatten. Dabei zeigte sich, dass es bedeutend mehr Täter und Helfer gegeben hatte, als die Bevölkerung nach 1945 wahrhaben, ja sich zugehen wollte. Es war eben nicht nur eine zahlenmäßige kleine Clique um Hitler, die die Deutschen verführt und ins Unglück gestürzt hatte.



Meist waren es persönlich bekannte Männer und Frauen in der städtischen und dörflichen Umgebung, die im Zuge der Entnazifizierungsmaßnahmen zwar als Täter mit unterschiedlicher Schwere der Schuld eingestuft wurden, ihre persönliche Verstrickung und Täterschaft aber weiterhin kleinzureden, zu leugnen oder totzuschweigen versuchten. In dieser Haltung stießen sie durchaus auf Verständnis in ihrem persönlichen Umfeld. Die Forderung, einen Schlussstrich unter diese unliebsame Vergangenheit zu ziehen, wurde schon gegen Ende der 1940er Jahre erhoben und war Ausdruck einer weit verbreiteten Verdrängungsmentalität. Die wirklichen Opfer der NS-Herrschaft konn-

ten sich kaum bemerkbar machen, ihre Forderung nach Entschädigung für das erlittene Unrecht musste mühsam durchgesetzt werden – wenn es überhaupt gelang.

Der vorliegende 6. Band der Buchreihe „Täter, Helfer, Trittbrettfahrer“ knüpft in Intention und Gliederung an die bisher erschienenen Bände an. Wie bisher wird eine Region Baden-Württembergs herausgegriffen – hier also Südbaden. In den *Schriften der Baar* (Band 60 / 2017) wurde bereits Band 5 (Bodenseeraum) besprochen. Im vorliegenden Band werden 23 NS-Belastete in ihrer Verstrickung in das System und ihre Täterschaft anhand von Archivmaterial und anderen gesicherten Quellen von 19 Autoren genau beschrieben.

Dabei werden, so der Herausgeber WOLFGANG PROSKE, neben den Top-Tätern auch solche NS-Belastete untersucht, deren persönliche Schuld zunächst als Marginalie erscheinen mag, in ihrer großen Masse jedoch einen ganz erheblichen Anteil an der Akzeptanz des Unrechtsregimes bei der Mehrheit der Deutschen hatten.

Diese Abstufung der Verstrickung spiegelt sich auch in der Auswahl der beschriebenen Personen wider. Einerseits gehören dazu überregional bekannte Männer wie zum Beispiel Hanns Martin Schleyer oder Hermann Burte, andererseits aber auch Personen, deren Bekanntheitsgrad sich auf einen eher lokalen Umkreis beschränkt, wie zum Beispiel Theodor Schmid (Bürgermeister in Blumberg) oder Emil Tscheulin (Fabrikant in der Gemeinde Teningen, Landkreis Emmendingen). Gemeinsam ist ihnen die aktive Unterstützung des NS-Staates und Akzeptanz der NS-Ideologie und ihre zum Teil große gesellschaftliche Wertschätzung, die sie auch noch heute genießen, wenngleich ihr Verhalten im Dritten Reich durchaus kontrovers diskutiert wird.

Betrachtet man die Intensität der persönlichen Verstrickung, so reicht deren Skala von Mord an KZ-Insassen (Waldemar Hoven, Lagerarzt in Buchenwald) und der Erschießung litauischer Juden (Karl Jäger

aus Waldkirch) über besonderen Fanatismus in ihrer jeweiligen Stellung, wie zum Beispiel bei Wilhelm Gutmann als Bürgermeister in Tiengen oder Oskar Schmoll als hochrangiger Jurist, bis hin zu einer gewissen ambivalenten Haltung gegenüber Staat und Partei bei Erzbischof Conrad Gröber und Caritas-Funktionär Heinrich Höfler.

Die Gliederungen der 23 Beiträge gleichen sich weitgehend: Knappe Daten zur Person, verbunden mit der spezifisch parteiinternen Positionierung im NS-Staat, dann folgen eine differenzierte Darstellung und Analyse des Verhaltens und der Tätigkeit in der Zeit zwischen 1933 und 1945. Das Ergebnis der jeweiligen Entnazifizierungsmaßnahme wird kritisch kommentiert. Die in vielen Fällen rasche Aufhebung der Sühnemaßnahmen und Zuchthausstrafen, die Herabstufung innerhalb der Beschuldigtengruppe zum bloßen „Mitläufer“ und die oftmals reibungslose Fortführung der beruflichen Karriere – auch im Staatsdienst – lassen jedoch an einer selbstkritischen Aufarbeitung der persönlichen Verstrickung in das nationalsozialistische System nicht nur zweifeln, sondern – so der Tenor aller Beiträge – sie fand einfach nicht statt.

Gerade deshalb ist es ein besonderes Verdienst dieses Buches, ja der gesamten Reihe (wobei noch vier Bände ausstehen), dass in sachlicher und differenzierter Art das offengelegt wird, was Täter und Helfer verschwiegen haben und die Öffentlichkeit oftmals nicht wahrhaben wollte. „*Die Alten im Dorf wollen nichts wissen, und die Jungen wissen wirklich nichts.*“, so ein Resümee von FRANZ OTT (2016) über den Fall des SS-Mannes Schillinger aus Oberriemsingen bei Breisach. Sicherlich ist Oberriemsingen kein Einzelfall.

Der Sammelband eröffnet beiden Seiten die Möglichkeit, ihre jeweiligen Defizite zu beheben. Man müsste es eben wollen.

Wolfgang Heitner
(Villingen-Schwenningen)

PETER KALCHTHALER • TILMANN VON STOCKHAUSEN (Hg.): Freiburg im Nationalsozialismus
191 Seiten – 26 Euro • Rombach-Verlag, Freiburg im Breisgau 2017.

Der vorliegende Band ist parallel zu der in Freiburg gezeigten Ausstellung „Nationalsozialismus in Freiburg“ entstanden. Diese Ausstellung, die zwischen November 2016 und Oktober 2017 im Freiburger Augustinermuseum stattfand, zählt mit mehr als 65.000 Besuchern zu einer der bestbesuchten historischen Ausstellungen Freiburgs in den letzten Jahrzehnten. Zur Ausstellung erschien zunächst im Michael-Imhof-Verlag ein voluminöser Katalog (2016), der inzwischen vergriffen ist. Nach dem Ende der Ausstellung kam dann noch der kleine vorliegende Band als eine Art Ergänzung zum Katalog heraus.

Die in dem zu besprechenden Buch veröffentlichten Aufsätze gehen auf eine Vortragsreihe zurück, die im Rahmen des Studiums generale der Universität Freiburg begleitend zur Ausstellung im Wintersemester 2016/17 stattfand. Als Ziel dieser Ausstellung definieren die Herausgeber PETER KALCHTHALER, Leiter des Museums für Stadtgeschichte im Wentzingerhaus Freiburg, und TILMANN VON STOCKHAUSEN, Direktor des Augustiner-Museums Freiburg, in ihrem Vorwort: „*Es erschien den Städtischen Museen Freiburg an der Zeit, mit einer großen kulturgeschichtlichen Ausstellung eine Gesamtschau über das komplexe Thema zu wagen, die am Freiburger Beispiel beginnend mit dem verlorenen Ersten Weltkrieg das Aufkeimen radikaler Strömungen in der Weimarer Republik darstellen sollte, den Übergang von der Demokratie zu einem totalitären System und die Auswirkungen auf die Gesellschaft – Mitläufer, Täter, Opfer und Profiteure.*“ (Seite 7).



Diesem thematischen Leitmotiv folgt auch die Auswahl der hier abgedruckten Beiträge. Besonders spannend ist der Rückblick, den ROBERT NEISEN in seinem Artikel „Nationalsozialismus in Freiburg – Weg(e) zu einer Ausstellung“ gibt. Neisen beschreibt unter anderem die Fragen, denen sich die Ausstellungsmacher bei Beginn der Planungen stellen mussten: „*Ferner stellen sich bei der Ausstellung zu einem so schwierigen und kontroversen Thema wie dem Nationalsozialismus inhaltliche und didaktische Fragen ganz eigener Art, wie sie für Ausstellungen zu ‚harmloseren‘ Themen der Stadtgeschichte nicht gelten. Wie geht man zum Beispiel mit dem Thema der Gewalt um? Welchen Sprachduktus wählt man bei der Darstellung zum Teil erschütternder persönlicher Opferschicksale? Wie stellt man die Ästhetik des NS-Regimes aus, ohne sie zu sakralisieren [...].*“ (Seite 9).

Hier erfahren wir auch, dass zeitweise bis zu 25 Personen an der aufwändigen Vorbereitung der Ausstellung mitgewirkt haben: Restauratoren, Historikerinnen, Designer, Lektoren, Projektleiterinnen sowie viele Mitarbeiter der Werkstätten der Städtischen Museen Freiburg.

Weitere interessante Beiträge des Bandes widmen sich zum Beispiel dem Schicksal der Sinti und Roma während der NS-Diktatur in Freiburg („Zigeuner sind wie Juden zu behandeln“, „Ausmerze und Vernichtung artfremder Rassen in Freiburg und Umgebung“ – HEIKO HAUMANN) oder der problematischen Position der Freiburger Universitätsmedizin im Nationalsozialismus („Mittäter, Mitwisser und nicht-

symmetrische Diskretion“ – KARL-HEINZ LEVEN).

Auch die Rolle zweier umstrittener Freiburger Berühmtheiten in der NS-Diktatur wird untersucht: Erzbischof Conrad Gröber (CHRISTOPH SCHMIDER) und Martin Heidegger (RÜDIGER SAFRANSKI). Die Verstrickung der Freiburger Fastnacht in die NS-Politik betrachtet WERNER MEZGER („Der Elferrat ist nicht judenrein“) und HEINRICH SCHWENDEMANN beschäftigt sich mit der Baupolitik in dieser Zeit.

Als weiteres Ergebnis der Ausstellung

hat der Freiburger Gemeinderat im November 2017 die Einrichtung eines Dokumentationszentrums zur NS-Zeit beschlossen – als Vorbild soll dabei das NS-Dokumentationszentrum in München dienen.

Ein facettenreicher Band, der eine gelungene Abrundung zu Katalog und Ausstellung darstellt. Einzig der Preis von 26 Euro erscheint für das mit 191 Seiten doch eher schmale Buch etwas zu hoch.

Dr. Ulrich Bayer
(Freiburg im Breisgau)

DIRK KRAUSSE (Hg.): Neue Forschungen zum Magdalenenberg • Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg (Band 77) • 126 Seiten – 8,50 Euro • Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Esslingen am Neckar 2017.

„Keltisches Stonehenge im Schwarzwald entdeckt“ – diese aufsehenerregende Meldung rauschte vor wenigen Jahren durch den medialen Blätterwald. Begierig hatten sich Journalisten weit über die Grenzen der Region hinaus auf eine These des provinzialrömischen Archäologen ALLARD MEES vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz gestürzt, wonach die Anlage des Magdalenenberges bei Villingen-Schwenningen als prähistorischer Mondkalender zu verstehen sei. In der Folge entbrannte in der Fachwelt eine hitzige Debatte um Sinn und Unsinn dieser archäo-astronomischen Spekulation.

2014 veranstalteten die Städtischen Museen Villingen-Schwenningen in Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Denkmalpflege ein Fachkolloquium, in dem Befürworter und Kritiker der These



aufeinandertrafen. Im neu erschienenen Band der „Archäologischen Informationen aus Baden-Württemberg“ sind dessen wichtigste Ergebnisse nun nachzulesen. Unter dem treffenden Titel „Neue Forschungen zum Magdalenenberg“ wird dem Leser aber weit mehr geboten als nur ein Tagungsband, denn erstmals werden die wichtigsten Entwicklungen der letzten zehn Jahre rund um den größten hallstattzeitlichen Grabhügel Mitteleuropas an einem Ort vereint.

Im Einstiegsbeitrag rekapituliert ANGELA MÖTSCH knapp die spannende Forschungsgeschichte von der Erstausgrabung 1890 bis in die jüngste Vergangenheit. Der Beitrag fasst den Stand der Dinge gut zusammen und verdeutlicht die Notwendigkeit des neuen Bandes, der dort ansetzt, wo Ausgräber KONRAD SPINDLER mit seinem letzten Artikel zum Magdalenenberg 2004

aufhörte. Überzeugend legt die Autorin dar, dass die Fundstätte gerade für die Verbindung von kulturhistorischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen seit Jahrzehnten eine archäologische Quelle erster Güte darstellt. Die Attraktivität des Monuments selbst zu steigern und die neuen Erkenntnisse zu vermitteln, war eine Motivation zur Anlage des „Keltenpfads“, der im Jahr 2014 eröffnet wurde und seither Museum und Hügel miteinander verbindet. CHRISTINA LUDWIG und INGA KRETSCHMER stellen das Projekt als gelungenes Beispiel für die Kooperation zwischen Museum und Denkmalpflege vor und erklären die dahinterstehende Konzeption.

JULIA KATHARINA KOCH, die durch zahlreiche Veröffentlichungen zu gender- und migrationstheoretischen Aspekten der Archäologie gerade auch am Magdalenenberg hervorgetreten ist, widmet sich in ihrem Beitrag den Wanderungsbewegungen von Objekten und Individuen. Kenntnisreich führt sie die Ergebnisse ganz unterschiedlicher Untersuchungsmethoden zu einem Gesamtbild zusammen. Der phänomenologische Stilvergleich ermöglicht die Identifizierung „fremder“ Objekte im Fundgut, erlaubt aber keine Aussagen darüber, ob nur die Objekte oder die Personen mit ihnen „gewandert“ sind. Hier helfen Daten der Isotopenforschung weiter, mit denen die Herkunft eines Individuums in der Kindheit eingegrenzt werden kann. Die so gewonnenen Erkenntnisse werden schließlich durch die Autorin mit soziologischen Akkulturationsmodellen abgeglichen. Der Beitrag beweist eindrucksvoll, welche verblüffenden Erkenntnisse sich noch heute aus dem jahrzehntealten Fundgut gewinnen lassen und steht in bester Tradition der Magdalenenberg-Forschung.

Über sein von 2009 bis 2012 laufendes Forschungsprojekt berichtet THOMAS KNOPF mit Ko-Autor JAN AHLRICHS. Im Mittelpunkt steht das Umfeld des Magdalenenberges, auch im Hinblick auf die bis heute ungeklärte Frage nach dem Standort

der zugehörigen Siedlung. Wichtigste Erkenntnis ist eine durch Grabung an Kolluvien (angeschwemmten Lockersedimenten) dokumentierte anthropogene Nutzung der Anhöhe seit bandkeramischer Zeit. Ein sehr eindrucksvoller Ausschnitt eines mit Hilfe der LIDAR-Technik (*Light Detection and Ranging*) erstellten Geländemodells führt die durch technischen Fortschritt dramatisch erweiterten Möglichkeiten der zeitgenössischen Archäologie vor Augen. Das Projekt warf viele neue Fragen auf und verortete den Magdalenenberg, wie der Titel sagt, erstmals systematisch „in Raum und Zeit“ der Umgebung.

Um Raum und Zeit geht es auch im Beitrag von BRUNO DEISS, der zugleich die Beschäftigung mit der Mondkalender-These einleitet. Was dem Kulturhistoriker zuweilen ein Stirnrunzeln bereitet, ist dem Astronomen Deiss eine Selbstverständlichkeit: die Orientierung (prä-)historischer Bauwerke an Himmelsphänomenen. Vielen der von ihm dargelegten Beispiele ist schwer zu widersprechen. Die gut erforschte neolithische Kreisgrabenanlage von Goseck mag ihre touristisch attraktive Bezeichnung „Sonnenobservatorium“ durchaus verdient haben. Der Beitrag bringt selbst den Kritiker ins Grübeln, ob nicht zumindest für manche Aspekte des Magdalenenberges ebenfalls astronomische Deutungen herangezogen werden sollten.

Auf den ersten Blick für den astronomisch nicht geschulten Leser anspruchsvoll präsentiert sich schließlich der Aufsatz von ALLARD MEES. Der erste Schrecken beim Anblick der komplexen Tabellen und Schemata verfliegt aber beim Lesen, wenngleich dennoch Konzentrationsfähigkeit gefragt ist. Mees holt weit aus und lässt keinen Zweifel an seiner astronomischen Expertise. Die zusammengetragenen Indizien sind zumindest spannend, gerade im Hinblick auf die Orientierung der mysteriösen Stangensetzungen. Mees nutzt die Gelegenheit auch, um auf einige vielfach geäußerte Kritikpunkte einzugehen.

Wertvolles Hintergrundwissen bietet RITA GAUTSCHY, die sich mit astronomischen Kenntnissen im alten Ägypten, Mesopotamien und Griechenland beschäftigt. Die Informationen sind natürlich nicht unmittelbar auf den Magdalenenberg übertragbar, sondern sollen, wie die Autorin darlegt, vor allem die Frage klären, welches Wissen einem gebildeten „Magdalenenberger“ überhaupt grundsätzlich zur Verfügung hätte stehen können.

Der Beitrag von MARINA MONZ bildet zugleich den Abschluss des Bandes und das Gegengewicht zum Aufsatz von Mees. Die Autorin hinterfragt die These auf Basis einer profunden Quellenkritik, die unter anderem ergibt, dass schon vor der ersten wissenschaftlichen Dokumentation zahlreiche Störungen am Hügel vorgenommen worden waren. Überzeugend weist sie auf bislang wenig beobachtete Aspekte der Stangensetzungen hin und bringt damit eine Säule der Mondkalender-These ins Wanken. Auch der angeblich auf den Gräberplan projizierte Sternenhimmel hat in ihrer Analyse nicht lange Bestand. Erfreulicherweise kommt Monz ohne schwie-

rige astronomische Tabellen aus und schreibt in einem klaren, allgemeinverständlichen Stil.

Alle Beteiligten haben einen angemessenen Weg der Auseinandersetzung gefunden, was im wissenschaftlichen Disput durchaus nicht selbstverständlich ist. Es ist dem Landesamt für Denkmalpflege hoch anzurechnen, dass ALLARD MEES mit einem eigenen Beitrag in der Publikation berücksichtigt wird, denn das Urteil der archäologischen Fachwelt ist fast einhellig kritisch. Mees wiederum hat den Gegenwind nicht gescheut und sich der Diskussion gestellt. Künftige Generationen werden entscheiden müssen, welche der Seiten Recht behält.

Doch auch völlig losgelöst von der Mondkalender-Debatte ist der neue Band eine gute Zusammenfassung der wichtigsten Forschungsergebnisse zum Magdalenenberg in der Post-Spindler-Ära. Dass das Büchlein darüber hinaus schön illustriert und im Preis recht günstig ist, rundet das angenehme Leseerlebnis ab.

Peter Graßmann
(Villingen-Schwenningen)

SIEGFRIED HARR • KARL-HEINZ FAISST: Natur & Kultur – entlang der Badischen und der Württembergischen Eschach • 416 Seiten – 40 Euro • Orchidee-Verlag, Horgen 2016.

„Durch eine Fülle seltener Pflanzen und Tiere, die einzigartige Geologie, durch kulturgeschichtliche Besonderheiten und interessante Menschen sind die Täler der Badischen und der Württembergischen Eschach mit ihren Nebenbächen ein wertvolles Geschenk für die heimische Bevölkerung sowie für Gäste.

Dieses leicht verständliche Buch mit kurzen Texten schärft die Sinne für dieses Paradies und ermuntert zum Erkunden dieser Schätze. Rund 700 brillante Bilder vermitteln vielfältige Einblicke in die überaus spannende Wunderwelt am Wanderweg in einer der artenreichsten Gegenden Baden-Württembergs. Das beschriebene Gebiet

mit seinen Gewässern reicht von Mönchweiler im Südwesten über Königsfeld, Hardt, Eschbronn bis Aichhalden-Rötenberg im Nordwesten. Zusätzlich zur vielfältigen Flora und Fauna stellt dieses Buch heimatgeschichtliche Besonderheiten und herausragende Persönlichkeiten vor.

Natur & Kultur entlang der Badischen und der Württembergischen Eschach vermittelt Spezialwissen so unkompliziert, dass es vor allem auch für Nichtfachleute höchst interessant und spannend ist. Es ergänzt das 2008 erschienene Werk „Wunderwelt am Wanderweg – Bezauberndes Eschachtal“ mit Schwerpunkt auf dem unteren Eschachtal bis zur Mündung in den Neckar.“

Diese von den Autoren selbst verfassten Sätze finden sich im Vorwort eines gelungenen Buches, das sich mit „Natur und Kultur“ – ganz im Sinne der interdisziplinären Ausrichtung des Baarvereins – einer vergleichsweise wenig bemerkten und doch sehr bemerkenswerten Randlandschaft der Baar auseinandersetzt. Das voluminöse Werk ist für interessierte Leser absolut keine schwer

verdauliche Kost, da sich der Haupttext auf das Wesentliche beschränkt und die Detailinformationen im Kleingedruckten der Erläuterungen zu den durchweg ausgezeichneten Farbfotografien untergebracht sind.

Hat man das Buch erst einmal aufgeschlagen und die ersten Fotos entdeckt, erliegt man rasch dem Reiz des Weiterblätterns bis zur letzten Seite. In weiteren Durchgängen kann man sich dann einzelne der vielen Rosinen herauspicken und anhand der Fotos oder des Artenindex gezielt nach mehr Informationen über Orchideen, Heilkräuter, Schmetterlinge, Vögel, Fische und andere Naturhöhepunkte suchen.



Da fällt es kaum ins Gewicht, dass dem Buch eine Inhaltsübersicht fehlt. Bei den Ortschaften, Kirchen, Burgen, Mühlen und sonstigen Kultur-„Highlights“ tut man sich da schon etwas schwerer, da es kein Ortsregister gibt. Die Übersichtskarte zu Anfang des Buches stellt zwar das Flusssystem der Eschach und die Lage der Ortschaften anschaulich dar, auf die

Darstellung von Verkehrswegen und Relief wurde aber verzichtet. Dadurch wird Nicht-Einheimischen das Auffinden und Zuordnen der vorgestellten Besonderheiten erschwert. Ersatzweise bieten jedoch einige Luftbilder und Schrägaufnahmen (von Drachengleitern, Autokranen und Hebebühnen aus aufgenommen) spektakuläre Einblicke in die Landschaft.

Man kann es daher auch als „Nicht-Eschachtäler“ getrost wagen, das angesichts der opulenten Fotos nicht ganz billige Werk (und auch sein oben zitiertes Vorgängerwerk) direkt beim Verlag zu erwerben.

Dr. Gerrit Müller (Friedenweiler)

BERND-JÜRGEN SEITZ: Das Gesicht Deutschlands • Unsere Landschaften und ihre Geschichte • 240 Seiten, gebunden, mit 231 Farbbildungen – 50 Euro
Verlag Konrad Theiss. Darmstadt 2017.

Alles hat Geschichte. Sie zu ergründen, hilft, hinter dem gegenwärtig Sichtbaren die formenden Kräfte zu erkennen und zu verstehen, warum etwas so ist, wie es ist. Das gilt auch für die Landschaft. Sie hat Geschichte auf zwei Ebenen. Sofern sie Natur ist, hat sie sich in Zeiträumen herausgebildet, die jenseits aller Vorstellung liegen. In den natürlich gewordenen Bestand hat dann der Mensch eingegriffen, erdgeschichtlich erst vor Kurzem, und ihn seinem planenden Geist unterworfen. Erst

durch den Menschen, der in sie hinausgeht und sie ästhetisch wahrnimmt, wird Natur zur Landschaft (Seite 35).

Das Ergebnis ist, zumindest in Deutschland, dass es kaum noch natürliche Landschaften gibt, fast alles ist Kultur. Aber die Natur bleibt ihre Grundlage, sie ist überall noch aufzuspüren.

BERND-JÜRGEN SEITZ bezeichnet sich selber als „altgedienten Naturschützer“. Der promovierte Biologe ist Leiter des Referats Naturschutz und Landschaftspflege

beim Regierungspräsidium Freiburg. Sein Anliegen ist, die Schönheit nicht nur des heimatlichen Südwestens, sondern der deutschen Landschaft insgesamt bewusst zu machen und ihre Erhaltung zu sichern. Dabei geht er systematisch vor. Einleitend beschreibt er zunächst umfassend „das Gesicht Deutschlands“, seine Kulturgeografie, vor allem aber Geologie, Klima, Fauna und Flora.

Im Hauptteil springt er von diesem Ist-Zustand „bis zum Urknall“ zurück und lässt die Zeitreise dort beginnen. Natur- und Kulturgeschichte bilden dabei ein einheitliches Kontinuum. Indem auch die Erdzeitalter ausführlich behandelt werden, unterscheidet sich Seitz von Verfassern vergleichbarer Werke, etwa HANSJÖRG KÜSTER, dessen Hauptaugenmerk auf dem Wechselverhältnis von Natur und Mensch nach der Eiszeit liegt. Der Rückblick in die Erdgeschichte bleibt stets auf die Aussageabsicht des Autors bezogen; es gelingt Seitz, das Wirken gewaltiger Kräfte in Jahrmillionen am gegenwärtigen Landschaftsbild – Donaudurchbruch, Feldsee, Urstromtäler – sichtbar werden zu lassen.

Die historische Zeit ist nach gängigen Perioden gegliedert. Die jeweiligen Überblickstexte lesen sich wie Abrisse der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, gelegentlich sogar der Geistesgeschichte einer Epoche; der Bezug zur Landschaftsgestaltung tritt zurück. Manche Aussagen bleiben dabei pauschal oder ungenau: Hirsau – ein zisterziensisches Reformkloster (103)? Haben die Hugenotten die Aufklärung nach Deutschland importiert (125)?

Manches ist Erwähnungshistorie und damit verzichtbar, wie Zünfte (109) und Buchdruck (111). Wenn schon in einem solchen Buch überhaupt von der Romantik die Rede ist, hätte ihr Verhältnis zu Natur



und Landschaft schon etwas schärfer herausgearbeitet werden können (134). Aber dergleichen ist bei der notwendigen Knappheit der Darstellung wohl kaum zu vermeiden. Umso aufschlussreicher sind dafür die zahlreichen und oft recht ausführlichen Fallbeispiele, die auf grün unterlegten Seiten in die Texte eingestreut sind und diese vertiefen (aber im Inhaltsverzeichnis nicht vorkom-

men!). Sie informieren unter anderem über Weinlandschaften und Teichwirtschaft, Moorkultivierung, Flussbegradigungen oder eingewanderte Tiere und Pflanzen. Hier erfährt der Leser interessante, manchmal sogar überraschende Sachverhalte.

Die Bilanz des Verfassers ist ausgewogen. Er erkennt an, dass Reiher und Störche zurückgekehrt, die Gewässer sauberer, die Schutzgebiete zahlreicher geworden sind. Umso gewichtiger sind dann die fachlich wohlbegründeten Argumente, die er gegen Energielandschaften oder den Braunkohlentagebau anführt.

Im letzten, dem „touristischen“ Kapitel werden die Ansätze der vorausgehenden Darstellung auf die 16 deutschen Bundesländer angewendet. Zunächst wird jeweils deren Naturgeografie dargestellt, es folgt eine Beschreibung der Natur- und Landschaftsschutzgebiete und der bedeutenden naturkundlichen und ökologischen Museen.

Das Buch ist hervorragend ausgestattet. Das Druckbild ist gefällig, zahlreiche Grafiken ergänzen die Textaussage. Die Bilder bestechen durch Qualität und, was besonders zu betonen ist, durch ihre Größe. Man möchte den Band gar nicht mehr aus der Hand legen – als Alternative zählt nur der Gang hinaus in die offene Landschaft.

Michael Tocha
(Villingen-Schwenningen)

SVEN VON UNGERN-STERNBERG (Hg.): Naturschutz in Baden • Geschichte – Probleme – Perspektiven • Schriftenreihe des Landesvereins Badische Heimat (Band 8)
288 Seiten, gebunden – 40 Euro • Rombach-Verlag, Freiburg im Breisgau 2015.

In der Schriftenreihe des Landesvereins Badische Heimat erschien 2016 der achte Band mit dem Titel „Naturschutz in Baden – Geschichte, Probleme, Perspektiven“. Herausgeber ist SVEN VON UNGERN-STERNBERG, ehemaliger Regierungspräsident des Regierungsbezirks Freiburg.

Namhafte Autoren befassen sich umfassend mit dem Naturschutz in Baden, wobei der Schwerpunkt auf der Geschichte liegt. Von den Anfängen bis zur Gegenwart werden die wichtigsten Entwicklungen im Natur- und Umweltschutz aufgezeichnet und auch Rückschläge und Fortschritte dargestellt.

Die wechselhafte Geschichte des Naturschutzes in Baden, die von Interessenskonflikten, Bewusstseinsänderungen und dem Einsatz engagierter Personen geprägt ist, hat GÜNTHER REICHELT intensiv recherchiert und ansprechend dokumentiert.

JÖRG-UWE MEINEKE, BERND-JÜRGEN SEITZ und LUISE MURMANN-KRISTEN zeigen Schwierigkeiten, Möglichkeiten und Kon-



zepte des konkreten Naturschutzes aus der Sicht der staatlichen Naturschutzverwaltung auf.

HARALD STAHL geht in zwei Beiträgen auf den Einsatz des Landesvereins Badische Heimat für die Erhaltung der heimatischen Natur ein, für die sich die Badische Heimat stets stark gemacht hat.

CHARLOTTE PIEPENBROCK gibt einen geschichtlichen Überblick über die Jahre 1909 bis 1933.

Im neuen Band 8 der Schriftenreihe des Landesvereins Badische Heimat wird deutlich, wie die Interessen und das Engagement der Badischen Heimat mit denen des Baarvereins verbunden sind.

Für diejenigen, die am Natur- und Umweltschutz in unserer Heimat ein Interesse haben, ist dieser Band der Schriftenreihe des Landesvereins Badische Heimat ein aufschlussreiches und spannendes Kompendium.

Dr. Helmut Gehring
(Villingen-Schwenningen)



Ausblick auf 2019

In diesem Schriftenband konnten nicht mehr alle aktuellen Bücher aufgenommen werden. Daher diese Vorschau auf die *Schriften der Baar* 2019:

Mit dem Jahr 2018 endet das Jubiläum 600 Jahre Konstanzer Konzil (1414 bis 1418). Und mit der Wahl von Oddo Colonna zum Papst Martin V. sollte 1417 das Abendländische Schisma beendet werden. Wurden die Hoffnungen der Christenheit erfüllt? Und wie ging es mit der Kirche weiter?

In zwei Büchern wird der Blick ins Mittelalter am Oberrhein gelenkt, bevor wir die Reformation in Württemberg genauer betrachten. Viele gehen davon aus, dass mit den Reformationsfeierlichkeiten im Jahr 2017 erst mal Schluss ist mit dem Thema. Doch man bedenke: Mit 1517 hatte ja alles erst angefangen.

Tausend Jahre Geschichte der Hohenzollern mit dem Blick auf den Stammsitz des preußischen Königshauses folgen. Im Südwesten Deutschlands gehören die Hohenzollern neben den Habsburgern, den Zähringern und den Staufern zu den großen Fürstenhäusern.

Im Bereich Naturgeschichte widmen wir uns der „Gezähmten Natur“ und – einem aktuellen Thema in unserer Region folgend – dem Wolf.



Titel-Illustration des Bandes „Gezähmte Natur“.

- **JÜRGEN HOEREN: Martin V. – Papst der Einheit und der Glaubenskriege.**
Mit einer Einführung von Hans Küng und mit einem Beitrag von Winfried Humpert. 112 Seiten mit 60 Abbildungen – 16 Euro. Südrverlag. Konstanz 2017.
- **Landesarchiv Baden-Württemberg (Hg.): Freiheit – Wahrheit – Evangelium. Reformation in Württemberg.**
Beiträge und Katalog der Ausstellung (2 Bände). 752 Seiten – 55 Euro. Stuttgart 2017.
- **JÜRGEN DENDORFER (Hg.): Erinnerungsorte des Mittelalters am Oberrhein.**
Schlaglichter regionaler Geschichte (Band 4). Herausgegeben vom Landesverein Badische Heimat. 196 Seiten – 24 Euro. Rombach-Verlag. Freiburg 2017.
- **HEINZ KRIEG u.a. (Hg.): Auf Jahr und Tag – Leben im mittelalterlichen Freiburg.**
Schlaglichter regionaler Geschichte (Band 3). 256 Seiten – 26 Euro. Rombach-Verlag. Freiburg 2017.
- **CHRISTIAN KAYSER: Burg Hohenzollern – Ein Jahrtausend Baugeschichte.**
224 Seiten, 320 Abbildungen – 25 Euro. Südrverlag. Konstanz 2017.
- **WERNER KONOLD / R. JOHANNA REGNATH (Hg.): Gezähmte Natur.**
Gartenkultur und Obstbau von der Frühzeit bis zur Gegenwart. 360 Seiten, 164 Abbildungen – 29 Euro. Jan Thorbecke Verlag. Ostfildern 2017.
- **RAINER SCHÖLLER: Eine Kulturgeschichte des Wolfs.**
Tierisches Beuteverhalten und menschliche Strategien sowie Methoden der Abwehr. Reihe Ökologie (Band 10). 684 Seiten – 48 Euro. Rombach-Verlag. Freiburg 2017.

Der Baarverein – Rückblick und Ausblick



Der Verein

Jahresprogramm 2017 – Rückblick	204
Die Bibliothek des Baarvereins	207
Protokoll der Mitgliederversammlung 2017	209

Die Mitglieder

Nachrufe Willi Hönle / Elisabeth Irtenkauf	213
Mitgliederverzeichnis (Stand 1. Januar 2018)	215
Verzeichnis der Partner im Schriftentausch	222

Berichte

Siebenmühlental (Bericht von der Jahresexkursion 2017)	225
Von der Reformation zur Ökumene (Tagungsbericht)	231

Ausblick

Veranstaltungen 2018 – Jahresprogramm	233
Ausblick – Die Baar neu entdecken	239
Hinweise für Autoren	240

Jahresprogramm 2017 – Rückschau

Das ausführliche Jahresprogramm ist im Band 2017 (ab Seite 217) abgedruckt.

- 25.01. • **Natur oder Kultur ?**
Landschaftsentwicklung Schwarzwald und Baar seit 5000 Jahren.
Dr. Helmut Volk, Freiburg (Vortrag).

- 08.02. • **Vom Benediktiner zum Täufer**
Michael Sattler und die Schleithemer Artikel von 1527.
Prof. Dr. Hans-Otto Mühleisen, Sankt Peter (Vortrag).

- 22.02. • **„Bienen summ herum“ – Wie lange noch ?**
Die Bedeutung der Wildbienen auf der Baar und im Schwarzwald.
Manfred Kraft, VS-Villingen (Vortrag).

- 11.03. • **Der Hüfinger Künstlerkreis**
Der Maler und Schriftsteller Lucian Reich und der Lithograph
Johann Nepomuk Heinemann wurden vor 200 Jahren in Hüfingen
geboren (Vorträge, Museumsführung).
Mit Beiträgen von Dr. Ekkehard Bächle, Iris Baumgärtner,
Dr. Jenny Dopita, Ariane Faller-Budasz, Wolf Hockenjos,
Dr. Friedemann Kawohl und Prof. Eduard Saluz.
Kooperation mit der Stadt Hüfingen und dem Stadtmuseum.

- 22.03. • **Schützt die EU unsere Natur ?**
Natura 2000 im Schwarzwald-Baar-Kreis (Vortrag)
Was verbirgt sich hinter der europäischen Naturschutzkonzeption?
Tobias Kock, Regierungspräsidium Freiburg.
Dr. Markus Röhl, Hochschule für Wirtschaft und Umwelt, Nürtingen
Kooperation mit VHS Baar.

- 07.04. • **Mitgliederversammlung des Baarvereins**
mit Vorstellung des aktuellen Jahresbandes 2017 – Band 60
(siehe Protokoll Seite 209).

- 22.04. • **Der arme Sünder aus der Sintflut?**
Besuch des archäologischen Museums Fischerhaus in Wangen mit
anschließendem Rundgang durch das jüdische Wangen (Exkursion).
Werner Pflüger, Öhningen.
Kooperation mit dem Hegau-Geschichtsverein.

- 17.05. • **Ökologie contra Ökonomie?**
Die ökologischen Ausgleichsmaßnahmen für den Bau des Prüf- und Testzentrums der Daimler AG in Immendingen (PTZ) (Vortrag).
Dr. Lothar Ulsamer, Daimler AG / Dietmar Herold, Baader Konzept,
Dr. Frieder Dinkelaker, Landratsamt Tuttlingen (Forstamt).
20.05. • Besichtigung des Prüf- und Testzentrums (Exkursion).

- 19.05. • **Luther war kein Freiheitsheld**
Kleine Korrekturen zum Reformationsjubiläum im Jahre 2017.
Christoph Fleischmann, Köln (Vortrag).
Kooperation mit der Ev. Matthäusgemeinde Villingen-Marbach.

- 03.06. • **1200 Jahre Pfohren**
Festakt und Vortrag in der Festhalle in Donaueschingen-Pfohren
Dr. Peter Erhart, Stiftsarchiv St. Gallen.

- 21.06. • **Felsbrüter im Südwesten**
Die Wiederbesiedlung des Schwarzwaldes durch Wanderfalken,
Uhus und Kolkraben in den letzten fünfzig Jahren.
Fabian Mauz, Kirchzarten / Dr. Frank Rau, Freiburg (Vortrag).

- 08.07. • **1200 Jahre Hondingen**
Historisch-geologische Erkundung von Hondingen (Exkursion).
Werner Bogenschütz, Blumberg-Hondingen.
Martin Fetscher, VS-Villingen / Thomas Kring, Hüfingen.

- 23.07. • **Durchs Siebenmühlental zum Schloss Waldenbuch**
Besuch des *Museums der Alltagskultur* (Landesmuseum Württemberg).
und des *Museums Ritter* für moderne Kunst (Thema „Quadrat“)
(siehe Bericht Seite 225).

- 24.08. • **Wie tickt Villingen-Schwenningen?**
Führung durch die Sonderausstellung zu den 1200-Jahr-Feiern von der
Erst-Erwähnung von Villingen und Schwenningen (Exkursion).
Dr. Anita Auer, Franziskanermuseum Villingen (Sommerprogramm).

- 10.09. • **Willi Studer – Eine Kurzbiographie**
Die Entwicklung von analogen Tonbandgeräten
für Heim- und professionelle Studioanwendungen (Exkursion).
Wolfgang Winkler, Phonomuseum St. Georgen (Sommerprogramm).

- 13.09. • **Hagel, Fluten, Fegefeuer**
Naturkatastrophen im Südwesten zwischen Glauben und Wissenschaft.
Thomas Adam, Karlsruhe (Vortrag).
- 22.09. und 23.09. • **Von der Reformation zur Ökumene**
Konfessionelle Identitäten und Milieus in Villingen-Schwenningen.
und auf der Baar vom 16. Jahrhundert bis heute (Symposium).
Kooperation mit dem Archiv des Schwarzwald-Baar-Kreises und den
Evangelischen Kirchengemeinden Villingen und Schwenningen
(siehe Kurzbericht Seite 231).
- 07.10. • **Der Röhlinwald**
Vom Zankapfel zum Vorzeigeobjekt –
forstgeschichtliche Fährtenlese bei Sankt Georgen (Exkursion).
Wolf Hockenjos, Donaueschingen / Matthias Breithaupt, Königfeld.
Kooperation mit dem Hegau-Geschichtsverein.
- 20.10. • **Aufklärung und Barbarei in Überlingen**
Besuch der Leopold-Sophien-Bibliothek und Besichtigung
des Goldbacher Stollens (Rüstungsproduktion, Einsatz von
KZ-Zwangsarbeitern am Ende des 2. Weltkriegs) (Exkursion).
- 02.11. • **Holländerholz auf der Wutach**
Flößerei im 19. Jahrhundert von der Wutach zum Hochrhein.
Dr. Hans Harter, Schiltach (Vortrag).
Kooperation mit der Stadt Löffingen.
- 15.11. • **Priester – Heiler – Siedler in der neuen Welt**
Das Leben und Wirken des Ambros Oswald aus Unadingen.
Dr. Johannes Werner, Elchesheim-Illingen (Vortrag).

An Stelle des ursprünglich vorgesehenen Vortrags über das Icarus-Projekt
durch Prof. Dr. Wikelski wurde folgende Veranstaltung durchgeführt:

- 06.12. • **Moore, Magerrasen, Schluchtwälder**
Schützenswerte Biotope auf der Baar.
Dr. Helmut Gehring, Villingen-Schwenningen.
In Kooperation mit dem Fürstenberg-Gymnasium (Projekt „Campus FG“).
- 16.12. • **Hereinspaziert beim Baarverein**
Jahresausklang für Mitglieder und Gäste mit Glühwein und Gebäck
in der Geschäftsstelle (Schulstraße 6).

Die Bibliothek des Baarvereins

Unsere umfangreiche Bibliothek umfasst regionalgeschichtliche sowie naturwissenschaftliche Zeitschriftenbände und Monographien. Der Bestand wird kontinuierlich erweitert und aktualisiert, insbesondere durch den Schriftentausch mit historischen und naturwissenschaftlichen Institutionen sowie durch Kauf, Schenkungen und Nachlässe. Bücher, die in den *Schriften der Baar* rezensiert werden, befinden sich in der Regel in der Bibliothek.

Der Bestand unserer Bibliothek ist im Online-Katalog des Südwestdeutschen Bibliotheksverbundes (SWB) recherchierbar. Dieser Katalog ist im Internet unter der folgenden Webseite zu erreichen: <http://swb.bsz-bw.de>.

In der erweiterten Suche lässt sich mit dem Suchbegriff „Dne 2“ im Feld „Bibliothekssigel“ die Suche auf die Bibliothek des Baarvereins einschränken (siehe Abbildung)



Die Bibliothek ist eine Präsenzbibliothek. Eine Ausleihe ist nur für Mitglieder möglich. Einzelne Aufsätze können aber gegen eine Gebühr fotokopiert werden.

Während der Öffnungszeiten der Geschäftsstelle (montags von 18 Uhr bis 20 Uhr) ist die Bibliothek allen Interessierten zugänglich.

Neuerwerbungen in der Bibliothek des Baarvereins

- **HERMANN SUMSER: Mythos Donauquelle.** Erschienen im Selbstverlag, Vertrieb über Morys Hofbuchhandlung – 286 Seiten – Donaueschingen 2017 (Signatur: MG 759).

Der Hüfinger Architekt und Heimatforscher Hermann Sumser hat hier als Ergebnis seiner jahrelangen Beschäftigung mit dem Thema ein großformatiges, reich bebildertes und sehr gut ausgestattetes Buch zur Regionalgeschichte vorgelegt. Die Geschichte der Fürstenberger rankt sich um die historische Donauquelle im Schlosspark von Donaueschingen. Eine umfassende Geschichte der Quelle im fürstlichen Park fehlte bisher. Das Buch kann den fachlichen Austausch anregen.

- **HEINZE, KLAUS: Tagfalter im Großraum Ulm, Neu-Ulm, Günzburg, Mindelheim und Biberach** – Heimische Paradiese mit ihrer Tier- und Pflanzenwelt. Herausgeber: Verein für Naturwissenschaft und Mathematik Ulm – 339 Seiten – 3. Auflage 2016 (Signatur: MN 36).

Dem Leser werden über 35 geschützte Gebiete mit 365 farbigen Landschafts-, Tier- und Pflanzenfotos vorgestellt. Der Schmetterlingsteil beschreibt 116 Arten, die auf 16 Farbtafeln abgebildet sind.

- **HEIKO WAGNER: Historischer Pfad Fürstenberg.** Herausgeber: Stadt Hüfingen – 45 Seiten – Hüfingen 2017 (Signatur: SG 46-15).

Als Band 15 der Kulturhistorischen Reihe der Stadt Hüfingen erscheint die Beschreibung des Historischen Pfades rund um den Fürstenberg. Dieser gibt einen Einblick über Geologie, Pflanzenwelt, Bebauung, Besiedlung, Leben und Wirken auf dem 918 m hohen Berg.

- **JAKOB WALTER: Gift und Strick und noch viel mehr: Spinnen.** Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen – 71 Seiten – Schaffhausen 2016 (Signatur: ZN 24.1).

Das „*populärwissenschaftliche Werklein*“ erzählt vom Leben und Wirken der Spinnen und spannt den Bogen bis zur Geschichte der Spinnenforschung. Eine gut bebilderte Einführung in die Welt der Spinnen.

- **CHRISTIAN KAYSER: Burg Hohenzollern – Ein Jahrtausend Baugeschichte** – 224 Seiten mit über 300 Abbildungen – Südverlag, Konstanz 2017 (Signatur: MG 754).

Es ist ein prachtvoller Bildband über die Stammburg der ehemals regierenden preußischen Könige und deutschen Kaiser. Das Buch vermittelt Wissenswertes über die Burg Hohenzollern und besitzt dabei einen hohen Unterhaltungswert. Der Band ist ansprechend gestaltet und anschaulich bebildert.

- **GÖTZ ADRIANI/ANDREAS SCHMAUDER: 1514: Macht – Gewalt – Freiheit** – 512 Seiten mit 360 Abbildungen – Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2014 (Signatur: MG 723).

Dies ist die bislang umfassendste Publikation zum Vertrag zu Tübingen. Mit ausgewählten Dokumenten und herausragenden Kunstwerken – vor allem des berühmten Zeitgenossen Albrecht Dürer – wird diese Umbruchszeit gezeichnet. Eine Zeit, die von überlieferten dynastischen Herrschaftsstrukturen und sozialen Krisen geprägt war. Beschrieben wird auch die Wirkungsgeschichte des Vertrags zu Tübingen bis in das 19. Jahrhundert.

Protokoll der Mitgliederversammlung 2017

Freitag, 7. April 2017 – Hotel „Grüner Baum“ (Donaueschingen-Allmendshofen)

Der Vorsitzende Dr. Friedemann Kawohl begrüßt die 56 Vereinsmitglieder, besonders Herrn Wolfgang Hilpert als Ehrenmitglied. Unser weiteres Ehrenmitglied Frau Hildegret Sattler konnte leider nicht kommen und hat sich entschuldigt. Friedemann Kawohl erinnert an die seit der letzten Mitgliederversammlung verstorbenen Vereinsmitglieder. Die Anwesenden gedenken ihrer mit einer Schweigeminute.

■ TOP 1: Bericht des Vorstands

Der Vorsitzende berichtet, dass der Vorstand seit der letzten Mitgliederversammlung fünfmal getagt hat, zu der Sitzung im Juli 2016 wurden die Beiräte eingeladen. Er dankt den Mitgliedern des Vorstandes. In seinem Bericht geht er auf die mehrtägige Exkursion „Auf Luthers Spuren“ nach Thüringen ein (Oktober 2016) und auf die vom Baarverein zusammen mit den Musikfreunden veranstaltete Tagung zum 150. Todestag des Komponisten und Musikers Kalliwoda (Dezember 2016) sowie auf das Symposium zum Hüfänger Künstlerkreis (März 2017) zusammen mit dem Stadtmuseum Hüfingen. Im Ausblick lädt er besonders zu der Veranstaltung „Von der Reformation zur Ökumene“ (22. und 23. September 2017) ein. Solche Veranstaltungen sollten seiner Meinung nach auch in Zukunft vom Baarverein, der sich als wissenschaftlicher Verein versteht, unterstützt und durchgeführt werden. Zur Mitgliederentwicklung berichtet er: 14 Eintritte (davon 7 Eintritte seit Jahresanfang) und 11 Austritte.

■ TOP 2: Kassenbericht des Rechnungsjahres 2016

Irma Götz stellt in einer Präsentation den Kassenbericht 2016 vor (siehe Anhang). Sie bedankt sich besonders bei ihrem Amtsvorgänger Hartmut Siebert für die Hilfe, die er ihr als neue Rechnerin des Vereins in der Einarbeitungszeit zukommen ließ.

■ TOP 3: Bericht des Kassenprüfers

Arno Bruckmann berichtet, dass er die Kassenprüfung sorgfältig durchgeführt hat und keinerlei Grund für Beanstandungen fand.

■ TOP 4: Entlastung des Vorstands

Franz Dreyer aus Immendingen beantragt bei den Mitgliedern die Entlastung des Vorstands. Diese wird per Handzeichen einstimmig erteilt. Er bedankt sich im Namen der Vereinsmitglieder für die im Jahre 2016 für den Verein geleistete Arbeit.

■ TOP 5: Wahl des Vorstands

Nach Ablauf der Wahlperiode ist eine Neuwahl des gesamten Vorstands erforderlich. Die Wahlperiode beträgt drei Jahre. Franz Dreyer leitet auf Bitten des Vorsitzenden die Wahl. Da ein Vereinsmitglied auf der Durchführung einer geheimen Wahl für die beiden Vorsitzenden besteht, setzt Franz Dreyer einen Wahlausschuss ein.

Es erfolgt zunächst die geheime Wahl des Vorsitzenden der Abteilung Geschichte. Einziger Bewerber ist der bisherige Vorsitzende Friedemann Kawohl. Anwesend sind 56 wahlberechtigte Mitglieder. Die Auszählung der Stimmzettel ergibt:

55 Ja-Stimmen, 1 Enthaltung. Sodann erfolgt die geheime Wahl des Vorsitzenden der naturkundlichen Abteilung. Einziger Bewerber ist der Diplom-Ingenieur der Agrarwissenschaften Thomas Kring. Die Auszählung der Stimmzettel ergibt: 55 Ja-Stimmen, 1 Enthaltung.

Nun erfolgt die Wahl der übrigen Vorstandsmitglieder per Handzeichen. Es werden gewählt: Irma Götz (Rechnerin), Dr. Helmut Gehring (Schriftleiter) und Dr. Hannah Miriam Jaag (Geschäftsführerin). Frau Jaag stellt sich den Anwesenden kurz vor. Die Wahl ist einstimmig, die Gewählten nehmen die Wahl an. Schließlich werden noch die 5 Mitglieder des erweiterten Vorstands per Handzeichen en bloc gewählt: Janna Miller, Egon Dehner, Harald Ketterer, Rolf Baiker und Dr. Hans Keusen. Die Wahl ist einstimmig bei 2 Enthaltungen, die Gewählten nehmen die Wahl an.

■ TOP 6: Verschiedenes und Anträge

Anträge sind nicht eingegangen. Verabschiedet werden Michael Allgaier und Rainer Hürst (als Geschäftsführer) und Antonia Reichmann als Vorstandsmitglied.

Susanne Huber-Wintermantel beendet ihre Arbeit als Leiterin der Tauschbibliothek. Sie war ab 2001 acht Jahre lang Vorsitzende der geschichtlichen Abteilung. Wolfgang Hilpert als Ehrenmitglied würdigt besonders ihren Einsatz bei der Katalogisierung der Tauschbibliothek. Frau Huber-Wintermantel bedankt sich für die Unterstützung, insbesondere durch die Mitarbeiter der mittlerweile abgeschlossenen Katalogisierung. Sie stellt ihre Nachfolgerin als Leiterin der Tauschbibliothek vor, Bibliothekarin Gisela von Briel. Diese freut sich auf die neue Aufgabe und gibt einen kurzen Abriss ihrer bisherigen beruflichen Tätigkeiten.

Friedemann Kawohl bedankt sich bei den ausscheidenden Funktionsträgern, auch bei den Helfern in der Geschäftsstelle, Regine Ganter-Klump und Bernhard Hessemann. Allen Geehrten wird vom Vorsitzenden ein persönliches Geschenk überreicht.

■ TOP 7: Rückblick auf das Jahresprogramm 2016 und Ausblick auf 2017

In einer Präsentation berichtet Harald Ketterer über die wichtigsten Veranstaltungen des vergangenen Jahres und gibt einen Ausblick auf die Veranstaltungen 2017.

■ TOP 8: Vorstellung des Jahresbandes 60 (2017)

Helmut Gehring stellt in einer Präsentation die sieben geschichtlichen und vier naturkundlichen Beiträge des neuen Jahresbandes vor.

Damit ist der offizielle Teil der Mitgliederversammlung 2017 um 21.10 Uhr beendet. Anschließend hält Frau Dr. Hannah Miriam Jaag einen molekularbiologisch geprägten Vortrag über eine besondere Alpenveilchenart, die kürzlich im Brigachtal gefunden wurde.

Nach Vortrag und anschließender Diskussion werden ab 21.30 Uhr die Jahresbände 2017 an die anwesenden Mitglieder ausgeteilt.

Für das Protokoll: Dr. Hans Keusen.

Kassenbericht für das Rechnungsjahr 2016

(Anlage zum Protokoll der Mitgliederversammlung)

Entwicklung des Kassenbestands (in Euro)

Bankkonto (Giro- und Festgeldkonto)	
Kassenbestand am 01.01.2016	30.615
Gewinn 2016 (Einnahme-Überschuss-Rechnung)	2.854
Kassenbestand am 31.12.2016	33.469

Einnahmen-Überschuss-Rechnung für 2016 (in Euro)

Einnahmen

1. Mitgliedsbeiträge	11.235
2. Spenden und Zuschüsse	7.609
3. Erlöse <i>Schriften der Baar</i>	576
4. Erlöse Sonstige Literatur	2.403
5. Einnahmen Exkursionen	19.080
6. Sonstige Einnahmen	2
Summe Einnahmen	40.905

Ausgaben

1. Aufwendungen <i>Schriften der Baar</i>	8.735
2. Aufwendungen Sonstige Literatur	3.083
3. Aufwendungen Exkursionen	16.550
4. Vortragshonorare und Spesen	5.167
5. Raumkosten	2.093
6. Bürokosten Geschäftsstelle	2.263
7. Sonstige Aufwendungen	160
Summe Ausgaben	38.051

Gewinn 2016 2.854

Für die im Berichtsjahr 2016 gewährten Spenden und Zuschüsse bedanken wir uns bei folgenden Personen und Institutionen:

Irma Götz, Ulrich Hering, Wolfgang Hilpert, Elisabeth Kempfer, Dieter Maier, Elmar Peter, Dr. Dietrich Röther, Hildegret Sattler, Dieter Wilhelm, Norbert Zysk.

Bürgerstiftung Donaueschingen, Gemeinnütziger Verein zur Förderung von Wissenschaft, Kunst und Kultur e.V. Donaueschingen, Lions-Club Donaueschingen.

Firma Karl Storz (Tuttlingen), Sparkasse Schwarzwald-Baar, Stadt Donaueschingen, Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis, Regierungspräsidium Freiburg.

Zu unseren Mitgliedern

Mitgliederzahl (Stand 1. Januar 2017): 482

Mitgliederzahl (Stand 1. Januar 2018): 486

Wir trauern um unsere im Jahr 2017 (und 2016) verstorbenen Mitglieder:

Karl Sibold. Löffingen (14.03.2016)
Elisabeth Irtenkauf Löffingen (11.02.2017)
Hanna Graf. Donaueschingen (10.08.2017)
Raimund Fleischer. Villingen-Schwenningen (27.09.2017)
Willi Hönle Donaueschingen (12.10.2017)
Ruth Schiemann Donaueschingen (29.10.2017)
Erna Einwald. Bräunlingen (11.12.2017)
Marie-Luise Waidmann. Donaueschingen (15.12.2017)

Im Jahr 2017 sind vier Mitglieder ausgetreten.

Im Jahr 2017 sind folgende neue Mitglieder in den Baarverein eingetreten:
Wir dürfen begrüßen:

Katharina Baudis. Donaueschingen
Kai Baudis Donaueschingen
Antonia Dietsche Bonndorf
Gerhard Dilger Furtwangen
Martin Feyerlein Donaueschingen
Peter Graßmann Villingen-Schwenningen
Stefan Hafner Löffingen
Andreas Haller Villingen-Schwenningen
Wolfram Kirchner Villingen-Schwenningen
Michael Koch Villingen-Schwenningen
Beate Limberger. Donaueschingen
Janna Miller Bräunlingen
Volker Neininger Villingen-Schwenningen
Michael Rüttiger Villingen-Schwenningen
Wilfried Strohmeier Bad Dürkheim



Willi Hönle

* 23. Dezember 1942 † 12. Oktober 2017

Nach kurzer, schwerer Krankheit verstarb im Oktober 2017 unser langjähriges Vereinsmitglied Willi Hönle.

Mit ihm verliert der Baarverein einen intimen Kenner der Donaueschinger Geschichte und einen wichtigen Zeitzeugen. Wenige Donaueschinger kannten sich so gut mit der Geschichte der Stadt aus wie Willi Hönle. Noch weniger haben so viele Postkarten, Fotografien, Münzen und Geldscheine zur Donaueschinger Geschichte zusammengetragen wie

er. Seine Postkartensammlung wurde mit der Zeit ein einmaliges Fotoarchiv der Stadt. Er stellte seine Schätze bereitwillig anderen Autoren zur Verfügung. Diese konnten mit Hilfe seiner Fotosammlung ihre Berichte mit Bildern ausschmücken.

Fotos aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zeigte Willi Hönle 1986 in seinem Buch „*Donaueschingen in alten Ansichtskarten 1890–1915*“. Zu den Ausstellungen über das Notgeld in der Inflationszeit nach dem Ersten Weltkrieg und über den Stadtbrand in Donaueschingen (1908) erstellte er jeweils ein kleines Buch mit Bildern aus seiner umfangreichen Fotosammlung. Im Jahr 2009 folgte das reichbebilderte Buch „*Donaueschingen 1875 bis 1935*“ (siehe *Schriften der Baar* 2010, Seite 202). Es spannt den Bogen vom wilhelminischen Zeitalter bis in die Zeit des Nationalsozialismus.

Willi Hönle zeigte seine Bilder auch gerne bei Vorträgen. So berichtete er im Baarverein über die Geschehnisse nach dem Zweiten Weltkrieg. Als begeisterter Luftbild-Fotograf konnte er die Baar mit ihren Städten und Dörfern aus der Vogelperspektive dokumentieren. Den letzten Vortrag beim Baarverein hielt Willi Hönle mit dem Thema „Gasthäuser in Donaueschingen“ im Dezember 2015 im Gasthaus Hirschen.

Seine vielfältigen Aktivitäten außerhalb des Baarvereins wurden von anderen Stellen bereits eingehend gewürdigt. An ein Projekt, für das er sich in den letzten Jahren mit aller Kraft einsetzte, wollen wir aber hier erinnern: die Errichtung eines Stadtmuseums in Donaueschingen. Es war ihm ein großes Anliegen, dass seine Stadt auf ihre Geschichte stolz ist und in die Zukunft schaut. Um das Projekt Stadtmuseum voranzubringen, gründete er eigens einen Förderverein. Leider verhinderte seine Krankheit die Verwirklichung dieses Traumes.

Willi Hönle war im Baarverein nicht nur ein aktives Mitglied und ein langjähriger Beirat, wir verlieren auch einen guten Freund.

Harald Ketterer (Löffingen)



Elisabeth Irtenkauf

* 25. September 1931 † 11. Februar 2017

Mit 85 Jahren ist Elisabeth Irtenkauf in Löffingen verstorben. Der Baarverein und die Region verlieren eine profunde Kennerin und Autorin der örtlichen Kirchengeschichte.

Die Verstorbene stammte aus Rottweil. Sie war Lehrerin an der Grundschule in Ditzingen, bevor sie 1958 Wolfgang Irtenkauf, den späteren Direktor der Landesbibliothek Stuttgart, heiratete. Kaum standen die beiden Söhne auf eigenen Füßen, musste sich Frau Irtenkauf immer stärker der Pflege ihres an

einer Augenkrankheit leidenden Mannes widmen.

1988 verlegten Elisabeth und Wolfgang Irtenkauf ihren Lebensmittelpunkt nach Löffingen auf die obere Baar. Beide brachten sogleich ihre Ideen in den Baarverein ein. Als ihr Mann im Jahr 2003 verstarb, übernahm sie seine Arbeit.

In Löffingen weckte Elisabeth Irtenkauf mit Ihren Lesungen in der Stadtbücherei bei den Kindern die Freude am Lesen („Tante Molly“). Dort wurde sie auch auf Petrus Glunk, den aus Seppenhofen stammenden späteren Abt von Sankt Märgen, aufmerksam. Im Jahr 1996 veröffentlichte sie seine Biografie *„Leben und Werk des Petrus Glunk – die Geschichte eines Löffingers, der zum Abt des Klosters St. Märgen wurde“* (Löffinger Schriften). Kurz darauf folgte das Löffinger Bewohnerbuch (1582 bis 1660) und das Löffinger Totenbuch (1669 bis 1782), das sie zusammen mit Emil Ketterer herausgab.

In Sankt Märgen stieß sie auf die Tagebücher der Äbte Andreas Dilger und Petrus Glunk (über 1.500 Seiten). Frau Irtenkauf wertete diese Tagebücher in einer Herkulesarbeit akribisch aus und veröffentlichte die Ergebnisse 1995 im Freiburger Diözesan-Archiv (*„Die Tagebücher des Abtes Petrus Glunk von St. Märgen aus dem Schwarzwald“*). Später kümmerte sich Elisabeth Irtenkauf um die Erforschung der Baugeschichte des Klosters. Daraus ist ihr Hauptwerk *„Die Baugeschichte des Klosters St. Märgen auf dem Schwarzwald“* entstanden (2010 mit Klaus Hog; *Schriften der Baar* 2012, Seite 196). Für diese Arbeit wurde sie von der Gemeinde Sankt Märgen mit dem Eintrag ins Goldene Buch geehrt.

Bis zu ihrem Tod arbeitete sie an einer Hof-Chronik von Sankt Märgen. Diese konnte sie aber nicht mehr abschließen. – Es wäre bestimmt in ihrem Sinne, wenn jemand diese Arbeit fortführen und fertigstellen würde.

Elisabeth Irtenkauf war in all den Jahren stets treu mit der Arbeit des Baarvereins verbunden.

Harald Ketterer (Löffingen), Foto: Klaus Hog

Mitgliederverzeichnis

(Stand 1. Januar 2018)

Ehrenmitglieder (2)

Hildegret Sattler (Titisee-Neustadt)
Wolfgang Hilpert (Donaueschingen)

Ordentliche Mitglieder (449)

A

Albert, Josef (Donaueschingen)
Albert, Peter (Hüfingen)
Albicker, Veronika (Hüfingen)
Allgaier, Michael (VS-Schwenningen)
Allgeier, Elke (Donaueschingen)
Allgeier, Reinhold (Donaueschingen)
Ammann, Susanne (Donaueschingen)
Auer, Hans-Günter (Donaueschingen)
Augstein, Dr. Hanno (Hüfingen)

B

Bächle, Prof. Dr. Ekkehard (Donaueschingen)
Baiker, Rolf (Freiburg im Breisgau)
Barth, Ansgar (Bräunlingen)
Baudis, Kai (Donaueschingen)
Baudis, Katharina (Donaueschingen)
Bauer, Dr. Lutz (Furtwangen)
Bauer, Dr. Wolfgang (VS-Pfaffenweiler)
Baum, Georg (Bräunlingen)
Baumann, Norbert (Blumberg)
Baur, Karin (Donaueschingen)
Baur, Stefan (Donaueschingen)
Bayha, Barbara (Tuttlingen)
Bernauer, Dr. Ralf (Donaueschingen)
Beurer, Klaus (Donaueschingen)
Biehler, Luise (Donaueschingen)
Binder, Hans (Donaueschingen)
Binder, Jutta (Donaueschingen)
Blaurock, Michael (Donaueschingen)
Blech, Dr. Hans-Joachim (Donaueschingen)

Blocher, Anneliese (Donaueschingen)
Bogenschütz, Werner (Wurmlingen)
Böhm, Inge (Hüfingen)
Bolanz, Dr. Gundula (VS-Villingen)
Boldt, Stefan (Kirchzarten)
Böninger, Hansjörg (VS-Schwenningen)
Borchers, Dr. Jens (Donaueschingen)
Briel-Holzhüter, Gisela von (VS-Villingen)
Bromberger, Hubert (Donaueschingen)
Bromberger, Traudl (Donaueschingen)
Bronner, Dr. Gerhard (Donaueschingen)
Bruckmann, Arno (Donaueschingen)
Bruckmann, Sieglinde (Donaueschingen)
Brugger, Gabriele (Hüfingen)
Bücheler, Anne (VS-Villingen)
Büchler, Ulrich (VS-Marbach)
Buck, Gabriele (Donaueschingen)
Bühler, Hansjürgen (Donaueschingen)
Bühler, Rolf (Donaueschingen)
Bunse, Heinz (Donaueschingen)
Bunse, Jutta (Donaueschingen)

C

Chudziak, Friedhelm (Donaueschingen)
Conrath, Walter (Immendingen)

D

Dannert, Horst (Königsfeld)
Dehner, Egon (Bad Dürkheim)
Demattio, Thomas (Vöhrenbach)
Deuring, Hans-Peter (Blumberg)
Dewald-Werner, Dr. Carsten (Hamburg)
Dietsche, Antonia (Bonndorf)
Dilger, Gerhard (Furtwangen)
Domdey-Kunz, Liane (VS-Weigheim)
Dörner, Karl (VS-Villingen)
Dorsch, Helmi (Donaueschingen)
Dreyer, Franz (Immendingen)
Dury, Bernhard (Bräunlingen)

E

Ebert, Jürgen (Engen)
Egy, Helmut (Löffingen)
Eichholtz, Barbara (VS-Villingen)
Eichholz, Ernst (Donaueschingen)
Elben, Dr. Hans Ulrich (Donaueschingen)
Elben, Dr. Ulrike (Donaueschingen)
Enssle, Elisabeth (Donaueschingen)
Enssle, Elmar (Donaueschingen)
Everke, Dr. Bernhard (Donaueschingen)

F

Fabry, Bernhard (VS-Villingen)
Faden, Klaus (Donaueschingen)
Faller, Richard (Berlin)
Fechner, Dr. Bernd (Donaueschingen)
Fehrle, Dr. Martin (Köln)
Feiß, Elmar (VS-Villingen)
Feldhahn, Ulrich (Berlin)
Fetscher, Martin (VS-Villingen)
Feyerlein, Martin (Donaueschingen)
Fischer, Horst (Donaueschingen)
Fleig, Iris (Bräunlingen)
Fleig, Lothar (Bräunlingen)
Flöß, Konrad (VS-Villingen)
Fohmann, Günter (Hüfingen)
Fohmann, Ursula (Hüfingen)
Föhse, Hanns (Brigachtal)
Franzki, Brigitte (Donaueschingen)
Fritsch, Corina (Freudenstadt)
Fritschi, Jakob (Hüfingen)
Fritz, Marco (Bräunlingen)
Fritz, Dr. Walter (Deißlingen)
Fürstenberg, Johannes Prinz zu (A-Weitra)

G

Gehring, Dr. Helmut (VS-Villingen)
Gehringer, Ursula (Bräunlingen)
Gehringer, Waltraud (Bräunlingen)
Geilenberg, Heinrich (Donaueschingen)
Geissler, Dietmar (Hüfingen)
Glase, Armin (Donaueschingen)
Glatz, Reiner (Niedereschach)
Glunk, Werner (Lohr)

Goebel, Ursula (Donaueschingen)
Gottwalt, Franz (Donaueschingen)
Götz, Erich (Bad Dürkheim)
Götz, Irma (Donaueschingen)
Gradinger, Rainer (Blumberg)
Graf, Günter (Donaueschingen)
Gramlich, Wolfdieter (Geisingen)
Gramse, Sieglinde (Donaueschingen)
Graßmann, Peter (VS-Villingen)
Greger, Jörg-Walter (Nauheim)
Greiner, Marcus (Donaueschingen)
Greiner, Theo (Donaueschingen)
Greitmann, Dr. Georg (CH-Altstätten)
Grieshaber, Wilhelm (Donaueschingen)
Gschlecht, Alfred (Tengen)
Gutknecht, Dr. Rainer (Bad Dürkheim)

H

Haag, Robert (VS-Villingen)
Haas, Heinrich (Donaueschingen)
Hafner, Stefan (Löffingen)
Häfner, Barbara (Donaueschingen)
Hagemann, Marianne (Allensbach)
Hagenmayer, Werner (VS-Schwenningen)
Hall, Dr. Ewald (March)
Haller, Andreas (VS-Schwenningen)
Hanyecz, Gisela (VS-Schwenningen)
Hartung, Gertrud (Donaueschingen)
Hartung, Herbert (Donaueschingen)
Harwath, Arno (Donaueschingen)
Hauger, Rudolf (CH-Niederglatt)
Hauser, Bernhard (Bräunlingen)
Hecht, Frank (Freiburg im Breisgau)
Hecht, Ursula (Freiburg im Breisgau)
Heger, Jeanette (Trossingen)
Heger, Marina (Trossingen)
Heim, Prof. Dr. Dieter (Löffingen)
Heim, Karl (VS-Obereschach)
Heitner, Wolfgang (VS-Villingen)
Hellstern, Peter (VS-Schwenningen)
Hensler, Clemens (Friedenweiler)
Herbner, Dr. Detlef (Bonn)
Herbstritt, Theo (Löffingen)
Herdlitschka, Harald (Donaueschingen)

- Hering, Christel (Donaueschingen)
Hering, Prof. Ulrich (Donaueschingen)
Hermanns, Martin (Gundelfingen)
Herrmann, Hubert (Donaueschingen)
Herz, Fritz (Hüfingen)
Heß, Dr. Ulrich (Löffingen)
Hessemann, Bernhard (Donaueschingen)
Hettich, Bernhard (VS-Villingen)
Hildebrandt, Ralf (Bräunlingen)
Hilpert, Elisabeth (Donaueschingen)
Hirner, Dr. Veit (Engen)
Hirner, Johannes (Tuttlingen)
Hockenjos, Gertrud (Donaueschingen)
Hockenjos, Wolf (Donaueschingen)
Hoefler, Prof. Dr. Eberhard (Furtwangen)
Hofacker, Fritz (Bräunlingen)
Hofmann, Günter (Hüfingen)
Hohloch, Werner (Donaueschingen)
Hör, Klaus (Titisee-Neustadt)
Huber, Anneliese (Donaueschingen)
Huber, Wolfgang (Hüfingen)
Huber-Wintermantel, Susanne (Hüfingen)
Hügler, Michael (Donaueschingen)
Hummel, Eberhard (VS-Schwenningen)
Hummel, Berthold (Vöhrenbach)
Hürst, Rainer (Donaueschingen)
- I**
Irmisch, Kurt (Donaueschingen)
Irmisch, Ursula (Donaueschingen)
- J**
Jaag, Dr. Hannah Miriam (Hüfingen)
Jauch, Dr. Erhard (VS-Schwenningen)
Jauch, Gerhard (VS-Schwenningen)
Joos, Clemens (VS-Villingen)
Jumpertz, Sabine (Donaueschingen)
Jung, Dr. Annelies (Donaueschingen)
- K**
Kabisch, Prof. Dr. Thomas (Berlin)
Kaiser, Artur (Donaueschingen)
Kambach, Hans Helmut (VS-Marbach)
Kammerer, Norbert (Bräunlingen)
Kapfer, Dr. Alois (Tuttlingen)
Karrer, Wolfgang (Donaueschingen)
Katz-Hör, Karin (Titisee-Neustadt)
Kawohl, Dr. Friedemann (VS-Villingen)
Kech, Hans (Donaueschingen)
Keller, Birgit (Donaueschingen)
Keller, Dr. Ulrich (Donaueschingen)
Keller, Dr. Winfried (Donaueschingen)
Kempter, Elisabeth (Donaueschingen)
Kern, Eberhard (Donaueschingen)
Kern, Theo (Vöhrenbach)
Kersting, Gerhard (Friedrichshafen)
Ketterer, Edith (Donaueschingen)
Ketterer, Elisabeth (Immendingen)
Ketterer, Harald (Löffingen)
Ketterer, Ingeborg (Donaueschingen)
Keusen, Dr. Hans (Bräunlingen)
Keusen, Renate (Bräunlingen)
Kiess, Professor Emil (Hüfingen)
Kille, Ralf (Dauchingen)
Kille, Rolf (Mönchweiler)
Kinast, Klaus (Löffingen)
Kirchner, Wolfram (VS-Pfaffenweiler)
Kirner, Irmgard (Donaueschingen)
Kleiner, Wilfried (Donaueschingen)
Klemm, Prof. Dr. Dieter (Donaueschingen)
Klotzbücher, Dr. Michael (Donaueschingen)
Kluth, Dr. Cornelia (Karlsruhe)
Knapp, Anton (Hüfingen)
Knöpfe, Christa (Vöhrenbach)
Knöpfe, Edelbert (Vöhrenbach)
Knörr-Nopper, Cornelia (Bad Dürkheim)
Koch, Klaus (Donaueschingen)
Koch, Michael (VS-Villingen)
König, Fritz (Donaueschingen)
König, Waltraud (Donaueschingen)
Kopp, Michael (VS-Schwenningen)
Körner, Hildegard (Bräunlingen)
Kramer, Hermann (Geisingen)
Krickl, Franz (Donaueschingen)
Krieg, Annegret (Löffingen)
Krieg, Dr. Arno (Löffingen)
Krieg, Karl (Löffingen)
Krieg, Marianne (Löffingen)

Kring, Thomas (Hüfingen)
Kunert, Margot (Geisingen)
Kunte, Harry (Vöhrenbach)
Kunz, Siegfried (VS-Weigheim)
Kury, Dr. Helmut (VS-Villingen)
Kutzleben, Tilman von (Bräunlingen)
Kutzleben, Wiebke von (Bräunlingen)
Kutzner, Eberhard (Donaueschingen)
Kutzner, Ilse (Donaueschingen)

L

Laschinger, Rolf (Donaueschingen)
Lauffer, Gerhard (VS-Schwenningen)
Lehmann, Ingeborg (Meersburg)
Letulé, Hans (Brigachtal)
Limberger, Beate (Donaueschingen)
Limberger-Andris, Stefan (Friedenweiler)
Link, Rolf (Trossingen)
Lintig, Eva von (Hüfingen)
Litz-Walter, Waltraud (Donaueschingen)
Löbbecke, Frank (Furtwangen)
Lode, Dagmar (Seitingen-Oberflacht)
Lode, Harald (Seitingen-Oberflacht)
Löhr, Kurt (Hüfingen)
Lorbeck, Rudolf (Geisingen)
Lummerzheim, Ingrid (Donaueschingen)
Lutz, Peter (Freiburg im Breisgau)

M

Maier, Otto (Donaueschingen)
Maier, Robert (Donaueschingen)
Maier, Sieglinde (Donaueschingen)
Maier, Walter (Donaueschingen)
Maier, Dieter (VS-Schwenningen)
Maiwald, Klaus (Ditzingen)
Martin, Tobias (Donaueschingen)
Martin, Hariolf (Hüfingen)
Martin, Wolfgang (VS-Villingen)
Maulhardt, Dr. Heinrich (VS-Villingen)
Maurer, Prof. Dr. Friedemann (Hausen o.V.)
Maurer, Prof. Dr. Helmut (Konstanz)
Mauz, Fabian (Donaueschingen)
Mauz, Heinz (Donaueschingen)
Mauz, Hubert (Donaueschingen)

Mayer, Otmar (Hüfingen)
Mayer-Löhr, Heidi (Hüfingen)
Meder, Willi (Sankt Georgen)
Mehne, Walter (VS-Schwenningen)
Meister, Karl (Eisenbach)
Mellert, Dr. Dieter (Löffingen)
Miller, Janna (Bräunlingen)
Minzer, Klemens (Bräunlingen)
Möller, Bernd-Joachim (Königsfeld)
Moog, Michael (Hüfingen)
Moosbacher, Hubert (Donaueschingen)
Mrohs-Ketterer, Evelyn (Löffingen)
Mues, Friedrich (Donaueschingen)
Müller, Bruno (Donaueschingen)
Müller, Margarete (Donaueschingen)
Müller, Dr. Rainer (Donaueschingen)
Müller, Dr. Antonia (Friedenweiler)
Müller, Dr. Gerrit (Friedenweiler)
Müller, Peter (Hüfingen)
Müller, Dr. Anneliese (Schliengen)
Münzer, Heinrich (Donaueschingen)
Münzer, Dr. Ingeborg (Donaueschingen)
Mutschler, Heide (Bad Dürkheim)

N

Neff, Dr. Christophe (Grünstadt)
Nehf, Hans (Hüfingen)
Neininger, Hans (Bräunlingen)
Neininger, Ingelore (Bräunlingen)
Neininger, Volker (VS-Villingen)
Noah, Dr. Ernst (VS-Villingen)
Noah-Duesberg, Dr. Christine (VS-Villingen)
Noll, Gerd (Donaueschingen)
Noll, Ursula (Donaueschingen)
Nopper, Erwin (Bad Dürkheim)
Novelli, Maria (Hüfingen)
Novelli, René (Hüfingen)
Nuding, Dr. Albrecht (Blumberg)

O

Ochs, Harald (Blumberg)
Olivier, Dr. Dieter (Donaueschingen)
Oswald, Alfons (Löffingen)
Ott, Maren (Bräunlingen)
Otten, Paul (Bad Dürkheim)

P

Palmtag, Joachim (Hüfingen)
Pietsch, Helmut (Donaueschingen)
Pommorin, Irmgard (Donaueschingen)
Poschmann, Reinhard (Brigachtal)
Preis, Elke (Donaueschingen)
Preyer, Wolfgang (Donaueschingen)
Prillwitz, Bernhard (Blumberg)
Prinz, Elmar (Donaueschingen)

R

Ragg, Prof. Dr. Hermann (Bielefeld)
Ramsperger, Peter (Bräunlingen)
Rath, Herrad (Bad Dürrenheim)
Rath, Günter (VS-Villingen)
Raub, Dr. Michael (VS-Pfaffenweiler)
Reeg-Blech, Barbara (Donaueschingen)
Reich, Rudolf (Bräunlingen)
Reichle-Kunte, Hadumoth (Vöhrenbach)
Reichmann, Antonia (Donaueschingen)
Reichmann, Hans (Donaueschingen)
Reichmann, Udo (Hüfingen)
Reimer, Dietrich (Blumberg)
Reiner, Christof (Bräunlingen)
Reiske, Cäcilia (Immendingen)
Reiske, Josef (Spaichingen)
Reiter, Wolfgang (Donaueschingen)
Revellio, Ernst (VS-Villingen)
Revellio, Philipp (VS-Villingen)
Reydt, Gabriele (Donaueschingen)
Roether, Prof. Dr. Dietrich (Furtwangen)
Rommel, Hannelore (VS-Rietheim)
Rosenstiel, Karl-Heinz (Konstanz)
Roßmy, Regina (Vöhrenbach)
Rothweiler, Monika (Donaueschingen)
Rottenecker, Dr. Richard (Donaueschingen)
Rupp, Edgar (Löffingen)
Rüttiger, Michael (VS-Schwenningen)

S

Sakschewski, Bernd (VS-Villingen)
Sattler, Brigitte (Titisee-Neustadt)
Sattler, Gerd (Titisee-Neustadt)
Sauter, Benedict (Singen)

Schachtner, Bernd (Konstanz)
Schafbuch, Gerald (Hüfingen)
Schafbuch, Jürgen (Hüfingen)
Schalk, Thomas (VS-Villingen)
Schaumann, Marianne (VS-Schwenningen)
Schell, Dr. Rüdiger (Donaueschingen)
Schelling, Armin (Donaueschingen)
Scheu, Gerhard (Stuttgart)
Schewe, Dr. Hans-Rüdiger (Donaueschingen)
Schieble, Dr. Leopold (Bergisch Gladbach)
Schiemann, Dieter (Donaueschingen)
Schinke, Karin (Unterkirnach)
Schirrmeister, Brigitte (Donaueschingen)
Schmidt, André (Donaueschingen)
Schmitt, Dr. Franz (Donaueschingen)
Schmoll, Patrick (Donaueschingen)
Schneider, Isolde (VS-Villingen)
Schnekenburger, Dr. Ferdinand (Donauesch.)
Schreck, Ingrid (VS-Villingen)
Schreib, Karl (Vöhrenbach)
Schreiber, Andreas (Bräunlingen)
Schrenk, Christa (Bräunlingen)
Schubert, Edith (Schönwald)
Schubert, Dr. Wolfgang (Schönwald)
Schulz, Maria (Brigachtal)
Schütz, Rolf (Bräunlingen)
Schwochow, Rolf-Michael (Trossingen)
Seger, Margarete (Hüfingen)
Seidelmann, Dr. Wolf-Ingo (Rödental)
Seitz, Karin (Hüfingen)
Siebert, Hartmut (Donaueschingen)
Siefert, Hugo (Rottweil)
Sigmund, Prof. Dr. Alexander (Hüfingen)
Siegwart, Dominik (Offenburg)
Sieweck, Susanne (Wellendingen)
Sigle, Eike (Hüfingen)
Sigwart, Klaus (Hüfingen)
Simon, Heinz (Zimmern ob Rottweil)
Sonnenschein, Edith (Engen)
Sonntag, Dr. Georg (Engen)
Stadler, Dr. Joachim (Weil der Stadt)
Stefan, Roland (Löffingen)
Steiert, Irmgard (Dauchingen)
Steiger, Helga (Donaueschingen)

Steinhart, Wilfried (VS-Villingen)
Steiniger, Susanne (Brigachtal)
Stihl, Agnes (Geisingen)
Stocker, Dr. Barbara (Dunningen)
Stocker, Helga (VS-Villingen)
Storck, Olga (Donaueschingen)
Strasser, Rudolf (Rottweil)
Stritt, Oskar (Gundelfingen)
Strohmeier, Wilfried (Bad Dürrenheim)
Sturm, Dr. Joachim (Niedereschach)
Suchant, Heinrich (Donaueschingen)
Swoboda, Hans (Donaueschingen)

T

Thallemer, Ludwig (Donaueschingen)
Tocha, Michael (VS-Pfaffenweiler)
Trüby, Karl-Heinz (Blumberg)

U

Unger, Inge (Donaueschingen)
Unsel, Dr. Johannes (Donaueschingen)
Unsel, Sigrid (Donaueschingen)

V

Vogt, Josef (Brigachtal)
Votteler, Gerold (Donaueschingen)

W

Wagner, Christa (Löffingen)
Wagner, Dr. Hans-Robert (Löffingen)
Wais, Hedwig (Donaueschingen)
Walter, Prof. Dr. Eike (Donaueschingen)
Waßner, Werner (Löffingen)
Weber, Gerhard (Löffingen)
Weber, Helgard (Löffingen)

Weh, Arnold (Geisingen)
Wehinger, Bruno (Bräunlingen)
Weis, Dr. Roland (Titisee-Neustadt)
Weiss, Herbert (Hüfingen)
Weißer, Bernhard (Bräunlingen)
Weisshaar, Andreas (Hüfingen)
Wentzel, Karl-Friedrich (Donaueschingen)
Wernick, Anita (Donaueschingen)
Westendorf, Dr. Holger (VS-Villingen)
Wider, Dr. Matthias (Löffingen)
Wiehl, Walter (Donaueschingen)
Wiehl, Karlheinz (VS-Mühlhausen)
Wiemer, Martina-Luise (Donaueschingen)
Wiesendorfer Zahn, Daniel (Donaueschingen)
Willhalm, Edith (Trossingen)
Willhalm, Dr. Jürgen (Trossingen)
Willmann, Erich (Vöhrenbach)
Wilts, Dr. Andreas (Hüfingen)
Winkler, Wolfgang (Sankt Georgen)
Wintermantel, Bernhard (Hüfingen)
Wohlfahrt, Josef (VS-Schwenningen)
Wolf, Andreas (Leinfelden-Echterdingen)
Wurbs, Wolfgang (VS-Villingen)
Würth, Friedrich (Bräunlingen)

Z

Zahn, Martin (Donaueschingen)
Zech, Thomas (Vöhrenbach)
Zeller, August (Blumberg)
Zimmermann, Dieter (Düsseldorf)
Zimmermann, Michael (VS-Schwenningen)
Zipfel, Engelbert (Donaueschingen)
Zundel, Dr. Eckart (Donaueschingen)
Zysk, Norbert (Owiningen)

Korporative Mitglieder (35)

(Vereine ohne Angabe „e.V.“)

Geschichts- und Heimatverein	Bad Dürkheim
Verein der Benediktiner zu Beuron.	Beuron
Kulturförderverein Bräunlingen.	Bräunlingen
Stadtverwaltung Bräunlingen.	Bräunlingen
Gemeindeverwaltung Brigachtal	Brigachtal
Fürstenberg-Gymnasium	Donaueschingen
Realschule Donaueschingen.	Donaueschingen
Seelsorgeeinheit Donaueschingen.	Donaueschingen
Stadtverwaltung Donaueschingen	Donaueschingen
Stadtverwaltung Engen	Engen
Erzbischöfliches Archiv	Freiburg
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.	Freiburg
Stadtverwaltung Furtwangen.	Furtwangen
Stadtverwaltung Geisingen	Geisingen
Stadtmuseum Hüfingen	Hüfingen
Stadtverwaltung Hüfingen	Hüfingen
Heim Mariahof	Hüfingen
Gemeindeverwaltung Immendingen	Immendingen
Badische Landesbibliothek.	Karlsruhe
Stadtverwaltung Löffingen.	Löffingen
Bayerisches Hauptstaatsarchiv.	München
Staatliches Seminar für Didaktik und Lehrerbildung.	Rottweil
Staatsarchiv Sigmaringen.	Sigmaringen
Verein für Heimatgeschichte	Sankt Georgen
Historisches Institut der Universität Stuttgart	Stuttgart
Institut für geschichtliche Landeskunde.	Tübingen
Ludwig-Uhland-Institut für Volkskunde	Tübingen
Tuninger Heimatverein	Tuningen
Kreisarchiv Tuttlingen	Tuttlingen
Schwenninger Heimatverein	Villingen-Schwenningen
Gymnasium am Hoptbühl	Villingen-Schwenningen
Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis.	Villingen-Schwenningen
Stadtarchiv Villingen-Schwenningen	Villingen-Schwenningen
Heimatgilde Frohsinn	Vöhrenbach
Stadtverwaltung Vöhrenbach	Vöhrenbach

Tauschpartner (106)

Institutionen, mit denen der Baarverein im Schriftentausch steht
(Vereine ohne Angabe „e.V.“)

Deutschland (82)

Aachener Geschichtsverein	Aachen
Arbeitsgemeinschaft Allensbach, Heimatgeschichtsverein	Allensbach
Naturkundliches Museum Mauritianum Altenburg (Thüringen).	Altenburg
Historischer Verein für Schwaben	Augsburg
Historischer Verein Bamberg	Bamberg
Naturforschende Gesellschaft Bamberg	Bamberg
Kulturstiftung der Länder	Berlin
Landesmuseum im Landschaftsverband Rheinland (LVR).	Bonn
Naturhistorischer Verein der Rheinlande und Westfalens	Bonn
Staatliches Naturhistorisches Museum.	Braunschweig
Naturwissenschaftlicher Verein zu Bremen	Bremen
Museum für Naturkunde Chemnitz	Chemnitz
Historischer Verein für Hessen.	Darmstadt
Naturwissenschaftlicher und Historischer Verein für das Land Lippe	Detmold
Geschichts- und Altertumsverein Ellwangen	Ellwangen
Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart	Esslingen
Deutsche Nationalbibliothek	Frankfurt
Senckenberg-Forschungsinstitut und Naturmuseum	Frankfurt
Alemannisches Institut Freiburg im Breisgau	Freiburg
Badischer Landesverein für Naturkunde und Naturschutz	Freiburg
Breisgau-Geschichtsverein Schau-Ins-Land	Freiburg
Kirchengeschichtlicher Verein für das Erzbistum Freiburg.	Freiburg
Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau Baden-Württemberg	Freiburg
Landesverein Badische Heimat.	Freiburg
Regierungspräsidium Freiburg, Fachbereich Archäologie	Freiburg
Universitätsbibliothek Freiburg (Geographie, Hydrologie u. Ethnologie)	Freiburg
Verein für forstliche Standortskunde und Forstpflanzenzüchtung	Freiburg
Historischer Verein Freising	Freising
Friedberger Geschichtsverein	Friedberg
Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.	Friedrichshafen
Fuldaer Geschichtsverein	Fulda
Verein für Naturkunde in Osthessen	Fulda
Geschichts- und Heimatverein Furtwangen	Furtwangen
Heimat- und Geschichtsverein Gütenbach	Gütenbach
Staats- und Universitätsbibliothek / Carl von Ossietzky.	Hamburg
Wetterauische Gesellschaft für die gesamte Naturkunde zu Hanau	Hanau
Naturhistorische Gesellschaft Hannover	Hannover
Nordoberfränkischer Verein für Natur-, Geschichts- und Landeskunde	Hof

Vereinschronik

Museum Reichenfels	Hohenleuben
Verein für Thüringische Geschichte.	Jena
Landesamt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württ.	Karlsruhe
Naturwissenschaftlicher Verein Karlsruhe	Karlsruhe
Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein	Kiel
Stadtarchiv Konstanz	Konstanz
Historischer Verein für Niederbayern	Landshut
Akademie der Wissenschaften und der Literatur.	Mainz
Mainzer Altertumsverein.	Mainz
Rheinische Naturforschende Gesellschaft	Mainz
Verband für Orts- und Flurnamenforschung in Bayern.	München
LWL-Museum für Naturkunde	Münster
Germanisches Nationalmuseum	Nürnberg
Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg.	Nürnberg
Offenbacher Verein für Naturkunde	Offenbach
Historischer Verein für Mittelbaden	Offenburg
Verein für Geschichte und Altertumsforschung Westfalens.	Paderborn
Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur	Ravensburg
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg	Regensburg
Naturwissenschaftlicher Verein Regensburg	Regensburg
Reutlinger Geschichtsverein	Reutlingen
Archiv der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg.	Rostock
Rottweiler Geschichts- und Altertumsverein.	Rottweil
Kulturamt Bodenseekreis.	Salem
Geschichtsverein Markgräflerland.	Schopfheim
Museums- und Geschichtsverein Schramberg	Schramberg
Hohenzollerischer Geschichtsverein	Sigmaringen
Hegau-Geschichtsverein	Singen
Pfälzische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften	Speyer
Verein für Heimatgeschichte Sankt Georgen im Schwarzwald	Sankt Georgen
Historischer Verein Straubing und Umgebung	Straubing
Staatsanzeiger für Baden-Württemberg.	Stuttgart
Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg	Stuttgart
Schwäbischer Heimatbund	Stuttgart
Staatliches Museum für Naturkunde, Bibliothek Schloss Rosenstein	Stuttgart
Stadtbibliothek Trier	Trier
Museen der Stadt Tuttlingen	Tuttlingen
Pfahlbaumuseum Unteruhldingen	Uhldingen
Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben	Ulm
Geschichts- und Heimatverein Villingen	VS-Villingen
Braunschweigischer Geschichtsverein	Wolfenbüttel
Altertumsverein Worms.	Worms
Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte	Würzburg
Naturwissenschaftlicher Verein Würzburg	Würzburg

Vereinschronik

Schweiz (10)

Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel	Basel
Archäologischer Dienst des Kantons Bern	Bern
Historischer Verein des Kantons Thurgau	Frauenfeld
Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg	Fribourg
Société Neuchâtoise des Sciences Naturelles	Neuchâtel
Historischer Verein des Kantons Sankt Gallen	Sankt Gallen
Historischer Verein des Kantons Schaffhausen	Schaffhausen
Naturforschende Gesellschaft	Schaffhausen
Antiquarische Gesellschaft in Zürich	Zürich
Naturforschende Gesellschaft in Zürich	Zürich

Österreich (9)

Centrum für Jüdische Studien, Karl-Franzens-Universität Graz	Graz
Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark	Graz
Waldviertler Heimatbund	Horn
Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum	Innsbruck
Salzburger Museum Carolino Augusteum	Salzburg
Museum Niederösterreich	Sankt Pölten
Heraldisch-Genealogische Gesellschaft „Adler“	Wien
Naturhistorisches Museum Wien	Wien
Zoologisch-botanische Gesellschaft in Österreich	Wien

Frankreich

Société d'Histoire et de d'Archéologie de Saverne et Environs	Saverne
(Gesellschaft für Geschichte und Archäologie von Saverne und Umgebung)	

Italien

Museo di Storia Naturale di Venezia	Venedig
(Naturhistorisches Museum von Venedig)	

Griechenland

Goulandris Natural History Museum	Kifissia
(Naturhistorisches Museum Goulandris)	

Kroatien

Hrvatsako prirodoslovno društvo	Zagreb
(Kroatische Naturhistorische Gesellschaft)	

USA

Smithsonian Institution	Washington
-----------------------------------	------------

Jahresexkursion 2017:

Durch das Siebenmühlental zum Schloss Waldenbuch

Besuch des *Museums der Alltagskultur*

und des *Museums Ritter* für moderne Kunst in Waldenbuch

Sonntag, 23. Juli 2017

VON HANS KEUSEN

An den Tagen vor der geplanten Jahresexkursion ist es wie üblich im Juli recht heiß und teilweise schwül, so dass man sich Gedanken machen muss, ob den Exkursionsteilnehmern die geplante längere Wanderung durch das Siebenmühlental zugemutet werden kann.

Doch am Morgen des 23. Juli ist es angenehm kühl und es fällt ein leichter Nieselregen, der die Luft frisch werden lässt. Damit sind die äußeren Bedingungen für die Wanderung optimal. Nach pünktlichem Start des fast vollbesetzten Busses am Donaueschinger Bahnhof um 7.30 Uhr geht es auf kurzweiliger Fahrt über die Autobahn A 81 in den östlichen Teil des Schönbuchs, dessen westlicher Teil mit Kloster Bebenhausen im Jahr 2013 das Ziel der Jahresexkursion des Baarvereins war. Diesmal ist eine knapp dreistündige Wanderung durch das romantische Tal des Flüsschens Reichenbach geplant, die auch als Wanderung durch das Siebenmühlental bezeichnet wird. Allerdings ist dieser Name etwas irreführend, denn es standen bis zu elf Mühlen im Flusstal. Doch eine Urkunde aus dem Jahr 1388 erwähnt „sieben Mühlen im Reichenbach“ und diese Beschreibung ist wohl namensgebend geblieben. Die meisten der Mühlen haben ihre ursprüngliche Funktion verloren und werden heute als Landwirtschaftsbetriebe, Pferdepensionen oder Gasthäuser betrieben.

Gegen 9 Uhr erreicht der Bus den Stadtteil Liebenau der Stadt Waldenbuch. Von dort ist es nicht mehr weit zur Burkhardtsmühle, wo der Reichenbach in die Aich mündet. Die Exkursionsteilnehmer werden in zwei etwa gleich große Gruppen eingeteilt. Die eine Gruppe wandert flussaufwärts links des Reichenbaches in Richtung Norden, die andere rechts des Flusses. Das Wetter hat sich gebessert, doch sicherheitshalber werden die Regenschirme im Rucksack mitgenommen. Der Wanderweg ist eben ohne große Steigungen, doch kreuzen ihn viele andere Pfade, was dazu führt, dass sich die rechtsseitige Gruppe gleich zu Beginn der Wanderung verläuft und einen ungeplanten Umweg machen muss. Aber das passiert auch der linksseitigen Gruppe, wie beim gemeinsamen Mittagsvesper zu erfahren ist. Doch beide Gruppen erleiden keinen zu großen Zeitverlust, und die wunderschöne Vegetation mit schönen Ausblicken entschädigt reichlich für die Umwege.

Auf der linken Seite des Flusses ist der Wanderweg auch gleichzeitig der Teil eines Bundes-Radwanderweges. Auf ihm herrscht reger Fahrradverkehr, zumal das Wetter sich immer mehr bessert. Der Reichenbach wird von beiden Gruppen



Wanderweg und drei Wanderer. Fotos: Hans Keusen (wenn nicht anders vermerkt).

mehrmals überquert. Kurz vor der Erreichung des Mittagszieles, der Seebrückenmühle, passiert ein nicht ungefährlicher Verkehrsunfall, als ein Radler und eine Radlerin aus entgegengesetzten Richtungen kommend ineinander fahren. Wir können helfen, die Radler erbitten per Handy die Hilfe des DRK.

An der Seebrückenmühle treffen sich beide Wandergruppen gegen 12 Uhr wohlbehalten zum gemeinsamen Mittagsvesper aus dem Rucksack. Inzwischen hat sich das Wetter zum Besten gewandelt, und die Sonne strahlt von einem wolkenlosen Himmel.



Vesper an der Seebrückenmühle.



Denkmal mit einem Tuba-Bläser.

Der Bus startet pünktlich um 13 Uhr von der Mühle ins Zentrum von Waldenbuch und zum gleichnamigen Schloss. Der Jagdleidenschaft der Württemberger Landesfürsten haben es die Waldenbacher zu verdanken, dass ab der Mitte des 16. Jahrhunderts die mittelalterliche Burg zu einem großzügigen Drei-Flügel-Schloss der Renaissance umgebaut wurde. Der Umbau erfolgte in vier Phasen und dauerte 150 Jahre. Das Ergebnis war ein wirklich

prachtvolles Schloss, das sich in und über der Stadt erhob. Mit dem Ende der Monarchie 1918 begann der Niedergang des Schlosses. Die funktionslos gewordenen Gebäude wurden häufig wechselnd genutzt als Kaserne, Hospital, Gefängnis und Schule. 1976 entschied die baden-württembergische Landesregierung, dem Verfall des Schlosses ein Ende zu bereiten. Nach einer gründlichen Renovierung sollte das Schloss ein Museum der Volkskultur beherbergen. Der Umbau von Außenfassade und Gebäudeinnerem dauerte gut zehn Jahre. Am 1. Juli 1989 wurde das sanierte Jagdschloss der Öffentlichkeit übergeben, in dem nach einer Neukonzeption in den Jahren 2010 bis 2015 nun das umbenannte *Museum der Alltagskultur* untergebracht ist, eine Außenstelle des Landesmuseums Württemberg.

Nach einem kurzen Bummel durch die historische Altstadt mit vielen sehr gut erhaltenen Fachwerkhäusern betreten wir das zentral gelegene Schloss. Der erste Eindruck ist: Die Renovierung des Schlosses ist toll gelungen! Die Räume sind hoch und hell, die Böden sind aus allerfeinstem Parkett, die breiten und schier endlos langen Gänge sind mit schönem alten Holz ausgekleidet und alles atmet eine transparente und zugleich herrschaftliche Eleganz.

Der zweite Eindruck: Ist das eine riesige Ausstellung! Auf drei Etagen und insgesamt 2.500 qm breiten sich die Sammlungen des Museums aus. Es ist eines der bedeutendsten Volkskundemuseen im deutschsprachigen Raum. Die Kultur und die Lebensweise breiter Bevölkerungsschichten im regionalen Schwerpunkt Württemberg spiegeln sich hier wider. Zahllose Objekte und ihre spannenden Hintergrundgeschichten laden zu einer Zeitreise in die Vergangenheit ein. Zu entdecken gibt es altbekannte und neu zu sehende Alltagsobjekte vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Die wahren Helden des Alltags erkennt man erst auf den zweiten Blick, sie heißen *Wäscheklammer*, *Streichholz* und *Flaschenöffner* sowie *Klobbürste* und *Toilettenpapier* – sie erleichtern unseren Alltag.



Museum der Alltagskultur im Schloss Waldenbuch. Foto: Wikimedia Commons.

[https://commons.wikimedia.org/-panoramio_\(1\).jpg](https://commons.wikimedia.org/-panoramio_(1).jpg) [28.2.2018]. Das Bild ist gemeinfrei.

Gegliedert ist die Ausstellung in große Themenkomplexe wie *Wohnwelten*, *Arbeits- und Kleiderwelten*, *Zeitsprünge* oder der geschichtliche Komplex *Hirsche, Fürsten, Waldgeschichten*. So erkundet jeder Exkursionsteilnehmer das Museum nach seinen Vorlieben in aller Muße und ganz entspannt, eine Führung würde hier nur stören.



Gänge und Zimmer im Schloss.

Gegen 15 Uhr machen wir bei weiterhin strahlendem Sonnenschein einen kurzen Spaziergang zum nahe gelegenen *Museum Ritter* für moderne Kunst. Das *Museum Ritter* ist ein privates Kunstmuseum und präsentiert die Sammlung moderner Kunst der Enkelin des Firmengründers der Schokoladenfabrik, Marli Hoppe-Ritter. Frau Hoppe-Ritter und ihr Ehemann Hilmar Hoppe gründeten eine Stiftung zur Förderung moderner Kunst. Das Museum besteht seit 2005 und widmet sich besonders der Rolle, die das *Quadrat* in der Kunst des 20. und 21. Jahrhunderts spielt.



Museum Ritter. Foto: aus Wikipedia-Artikel zu Museum Ritter [28.2.2018]. Das Bild ist gemeinfrei.

Das Thema *Quadrat* erinnert an die Schokoladenmarke „Ritter Sport“. Das Museumsgebäude selbst ist dem Thema folgend ein quadratischer Würfel von 44 auf 44 Metern von dem Schweizer Architekten Max Dudler. Neben der Dauerausstellung finden auch jährlich einige Wechselausstellungen statt. Im Juli 2017 ist eine Sonderausstellung unter dem Titel *Rot kommt vor Rot* eben der Farbe Rot und ihren Nuancen gewidmet.

Natürlich ist das Museum im Vergleich zum Schloss sehr viel kleiner und auch nüchterner, aber es ist dafür intimer und in der Hängung der Bilder hochinteressant. Selten hat man moderne Kunst so kompakt und die Farbe Rot so strahlend gesehen wie hier.



Bildrahmen mit Weingläsern.



»Würfel«.



Im Museumscafé.

Nach so viel Augenschmaus ist ein Besuch im Gartencafé erholend, das dem Museum angeschlossen ist: Man sitzt bei strahlendem Sonnenschein unter großen Sonnenschirmen im Freien und genießt das Wetter, den Kaffee und die Ruhe.

Gegen 17 Uhr brechen wir mit dem Bus auf nach Schömberg, wo wir ab 18.30 Uhr ein gemeinsames Abendessen im Gasthaus Waldschenke am Stausee bestellt haben.

Die Rückfahrt ist kurz und stressfrei. Pünktlich um 20.30 Uhr geht eine vom Wetter begünstigte und interessante Jahresexkursion zu Ende.



Abendessen in der Waldschenke.

Von der Reformation zur Ökumene

Konfessionelle Identitäten und Milieus in Villingen-Schwenningen
und auf der Baar vom 16. Jahrhundert bis heute

Tagung im Landratsamt des Schwarzwald-Baar-Kreises
22. bis 23. September 2017

von CLEMENS JOOS und MICHAEL TOCHA

Auf große Publikumsresonanz stieß das Symposium über konfessionelle Identitäten und Milieus in Villingen-Schwenningen und auf der Baar, das der Baarverein gemeinsam mit den evangelischen Kirchen in Villingen und Schwenningen und dem Kreisarchiv veranstaltete.

Anlass dafür war, dass im Jahr 2017 gleich zwei für unsere Region bedeutende Jubiläen zusammenfielen. Die erste Erwähnung Villingens, Schwenningens und Tannheims vor 1200 Jahren verweist auf gemeinsame historische Ursprünge (siehe hierzu die Buchbesprechung in den *Schriften der Baar*, Band 2017, Seite 183). Die Reformation, die vor 500 Jahren begann, lenkt dagegen den Blick auf unterschiedliche Identitäten. Denn die katholische und die evangelische Konfessionalisierung war mehr als nur eine Festlegung unterschiedlicher Glaubensinhalte. Sie brachte darüber hinaus gesellschaftliche Abgrenzungen und verschiedene Kulturen hervor. „*Konfessionelle Identitäten‘ hört sich so harmlos an‘*“, stellte Oberbürgermeister Dr. Rupert Kubon in seinem Grußwort fest, „*aber wenn man ‚konfessionell‘ durch ‚religiös‘ und ‚Identitäten‘ durch ‚Konflikte‘ ersetzt, dann wird das Thema ganz aktuell.*“ In der Tat fragte die Tagung nach Spannungen, Konflikten und dem Miteinander zwischen den Konfessionen in unserer Region, nachdem 1534 mit der Landesgrenze zum evangelischen Württemberg auch eine Konfessionsgrenze auf der Baar entstanden war.

Chronologisch begann der Vortragsreigen im 16. Jahrhundert mit dem Ausbleiben der Reformation in Villingen und ihrer Einführung im Herzogtum Württemberg, die Professor Franz Brendle aus Tübingen in seinem Abendvortrag anschaulich schilderte. Der Fokus der Tagungsbeiträge richtete sich auf die vielfältigen Folgen dieser Grenze im Alltag, die bis hin zu unterschiedlichen Kalendern reichten, in der herrschaftlich-konfessionell gespaltenen Gemeinde Tennenbronn mitunter aber auch ganz pragmatisch gemeistert werden konnten. Während in der Gelehrtenrepublik des 18. Jahrhunderts, an der die Villingener Benediktiner Anteil hatten, das Überspringen konfessioneller Verengungen problemlos möglich war, kam es im 19. Jahrhundert großflächig wieder zu einer Verstärkung konfessioneller Gegensätze. Das wurde für die Region anhand der schwierigen Anfänge der katholischen Reichsstadt Rottweil im evangelischen Württemberg, der ganz unterschiedlich verlaufenen Gründungen evangelischer

Gemeinden in Villingen und Donaueschingen und der Stellung der katholischen Arbeiterschaft in Schwenningen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts deutlich. Hingegen stellt die Entstehung der Herrnhuter Kolonie im benachbarten Königsfeld den regional einmaligen Sonderfall einer konfessionell bestimmten Ortsgründung dar. Die tiefen Verwerfungen im katholischen Bereich nach der Abspaltung der altkatholischen Kirche 1871 wurden für die Gemeinden Furtwangen und Gütenbach nachgezeichnet. Mit einem Rückblick auf die Entwicklung der Ökumene seit den 1960er Jahren schlug der evangelische Villingener Dekan Wolfgang Rüter-Ebel schließlich den Bogen bis in die Gegenwart. Der Vortrag von Michael Beer über die kirchliche Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen nach 1945 musste leider ausfallen und wird zu einem späteren Termin nachgeholt.

Angesichts des großen Publikumsinteresses zogen die Veranstalter eine sehr positive Bilanz der Veranstaltung. Inhaltlich bilanzierte der Schwenninger Historiker Michael Zimmermann mit Blick auf die Bedeutung der Thematik für das Stadtjubiläum und das heutige Miteinander in der Doppelstadt: *„Die Schwenninger beteiligten sich als Fuhrleute beim Abtransport der Silbermann-Orgel aus der Villingener Benediktinerkirche 1812, aber sie waren zuvor auch als Bauleute am Bau des Kirchturms beteiligt gewesen. Es kommt immer darauf an, an welchen Teil der Geschichte man sich erinnert!“*

Die Beiträge zur der Tagung werden in einem gesonderten Tagungsband veröffentlicht.



Begeisternder Redner: Professor Franz Brendle beim Abendvortrag.

Foto: Clemens Joos, Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis.



Jahres Programm

2018



Verein für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar e.V.
gegründet 1805



1 Mittwoch | 17.01. | 19:00 Uhr | Vortrag

Dinosaurier auf der Baar und im Klettgau

Alte Funde einer Fossilengrabung im schweizerischen Klettgau.

Dr. Heinz Furrer, Zürich

Ort: Donaueschingen, Hotel Grüner Baum in Allmendshofen.

2 Mittwoch | 31.01. | 18:00 Uhr | Besichtigung

Eine Eiskathedrale auf der Baar

Besichtigung des ehemaligen Eishauses der fürstlichen Brauerei.

Hubert Mauz, Donaueschingen

Treffpunkt: Donaueschingen, F. F. Eishaus, Prinz-Fritzi-Allee 7.

3 Freitag | 23.02. bis 23.03. | 19:00 Uhr | Vortragsreihe

„Einer meiner tüchtigsten und frömmsten Priester“

Stadtpfarrer Heinrich Feurstein, Donaueschingen (1877–1942)

23.02. **Dr. Hans Keusen:** Heinrich Feursteins Biographie.

Elmar Enssle/Gunter Faigle: Feurstein und die Arbeiterfrage.

„Die soziale Bewegung im christlichen Geist beeinflussen.“

02.03. **Heinrich Feldmann:** Feurstein in der Kirche seiner Zeit.

Clemens Joos: Feursteins Neujahrspredigt 1942.

16.03. **Dr. Bernd Konrad:** Feurstein als Kunsthistoriker.

23.03. **Gesprächsrunde mit Zeitzeugen.** Moderation: Clemens Joos.

Andreas Rütshlin: Zeitgenössische Lieder (Kirche St. Marien).

Kreisarchiv Schwarzwald-Baar-Kreis / Baarverein / Pfarrgemeinde

Heilige Dreifaltigkeit / Kolpingsfamilie Donaueschingen.

Ort: Donaueschingen, Mariensaal, Eilestraße 4.

4 Sonntag | 04.03. | 10:30 Uhr bis 18 Uhr | Projekttag

Aktionstag Geschichte – Projekte und Vorträge

Thema: Epochenjahr 1918: Krieg – Revolution – Republik.

Archive, Geschichts- und Heimatvereine sowie Museen in der Region.

Ort: VS-Villingen, Franziskanermuseum, Rietgasse 2.

5 Freitag | 13.04. | 19:00 Uhr | Versammlung

Mitgliederversammlung des Baarvereins

mit Vorstellung des Jahresbandes 2018 (Band 61).

Ort: Donaueschingen, Hotel Grüner Baum in Allmendshofen.



3



7

6 Samstag | 21.04. | 14 Uhr bis 17 Uhr | Exkursion

Heidelerche und Raubwürger im NSG Kraftstein

Die größte Wacholderheide im Regierungsbezirk Freiburg.

Thomas Stehle, Landschaftserhaltungsverband Tuttlingen

Treffpunkt: Mahlstetten, Kraftstein 3, Parkplatz beim Landheim.

Fahrgemeinschaft: 13 Uhr ab Donaueschingen, Christuskirche.

7 Mittwoch | 25.04. | 19:00 Uhr | Vortrag

Neophyten – Pflanzen auf Reisen

Natur zwischen Wandel und Veränderung.

Renate Market, Trossingen

In Kooperation mit dem Schwäbischen Albverein.

Ort: Donaueschingen, Landratsamt, Humboldtstraße 11.

8 Samstag | 12.05. | 14:30 Uhr bis 18 Uhr | Exkursion

Städtische Adelsherren in Immendingen

Spaziergang auf den Spuren Roth von Schreckensteins und der Freiherren von Reischach mit Besuch der beiden Schlösser.

Franz Dreyer, Immendingen-Zimmern

Treffpunkt: Immendingen, Rathaus, Schlossplatz 2.

Fahrgemeinschaft: 14 Uhr ab Donaueschingen, Christuskirche.

9 Sonntag | 27.05. | 10 Uhr bis 14 Uhr | Exkursion

Im Moos ist viel los!

Führung durch das Umweltzentrum und das Schwenninger Moos.

Volker Braun, VS-Schwenningen

Treffpunkt: VS-Schwenningen, Umweltzentrum, Neckarstraße 120.

Fahrgemeinschaft: 9:30 Uhr ab Donaueschingen, Christuskirche.

10 Mittwoch | 06.06. | 19:30 Uhr | Vortrag

Die ältesten Kunstwerke der Welt

Funde auf der Schwäbischen Alb

zeugen von 40 000 Jahren Kunstgeschichte.

Prof. Dr. Ernst Seidl, Museum der Universität Tübingen (MUT)

Ort: Donaueschingen, Ev. Gemeindehaus, Max-Egon-Str. 21a.



11 Samstag | 16.06. | 14:30 Uhr bis 17 Uhr | Exkursion

Hofkapellen zeugen von bäuerlichem Glauben

Wanderung zu drei Kapellen auf der Gemarkung Klengen.

Josef Vogt, Brigachtal

Treffpunkt: Brigachtal-Klengen, Beckhofer Straße 1.

Fahrgemeinschaft: 14 Uhr ab Donaueschingen, Christuskirche.

12 Mittwoch | 27.06. | 19:00 Uhr | Vortrag

Neues vom Naturschutzgroßprojekt Baar

Was soll erreicht werden? Wer profitiert? Was ist geplant?

Thomas Kring, Hüfingen, Projektleiter NGP Baar

Ort: Donaueschingen, Landratsamt, Humboldtstraße 11.

13 Samstag | 07.07. | 14:00 Uhr | Exkursion

Neues Zuhause für Kreuzkröte und Rohrsänger

Biotop-Gestaltung am Pfohrener und Hüfinger Riedsee.

Hildegard und **Otto Körner**, Bräunlingen/**Stefan Hafner**, Löffingen

Treffpunkt: DS-Pföhren, Parkplatz Hüfinger Straße 39 (Firma Mall).

14 Sonntag | 22.07. | Ganztägige Jahresexkursion

Ins Markgräflerland und nach Staufen

Heitersheim, Sulzburg (Basilika/jüdischer Friedhof) und Staufen.

Programm liegt der Einladung zur Mitgliederversammlung bei.

15 Mittwoch | 12.09. | 19:30 Uhr | Vortrag

Bankrotteur – NS-Funktionär – „Volksschädling“

Aufstieg und Fall des Donaueschinger Kreisleiters Walther Kirm.

Dr. Wolf-Ingo Seidelmann, Rödental (bei Coburg)

Ort: Donaueschingen, Landratsamt, Humboldtstraße 11.

16 Sonntag | 16.09. | 14 Uhr bis 17 Uhr | Exkursion

Geologie zum Anfassen

Erkundung des Muschelkalk-Meeres im Steinbruch.

Martin Fetscher / Ernst-August Wahlbrink, VS-Villingen

Festes Schuhwerk/Hammer und Schutzbrille mitbringen.

Treffpunkt: Brigachtal, Steinbruch Klengen, Schützenstraße 30.

Fahrgemeinschaft: 13:30 Uhr ab Donaueschingen, Christuskirche.



17 Mittwoch | 10.10. | 19:00 Uhr | Vortrag

„Wir haben geliehen Hansen von Randegg ...“

Das Kloster Reichenau als Lehensherr (Klettgau, Hegau, Baar).

PD Dr. Harald Dreschka, Universität Konstanz

Kreisarchiv mit Partnern. Anmeldung: R.Kiefer@Lrasbk.de

Ort: Hüfingen, Rathausgalerie, Hauptstraße 18.

18 Mittwoch | 07.11. | 19:00 Uhr | Vortrag und Präsentation

Mut zur Tracht!

Tracht als modischer Ausdruck lokaler Verbundenheit.

Stefanie Kunert, Glottertal – *Wer hat Mut und kommt in Tracht?*

Ort: Donaueschingen, Alte Hofbibliothek, Haldenstraße 5.

19 Donnerstag | 15.11. | 19:00 Uhr | Vortrag

„Was fremd ist, ist deswegen nicht schlecht“

Flüchtlinge und Vertriebene auf der französisch besetzten Baar.

Dr. Mathias Beer, Tübingen

Kooperation: Ev. Erwachsenenbildung und kath. Bildungszentrum.

Ort: VS-Villingen, Münsterzentrum, Kanzleigasse 30.

20 Donnerstag | 22.11. | 19:00 Uhr | Vortrag

Ein Mythos um die Zähringerstädte?

Archäologische Studien zu Veränderungen mittelalterlicher Städte.

Dr. Armand Baeriswyl, Bern

In Kooperation mit den Städtischen Museen Villingen-Schwenningen.

Ort: VS-Villingen, Franziskanermuseum, Rietgasse 2.

21 Mittwoch | 05.12. | 19:30 Uhr | Vortrag

Kindersegen, Glück und Leid

Zur Kultur- und Alltagsgeschichte der Kindheit.

Prof. Dr. Christel Köhle-Hezinger, Esslingen

In Kooperation mit der Evangelischen Erwachsenenbildung.

Ort: Donaueschingen, Ev. Gemeindezentrum, Max-Egon-Str. 21a.

22 Samstag | 15.12. | 15 Uhr bis 18 Uhr | Jahresausklang

Hereinspaziert beim Baarverein

Glühwein und Gebäck in der Geschäftsstelle (Schulstraße 6).



Gäste sind herzlich willkommen!

Bitte unterstützen Sie unseren Verein durch Ihre Mitgliedschaft. Der Jahresbeitrag beträgt 25 Euro (Ermäßigungen für Jugendliche und Familien). Der jährlich erscheinende Band »Schriften der Baar« ist im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Vorschläge für Themen und Referenten sind erwünscht. Möchten Sie im Baarverein mitarbeiten? Bitte sprechen Sie uns an.

Besuchen Sie auch unsere Internetseite www.baarverein.de. Hier sind alle seit 1870 erschienenen Bände der »Schriften der Baar« frei zugänglich und stehen Ihnen zur eigenen Recherche zur Verfügung.

Damit Sie aktuell über die Veranstaltungen des Baarvereins informiert werden, können Sie unter der Mailadresse info@baarverein.de unseren Baarverein-Newsletter bestellen, der Ihnen auch einen Überblick gibt, welche Veranstaltungen außerhalb des Baargebietes interessant sind.

Die **Christuskirche Donaueschingen** an der Ecke Max-Egon-Straße/ Irmastraße ist unser üblicher Sammelpunkt für Fahrgemeinschaften.

Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar e.V.

Geschäftsstelle: 78166 Donaueschingen · Schulstraße 6

Postadresse: 78159 Donaueschingen · Postfach 1954

Öffnungszeiten: Mo 18 – 20 Uhr, Änderungen vorbehalten

Telefon/Fax: (0771) 92 94 205

Internet: www.baarverein.de

E-Mail: info@baarverein.de

Facebook: Baarverein



Bankverbindung: Sparkasse Schwarzwald-Baar

IBAN: DE43 6945 0065 0242 2060 10

Abbildungen: Sebastian Wehrle (Titelfoto), Helmut Egy, Heinz Furrer, Hildegard Körner, Hubert Mauz, Renate Market, Ernst Seidl, Wikimedia Commons, Archiv des Baarvereins

Die Baar neu entdecken

VON ROLF BAIKER

Am Schluss dieses Schriftenbandes wenden wir uns an Sie, die Mitglieder des Baarvereins und die Leserinnen und Leser. Der Baarverein möchte in den kommenden Jahren zusätzlich aktuelle regionale Themen in sein Programm aufnehmen und damit den Bogen spannen von der klassischen Ausrichtung des Vereins zu den Herausforderungen unserer Zeit.

Der Verein wurde im Jahre 1805 gegründet (seinerzeit noch im fürstlichen Donaueschingen, „*an den Quellen der Donau*“), um schon damals Naturwissenschaften und Geschichte mit regionalem Bezug zu entwickeln. Seit fast 150 Jahren gibt es die „*Schriften der Baar*“. Heute gilt es, die vielfältigen und anspruchsvollen regionalwissenschaftlichen Aufgaben gemeinsam mit Partnern aufzugreifen. Da finden auch junge Leute ein reiches Betätigungsfeld (zum Beispiel im Rahmen von „*Jugend forscht*“). Kooperationen mit Bildungs- und Kultureinrichtungen in den Städten und Gemeinden der Region sind dabei sehr erwünscht.

Die neue Buchreihe „*Beiträge zur Region*“ ist ein Projekt des Baarvereins zusätzlich zu den „*Schriften der Baar*“. Damit ist eine neue Perspektive verbunden. Es gibt inzwischen viele Verbindungen weit über die Baar hinaus. Die Bände dieser Reihe sollen jeweils ein Thema abbilden, das in der Region auf Interesse stößt, ohne auf die gewohnten Inhalte festgelegt zu sein. Genutzt werden kann diese Publikationsform sowohl für regionalkundliche Arbeiten als auch für wissenschaftliche Projekte.

Hier folgen Themen, die in den kommenden Jahren in die Arbeit des Baarvereins aufgenommen werden könnten – in Form von Vorträgen, Exkursionen, Tagungen und Beiträgen in den „*Schriften der Baar*“ oder in anderer Form. Weitere Ideen und Konzepte werden gerne aufgenommen. Um das alles umzusetzen, sind interessierte Leute gefragt, die mit Kompetenz und Freude mitmachen und selbst die Initiative ergreifen. Die organisatorischen Strukturen sind vorhanden, diese gilt es zu nutzen. Wir freuen uns auf Ihr Interesse.

Hier eine Beispielsammlung für Themen:

- Entwicklung ländlicher Räume
- Landwirtschaft, Bodenschutz und Umwelt
- Artenreichtum und Artensterben
- Infrastruktur in der Region
- Zeitgeschichte, Kunst und Kultur
- Projekte mit jungen Forschern
- Fahrten zu unseren europäischen Nachbarn
- Geologie, Wasserwirtschaft und Klimaänderung
- Fach-Exkursionen zu unseren Partnern im Schriftentausch
- 150 Jahre „*Schriften der Baar*“ – ein Projekt für die Forschung.



Wer Lust hat, hier seine Ideen einzubringen, ist herzlich willkommen.

Hinweise für Autoren

Die Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (kurz: „*Schriften der Baar*“) erscheinen jährlich im April. Redaktionsschluss ist der 15. September des Vorjahres.

Der Schriftenband kostet 20 Euro und kann über die Geschäftsstelle bezogen werden. Für Mitglieder des Vereins ist der Band im Jahresbeitrag von 25 Euro enthalten.

Themenvorschläge oder Manuskripte nehmen die Redakteure gerne entgegen. Bitte sprechen Sie Ihr Vorhaben und den Umfang des vorgesehenen Beitrags frühzeitig mit den Redakteuren ab. Orientieren Sie sich dabei bitte an den bisherigen Bänden der „*Schriften der Baar*“ (Bezug über die Geschäftsstelle: info@baarverein.de).

Die Beiträge sollen (mit Fotos, Tabellen und Grafiken) in der Regel nicht mehr als 16 Druckseiten umfassen, das sind etwa 40.000 Zeichen (Abweichungen nach Absprache). Wir freuen uns auch über kürzere Beiträge mit guten Fotos.

Bitte senden Sie Texte in den gängigen Office-Formaten, Tabellen und Abbildungen als gesonderte Dateien. Fotos und Grafiken bitte in hoher Auflösung. Weitere Informationen erhalten Sie bei der Redaktion.

Der Autoren stellen dem Baarverein die Originalfassung der Aufsätze zum Abdruck zur Verfügung. Sie stellen sicher, dass die Abdruckrechte für Fotos und andere Dokumente vorliegen und geben die erforderlichen Quellentexte an.

Die Autoren sind damit einverstanden, dass wir ihre Beiträge nach Erscheinen des gedruckten Jahresbandes in elektronischer Form auf Datenträgern verbreiten und zum kostenlosen Herunterladen bereitstellen.

Dies erfolgt insbesondere über unsere Internetseite www.baarverein.de und die Internetseite des Südwestdeutschen Bibliotheksverbunds www.swb.de.

Nach Erscheinen des Jahresbandes stehen die im Rezensionsteil besprochenen Bücher in der Donaueschinger Bibliothek des Baarvereins für Vereinsmitglieder und Gäste bereit. Die Öffnungszeiten und den Link zur Online-Recherche in den Beständen unserer Bibliothek finden Sie über unsere Internetseite: www.baarverein.de.

Redaktion:

Naturkundliche Beiträge

Dr. Helmut Gehring
Königsberger Straße 30
78052 Villingen-Schwenningen
gehring.vs@t-online.de

Geschichtliche Beiträge

Michael Tocha
Langes Gewann 33
78052 Villingen-Schwenningen
tocha.vs@gmx.de

Buchbesprechungen

Dr. Michael Raub
Im Oberdorf 8-6
78052 Villingen-Schwenningen
Michael.Raub@t-online.de



*Hermann Rupp
(links) im Kreise
seiner jungen Helfer
bei der Ausgrabung
„Auf der Kirche“.*

Der Stadtbezirk Schwenningen der Stadt Villingen-Schwenningen besitzt ein reiches archäologisches Erbe, dessen älteste Relikte ins Paläolithikum weisen.

Die ersten Heimatforscher, die sich über die schriftliche Überlieferung hinauswagten und den Boden als historische Quelle entdeckten, waren – wie überall in Deutschland – keine studierten Historiker, sondern interessierte Laien. Vor allem mit zwei Namen verbindet sich die Pionierzeit der Archäologie an der Neckarquelle: Friedrich von Alberti und Hermann Rupp.

Sie stehen im Mittelpunkt des Beitrags von Peter Graßmann, mit dem die Forschungsgeschichte vom 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg (von etwa 1825 bis 1939) beleuchtet und ihre Bedeutung kritisch gewürdigt werden soll.